

# DIE WELTWOCHEN



## Das Wunder von Davos

**Ein Heft zur Weltlage  
mit Niall Ferguson,  
Gary Oldman, Ken Rogoff,  
Christa Rigozzi, Black Rock,  
Sudhir Hazareesingh,  
Dr. M. und Donald Trump**



Wiederholungsreise – Aufgrund grosser Nachfrage!  
Nur bei uns – Azoren Rundreise mit Thomas Kröling

10 Tage bereits ab  
**2'840.-** CHF  
pro Person

# AZOREN das versteckte Inselparadies

### Ihr Reiseleiter Thomas Kröling

Thomas Kröling ist vor 25 Jahren aus Deutschland ausgewandert und lebt seither auf den Azoren. Als Kunstgeschichtler kennt er nicht nur die Kultur und Historie dieser aussergewöhnlichen Inselgruppe, sondern wird als Landeskenner mit vielen Informationen Ihre Reise bereichern. Er begleitet Sie auf dieser Rundreise.

Auf halbem Weg zwischen Europa und Amerika sind die Azoren immer noch eine besondere Welt, die jahrhundertlang Treffpunkt für Piraten, Atlantiksegler, Walfänger oder Abenteurer waren. Millionen von Hortensien, beeindruckende Kraterseen, eigene Weine und die aussergewöhnliche Küche sind nur einige Highlights dieser einmaligen Rundreise.

#### REISEPROGRAMM VON TAG ZU TAG

- 1. Tag: Zürich – Lissabon.** Flug nach Lissabon, Stadtrundfahrt und Übernachtung.
- 2. Tag: Lissabon – Ponta Delgada.** Flug nach Ponta Delgada und Transfer zu Ihrem Hotel.
- 3. Tag: Sete Cidades & Ponta Delgada.** Ausflug in die wunderschöne Landschaft Sete Cidades. Vom Aussichtspunkt erblicken Sie die zwei bekanntesten Seen Lagoa Azul (blau) und Lagoa Verde (grün). Je nach Wetter kleine Wanderung am Kraterand. Danach Besuch von Ponta Delgada.
- 4. Tag: Vulkanismus hautnah.** Besuch der bekannten Pilgerstätte von São Miguel und des kleinen Ortes Fumas, wo sich die bereits in 200 m Tiefe brodelnde Erde

Luft verschafft. In Gorreana besichtigen Sie die einzige Teeplantage Europas.

- 5. Tag: Insel Faial & Insel Pico.** Flug auf die Insel Faial, die für ihre vielen Hortensien bekannt ist. Sie erkunden den Vulkan Capelinhos und das charmante Städtchen Horta. Überfahrt auf die Insel Pico.
- 6. Tag: Walbeobachtungen.** Tag zur freien Verfügung. Möglichkeit zu einem fakultativen Bootsausflug zu Wal- und Delfinbeobachtungen (kostenpflichtig).
- 7. Tag: Rebberge & Walfang.** Sie fahren durch wechselhafte Landschaften und erreichen Lajes, das ehemalige Walfangzentrum der Insel. Besuch des Walmuseums und Fahrt zur letzten walverarbeitenden Fabrik auf den Azoren, heute ein sehenswertes Museum.

**8. Tag: Insel Terceira.** Flug nach Lajes auf der Insel Terceira und Fahrt nach Angra do Heroísmo. Sie lernen diese historische Stadt (UNESCO Weltkulturerbe) bei einem Rundgang kennen.

**9. Tag: Inselrundfahrt.** Inselrundfahrt auf der Insel Terceira. Sie fahren nach Sao Sebastião. Im schmucken Hafenstädtchen, Praia de Vitória, haben Sie Zeit für einen Spaziergang. Weiterfahrt zum grössten Krater des Archipels: dem Vulkanschlot Algar do Carvao. Sie besuchen das einzige Weimuseum der Azoren und geniessen eine Degustation.

**10. Tag: Insel Terceira – Zürich.** Morgens Fahrt zum Flughafen und Rückflug über Lissabon nach Zürich.

**Inbegriffene Leistungen:** • Flüge Zürich-Lissabon-Ponta Delgada / Terceira-Lissabon-Zürich mit TAP Portugal und Inlandflüge in Economy Class • Sämtliche Flughafensteuern (Stand Januar 2018) • 9 Übernachtungen in guten Mittelklasshotels • Stadtrundfahrt in Lissabon • Halbpension • Alle erwähnten Transfers, Besichtigungen und Eintritte gemäss Programm • Deutsch sprechende Reiseleitung vor Ort • Reiseleiter • Kundengeldabsicherung

**Zuschläge:** • Einzelzimmerzuschlag CHF 450.- • Ausflug Walbeobachtungen Tag 6 EUR 60.- (zahlbar vor Ort) • Auftragspauschale/Reisegarantie CHF 50.-



#### Reisedaten + Sofortpreise bei Buchung bis 15.02.18

von/bis	Sofortpreis	Normalpreis
28.05. - 06.06.18	2940	3090
18.06. - 27.06.18	2840	2990
02.07. - 11.07.18	2940	3090
06.08. - 15.08.18	3040	3190
27.08. - 05.09.18	2940	3090

Alle Preise pro Person in CHF bei Doppelbelegung. Änderungen vorbehalten. Mindestteilnehmerzahl: 10 Personen.

Verlangen Sie das Detailprogramm dieser einmaligen Reise!



Wussten Sie, dass Schweizer Schüler «nach Gehör» schreiben lernen? Und lesen wiederum durch Schreiben? Was wie ein Witz klingt, ist in vielen Schulzimmern Realität. Die Methoden des 2009 verstorbenen Reformpädagogen Jürgen Reichen werden hoch gelobt, weil sie ein lustvolles und «selbstgesteuertes» Lernen versprechen. Jetzt regt sich Widerstand. Zu den profiliertesten Kritikern gehört der emeritierte Zürcher Pädagogikprofessor Jürgen Oelkers. Er macht die reformpädagogischen Methoden mit verantwortlich dafür, dass die Rechtschreibfähigkeit der heutigen Schüler bedenklich abnimmt, wie Peter Keller und Philipp Gut berichten. **Seite 18**

Diese Woche verurteilte das Obergericht des Kantons Uri auf Geheiss des Bundesgerichtes den Milieuwirt Ignaz Walker zu zehn Jahren Gefängnis, weil dieser im Herbst 2010 einen Auftragskiller auf seine Ehefrau angesetzt hatte. Es ist exakt dieselbe Strafe, zu der Walker bereits 2012 in erster Instanz verurteilt wurde. Das Verdikt ist wohl definitiv. Der vermeintliche Urner Justizskandal wird damit endgültig zum «Rundschau»-Skandal. In einer veritablen Kampagne hatte das TV-Magazin Walker zum Opfer behördlicher Willkür hochstilisiert. Dabei blieb es nicht bei der Justizkritik, wie «Rundschau»-Chef Mario Poletti nun scheinheilig relativiert. «Rundschau»-Reporter Roman Banholzer mischte sich aktiv in das laufende Strafverfahren ein. Um seine abstruse und inzwischen auch widerlegte Verschwörungstheorie zu untermauern – das Opfer soll demnach den Mordanschlag gegen sich selber inszeniert haben –, reichte er sogar manipulierte Akten beim Gericht ein. Wie ist ein derartiger journalistischer GAU möglich? Warum versagten bei SRF alle Sicherungen? Alex Baur ging der Sache auf den Grund. **Seite 34**

Es gibt sie noch, die leidenschaftlichen Verfechter der europäischen Einigung. Zu den vehementesten gehört der österreichische Schriftsteller Robert Menasse, der letztes Jahr mit seinem Europa-Roman «Die Hauptstadt» den Deutschen Buchpreis gewann. Rico Bandle hat Menasse in Zürich getroffen und einen unbändigen Debattierer kennengelernt. Voller Elan legte er sich für die europäische Idee ins Zeug, und als er einige Tage später seine pointierten Aussagen autorisieren sollte, hat er sie nicht etwa abgeschwächt, sondern zugespitzt. Dazu schrieb er: «Wenn die *Weltwoche*-Leser schon über mich herfallen wollen, dann soll doch etwas klarer sein, warum.» **Seite 68**

Mark van Huisseling kennt einige Schweizer Skigebiete und ihr touristisches Angebot recht gut: St. Moritz und Zermatt etwa, die er seit



Welches sind die innovativsten Schweizer Skiorte?

vielen Jahren besucht – Ersteres auch wegen der gesellschaftlichen Aktivitäten, Zermatt wegen seiner Pisten und des besten aller Espressi auf der italienischen Seite –, sowie Laax, wo er seit kurzem eine Wohnung hat. Darum interessierte es ihn auch persönlich, welche Skiresorts als die innovativsten hierzulande gelten. Die Ergebnisse, die aufgrund einer Befragung der Verantwortlichen von dreissig Reisezielen und einer Auswertung der Angaben durch Kenner der Branche zustande kamen, überraschten respektive freuten ihn. **Seite 38**

Ihre Weltwoche

**GESTRESST?  
ÜBERFORDERT?  
ERSCHÖPFT?**

---

**ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.**

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld  
und ein umfassendes medizinisches  
Angebot dafür.

**SEEKLINIKBRUNNEN**

Seeklinik Brunnen | Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen  
T 041 825 48 48 | [www.seeklinik-brunnen.ch](http://www.seeklinik-brunnen.ch)  
Ein Klinikum der AMEOS Gruppe

**Impressum**

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,  
leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.),  
Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*),  
Wolfgang Koydl, Hubert Mooser,  
Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher,  
Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Andreas Honegger, Peter Holenstein,  
Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer,  
Peter Keller, Wolfram Knorr,  
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,  
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,  
Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,  
David Schnapp, Hildegard Schwanager,  
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli,  
Julia Dunlop (*Online*), Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*),  
Karin Erdmann

**Bildredaktion:** Martin Kappler  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),  
Viola Antunovits, Renate Brunner,  
Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser,  
Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*),  
Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH  
**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise  
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung  
der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine  
Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,  
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.  
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# Ihr Immobilientraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus  
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab 2'350'000.-, Bezug ab Winter 2017/18  
[www.ufdeforch.ch](http://www.ufdeforch.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2018/19  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



1 ½ Zi. und 4 ½ Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Miete ab 1'640.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



5 ½ Zi. Terrassen-Mietwohnungen  
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis Miete 4'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.schwizerstrasse35.ch](http://www.schwizerstrasse35.ch)



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung  
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'952'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.lagovista.ch](http://www.lagovista.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH  
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung  
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'145'000.- inkl. PP, Bezug nach Vereinbarung  
[www.ridere-bachenbuelach.ch](http://www.ridere-bachenbuelach.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen  
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34  
Preis ab 1'750'000.-, Bezug ab Sommer 2018  
[www.bellesterrasses.ch](http://www.bellesterrasses.ch)



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8953 **Dietikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab 1'269'600.-, Bezug auf Anfrage  
[www.amena-forch.ch](http://www.amena-forch.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis ab 930'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.zuerikon.ch](http://www.zuerikon.ch)



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH  
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
Preis ab 1'275'000.-, Bezug ab Winter 2018/19  
[www.panoramaweg-kloten.ch](http://www.panoramaweg-kloten.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8102 **Oberengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.visterrano.ch](http://www.visterrano.ch)



5 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen  
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



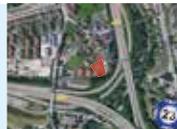
5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
8476 **Unterstammheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'125'000.-, Bezug ab Sommer 2018  
[www.heerenweg.ch](http://www.heerenweg.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis ab 1'580'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.schwizerberg.ch](http://www.schwizerberg.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
8453 **Alten b. Andelfingen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 923'000.- inkl 2 PP, Bezug ab Sommer 2018  
[www.vecciaca.ch](http://www.vecciaca.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ u. 6 ½ Zi. Terrassenhäuser  
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.mira-birchwil.ch](http://www.mira-birchwil.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)

**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?**

Melden Sie sich bei unserem Chef [ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder Tel. 052 235 80 00.

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner**

**MINERGIE**<sup>®</sup>  
Member

**You Tube**

Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

**Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:**



**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
16. - 18. März 2018, Lake Side Zürich



**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
6. - 9. Sept. 2018, Messe Zürich, Halle 6

Stand Dezember 2017

# Krötenschlucken, Autobahnen

Aussenpolitik von Donald Trump bis Ignazio Cassis.

Politik ist Zickzack, ist Aktion und Reaktion. Jeder Regierungschef verkörpert auch den Unmut, den seine Vorgänger produzierten. Auf Clinton folgte der Anti-Clinton Bush. Auf Bush folgte der Anti-Bush Obama. Auf Obama folgte der Anti-Obama Trump. So wechselt sich das ab.

Noch vor zwanzig Jahren stand die Politik, standen die Medien, stand das World Economic Forum im Bann der Globalisierung. Es konnte nicht international genug sein. Der Nationalstaat war am Ende. Die Globalisten hoben ab. Dann kam der Irakkrieg. Dann kam



Das Wunder von Davos.

die Finanzkrise. Dann kam die Euro-Krise. Dann kam die Migrationskrise. Dann kam der Brexit. Dann kam Trump.

Trump ist ein Symptom. Seine Wahl steht für die Suche nach einem neuen Gleichgewicht. Nicht Tabula rasa, kein Entweder-oder. Es geht darum, ein neues Gleichgewicht zu finden zwischen dem Nationalen und dem Internationalen. Das ist die aussenpolitische Gretchenfrage.

Der grösste Irrtum der letzten Jahrzehnte war der Glaube an das Ende des Nationalstaats. Hier trafen sich linke Universalisten mit bürgerlichen Freihändlern, die sich ins Globale davonträumten. Sie vergassen, dass sich das Leben nach wie vor im Kleinen abspielt. Offene Grenzen, *united colors*, keine Kriege mehr, liberales Nirwana, die Welt als Lichterkette: Es klingt schön, geht aber an der Wirklichkeit vorbei.

Hätten es die etablierten Parteien früher gemerkt, wäre ein Donald Trump kaum gewählt worden. Auch in der EU sähe es politisch anders aus. Aber für Staaten gilt, was jeder Unternehmensführer weiss: Nur Krisen bringen Veränderung. Sonst bleibt alles beim Alten.

Von Politikern oder Medien kam die Einsicht nicht. Es waren die gewöhnlichen Leute, die Wähler, die «Beklagenswerten», die an den Urnen für einen Richtungswechsel sorgten.

Auch die Schweizer Aussenpolitik sucht eine neue Balance. Die letzten Jahrzehnte waren geprägt durch die Annäherung an die Europäische Union. Es riss eine Kluft auf zwischen der Politik in Bern und den Wünschen der Bevölkerung. Die Politik drängte in die EU, das Volk hielt dagegen. Der Aufstieg der SVP ist das Resultat dieser Spaltung und auch der Grund, dass sich die Lager wieder näherkamen.

Der EU ist die Schweiz ein Dorn im Auge. Es schmerzt, wenn das erfolgreichste Land in der Mitte partout nicht Teil der so gut gemeinten Organisation sein will. Solange die Schweiz draussen ist, kommt die EU nicht zur Ruhe. Die Selbstzweifel wollen betäubt sein. Also muss man den sturen Eidgenossen zeigen, dass es draussen viel garstiger und gefährlicher ist als drinnen. Die EU zieht die Schrauben an, setzt Druck auf bei den Börsen. Das ist der aktuelle Stand.

«Rahmenvertrag» bedeutet: Die EU will sich die Schweiz unterjubeln. Die EU will, dass die Schweiz mitmacht, ohne dass die Schweiz merkt, dass sie der EU beigetreten wurde. Es geht doch nicht, dass dieser Zwerg so erfolgreich nach seinen eigenen Regeln spielt. Wenn er mit uns geschäften will, soll er gefälligst unsere Regeln übernehmen. Automatische Rechtsübernahme. Das ist der Kern, nicht das kosmetische Problem der «fremden Richter»: Geschäft gegen direkte Demokratie, Marktzugang gegen Stimmrecht. Das ist der Deal, den uns die EU bietet. Viele Schweizer sind verführbar.

Aber sollen sie für etwas Wohlstand wirklich ihre Stimmzettel nach Brüssel abgeben, die direkte Demokratie entsorgen für ein paar

Marktanteilpromille? In Bern gibt es für diesen Plan erstaunlich viele Sympathisanten. Sie wollen den institutionellen Anschluss an die EU, aber sie wollen ihn nicht deshalb, weil sie von dessen Richtigkeit überzeugt wären, sondern, weil es bequemer ist. Mehr EU heisst auch weniger Übersicht, weniger Verantwortung, weniger Demokratie, heisst weniger Macht für die Bürger, also mehr Macht für die Politiker.

Die Schweiz hat einen neuen Aussenminister. Die Hoffnungen sind gross. Letzte Woche hielt er seine erste öffentliche Grundsatzrede zu Europa. Es klang nach Widerstand, aber eigentlich bereitete auch er nur seine Zuhörer psychologisch aufs Nachgeben vor. Wer auf ausländischen Autobahnen fahren wolle, erklärte er, müsse sich ja auch an die dortigen Verkehrsregeln halten. Der Satz stimmt, aber der Vergleich ist falsch. Rahmenvertrag heisst nicht Respekt vor den Regeln der anderen. Rahmenvertrag heisst: Die Regeln der anderen gelten überall, auch in der Schweiz.

Die Schweiz, von der Ignazio Cassis erzählte, ist ein Sammelsurium von Schwächen und Bedürfnissen. Seine Lieblingsformel lautet: «Die Schweiz braucht...» Er brauchte das Verb «brauchen» mehr als ein halbes Dutzend Mal. Cassis' Bittsteller-Schweiz braucht «Sicherheit», «Marktzugang», «Binnenmarktzugang», «stabile Verhältnisse», einen «Reset», einen «Neustart» und, natürlich, einen «Vertrag» mit der Europäischen Union. Die Schweiz braucht alles. Zu geben aber hat sie nichts, was die EU brauchen könnte. Natürlich: «Wir sind zu nichts verpflichtet.» Aber, mahnt Cassis: «Jeder Weg hat seinen Preis.» Oder: «Vielleicht muss man halt mal eine kleine Kröte schlucken, um ein gutes Stück Kuchen zu bekommen.»

Krötenschlucken, Autobahnen: So redet kein Trainer, der auf Sieg spielt. So redet ein Trainer, der seiner Mannschaft sagen möchte, dass es eigentlich gar keinen Sinn ergibt, auf Sieg zu spielen. Am besten, man einigt sich schon vor dem Match auf eine knappe Niederlage, die man hinterher dem Publikum vielleicht sogar als Unentschieden verkaufen kann. Wahrscheinlich, denkt sich der Trainer, ist der Gegner grosszügiger, wenn wir bereits vor dem Spiel absteigen. Man gibt sich auf, das aber erhobenen Hauptes.

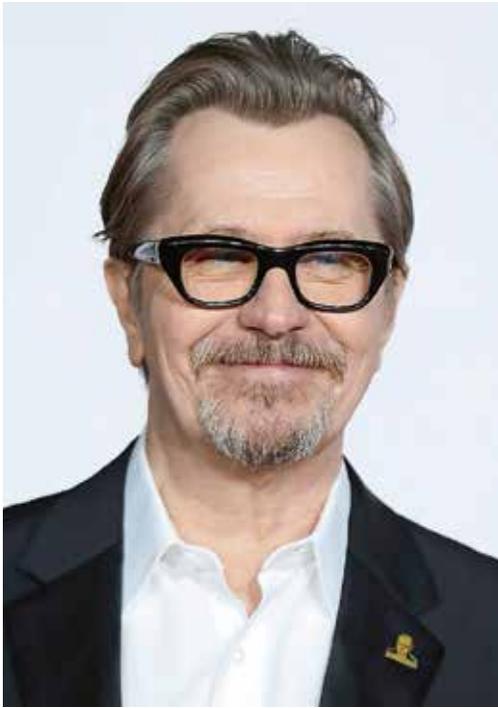
Sind wir ungerecht? Zu hart? Hoffentlich. Es wäre schön, es wäre anders. In der Weltpolitik setzt sich, auch dank Trump, die Einsicht wieder durch, dass es die Aufgabe der Politiker ist, sich für die Interessen der eigenen Länder einzusetzen. Daran ist nichts Böses oder Schlechtes. Völker, Nationen geben sich Verfassungen und Regierungen, die sich dann wieder für die Leute engagieren, von denen sie berufen wurden. *Switzerland first*. Warum eigentlich nicht? Anscheinend braucht es einen Trump, damit sie es wieder merken.

Unsere einzige Schwäche: es gibt nur 33 Betten.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.





*Raubvogelmentalität:* Gary Oldman. Seite 14



*Mehr Regenschirme:* Christa Rigozzi. Seite 22



«Langfristig gesehen, gibt es kein System, das unserem überlegen wäre.»

*Niall Ferguson:* Seite 56

## Titelgeschichte

---

- 42 **World Economic Forum**  
Hintergründe, Meinungen und Gespräche zum Treffen in Davos

## Kommentare & Analysen

---

- 5 Editorial
- 11 Kommentar  
Wachstum, Löhne, Jobs
- 12 Sicherheit Inkasso-Polizei
- 13 Eilmeldung Erotik des Illegalen
- 14 Kopf der Woche Gary Oldman,  
Churchill-Darsteller in «Darkest Hour»
- 22 Essay der Woche  
Christa Rigozzi über Zürich
- 24 Mörgeli  
Bekennnisse eines Sünders
- 24 Bodenmann  
CVP: Die Katechismus-Analphabeten
- 25 Medien Vergleichsweise harmlos
- 25 Die Deutschen Lampenputzer

## Interviews

---

- 48 **Lawrence «Larry» Kudlow** Der einflussreiche US-Ökonom über Trumps Leitlinien für den Welthandel
- 50 **Martin Lück** Der Finanzexperte sagt, welche Investitionen sich zurzeit am meisten lohnen
- 56 **Niall Ferguson** Der britische Historiker sieht Trumps geplanten Auftritt in Davos als Chance
- 62 **Sudhir Hazareesingh** Der Oxford-Politologe über den französischen Präsidenten Macron
- 74 **Nina Proll und Maria Köstlinger** Die Schauspielerinnen über untreue Männer, Sex und Beauty-Operationen

## Inland

---

- 26 **Migration** Junge Flüchtlinge attackieren Polizisten
- 28 **Grauzone Scharia** Die Schweiz und das islamische Familienrecht
- 30 **Levrats rote Katzenmusik** Flügelkämpfe bei der SP
- 31 **Bundesamt für Belästigung** Behördliche Erziehung aus Bern
- 34 **Mordfall Walker** Sensationslust bei der «Rundschau»
- 37 «No Billag» Zahlen und schweigen
- 38 **Alpine Turbos** Die innovativsten Skigebiete der Schweiz

## Ausland

---

- 33 Nahost Giftige Hilfe
- 49 Inside Washington Historisch

## Wirtschaft & Wissenschaft

---

- 18 **Schlechtschreibung ist lernbar**  
Neue Studien über falsche Konzepte
- 20 **Fisch mit «V»** Pädagoge Jürgen Oelkers über umstrittene Methoden
- 71 **Nerds auf der Überholspur**  
Karriereschmiede ETH
- 32 **Swisscom**  
Servicelücken beim Dienstleister
- 33 **Bundesamt für Energie**  
Warme Luft
- 76 **Mysterien der Weltgeschichte**  
Hitler vor Gericht

# MODERN ODER JUGENDSTIL?



zu verkaufen

## 4.5-Zimmer-Attikawohnung 3.5-Zimmer-Wohnung

In den schönsten Häusern von Davos, der Residenz Esplanade, in zeitloser Eleganz und dem einzigartigen Juwel, Esplanade Belle Epoque, an der Strelastr. 2 und 4, verkaufen wir je eine exklusive 4.5-Zimmer-Attikawohnung (140 m<sup>2</sup>) und 3.5-Zimmer-Wohnung (126 m<sup>2</sup>) an Südlage mit traumhafter Aussicht, hochwertiger Ausstattung und grossen Terrassen. Mit Ausländerbewilligung. Sie haben die Wahl!

Irmgard Planzer, Tel. 079 362 21 21  
[www.meili-unternehmungen.ch](http://www.meili-unternehmungen.ch)

**meili**unternehmungen  
Wir setzen Akzente.





«Wer ist überhaupt <das Volk?» Robert Menasse. Seite 68



«Halleluja, man sieht ja alles!» Nina Proll (l.), Maria Köstlinger. Seite 74

## Kultur & Gesellschaft

- 66 **Ikone der Woche**  
Schwanengesang
- 68 **Robert Menasse** Begegnung mit einem grossen Debattierer
- 70 **Liebe und Sex im Silicon Valley**  
Die begehrtesten Junggesellen der Welt

## Rubriken

- 11 **Im Auge**  
Ronaldinho, Fussballrentner
- 16 **Personenkontrolle**
- 17 **Nachruf**  
Paul Bocuse, Jahrhundertkoch
- 72 **Die Bibel**  
Geliebt werden wollen
- 72 **Kino** «Three Billboards Outside Ebbing, Missouri»
- 73 **Knorrs Liste**
- 73 **Jazz**  
Parisien Peirani Schaerer Wollny
- 77 **Fragen Sie Dr. M.**
- 77 **Gewinner der Woche**  
Meyer Burger
- 78 **Thiel** Pizza Groppera
- 78 **Namen**  
Handkuss und Biberpelz
- 78 **Fast verliebt**  
Männer dressieren
- 79 **Unten durch** Dringend
- 80 **Wein**  
Spitze vom Spitzerberg
- 80 **Salz & Pfeffer**  
Gourmet-Festival St. Moritz
- 81 **Auto**  
BMW M5 First Edition
- 82 **Darf man das?/Leserbriefe**

# Auf der romantischen Seine durch die Normandie mit MS Seine Comtesse ❄️❄️❄️

Es het solangs het **Rabatt\* bis Fr. 600.-**  
\*Abhängig von Auslastung, Saison, Wechselkurs



**Jetzt Katalog 2018 bestellen!**



## Paris–Les Andelys–Caudebec-en-Caux–Rouen–Paris

**8 Tage ab Fr. 1340.-** (Rabatt Fr. 600.- abgezogen, Hauptdeck hinten, Vollpension)

- Monets Seerosenteich
- Strasse der Klöster
- Stadt der 100 Kirchtürme

**1. Tag Schweiz–Paris** Anreise nach Basel. Fahrt im TGV nach Paris. Einschiffung ab 15.00 Uhr. Am späten Abend Schifffahrt Richtung Les Andelys. **2. Tag Les Andelys** Nach einer gemütlichen Schifffahrt lädt das hübsche Städtchen Les Andelys zu eigenen Erkundungen ein. **3. Tag Caudebec-en-Caux** Ausflug\* nach Honfleur, einem der entzückendsten Künstlerstädtchen und altem Seefahrerort. Ausflug\* in das malerische Seebad Etretat. Französischer Chanson-Abend an Bord. **4. Tag Caudebec-en-Caux–Rouen** Ankunft in Rouen. Rundgang\* durch die normannische Hauptstadt, der «Stadt der hundert Kirchtürme». **5. Tag Rouen** Während des Ausflugs\* zur Strasse der Klöster mit Besuch der eindrucksvollen Klöster St. Wandrille und St. Martin de Boscherville werden Kirchengeschichte und Klosterleben eindrücklich in Szene gesetzt. **6. Tag Vernon** Ausflug\* zum Anwesen von Claude Monet in Giverny. Schifffahrt auf der Seine. **7. Tag Paris** Stadtrundfahrt\* durch die Hauptstadt Frankreichs. Berühmte Sehenswürdigkeiten wie der Eiffelturm, der Arc de Triomphe, die Notre-Dame oder die Champs-Élysées begeistern Gäste aus aller Welt. Ausflug\* Montmartre mit Besuch der Basilika Sacré-Coeur im «Zuckerbäckerstil». Besuch\* einer der berühmten Cabaret-Shows von Paris. **8. Tag Paris–Schweiz** Ausschiffung und Rückfahrt im TGV nach Basel und individuelle Heimreise.

### Reisedaten 2018 Es het solangs het Rabatt

24.03.–31.03.*600	26.05.–02.06.*200	07.09.–14.09. 400
31.03.–07.04.*600	02.06.–09.06. 200	14.09.–21.09.*400
07.04.–14.04. 500	09.06.–16.06. 200	21.09.–28.09. 500
14.04.–21.04. 500	16.06.–23.06. 200	28.09.–05.10. 500
21.04.–28.04. 500	23.06.–30.06. 200	05.10.–12.10. 500
28.04.–05.05. 500	30.06.–07.07. 200	12.10.–19.10. 600
05.05.–12.05.*400	07.07.–14.07. 200	19.10.–26.10. 600
12.05.–19.05. 400	14.07.–21.07.*200	26.10.–02.11. 600

\*Günstiger Alleinbenutzungszuschlag

### Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- Bahnfahrt 2. Klasse ab/bis CH-Wohnort, Basis ½-Tax-Abo, TGV ab/bis Basel inkl. Sitzplatzreservation
- Taxitransfer Bahnhof–Schiff–Bahnhof
- Alle Schleusen- und Hafengebühren
- Deutsch sprechende Bordreiseleitung
- Audio-Set bei allen Ausflügen

**Nicht inbegriffen:** Versicherungen, Ausflüge, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung € 5–7 p.P./Tag), Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.- pro Rechnung (entfällt bei Buchung über [www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch))

2-Bettkabine Deluxe (ca. 15 m<sup>2</sup>)



### MS Seine Comtesse\*\*\*\* – by nicko cruises

Elegantes Schiff mit Platz für 150 Passagiere. Stilvoll eingerichtete Kabinen mit Dusche/WC, TV, Telefon, Föhn, Safe und individuell regulierbarer Klimaanlage. Kabinen auf Mittel- und Oberdeck (ca. 15 m<sup>2</sup>) mit nebeneinander stehenden Betten, auf Wunsch getrennt gestellt, und Panoramafenstern (in Deluxe Kabinen zu öffnen). Kabinen auf dem Hauptdeck (ca. 12 m<sup>2</sup>) mit Klapp- und Sofabett sowie grossen, nicht zu öffnenden Ausblicksfenstern. Bordausstattung: Panorama-Restaurant, Panorama-Salon/Bar, Souvenir-Shop und Bibliothek. Sonnendeck mit Sonnensegel, Liegestühlen, Stühlen, Tischen und Schachspiel. WLAN nach Verfügbarkeit (gegen Gebühr). **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

### Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck	1940
2-Bettkabine Mitteldeck vorne	2040
2-Bettkabine Mitteldeck	2140
2-Bettkabine Deluxe Mitteldeck	2240
2-Bettkabine Deluxe Oberdeck hinten	2340
2-Bettkabine Deluxe Oberdeck	2440
Zuschlag Alleinbenutzung*	auf Anfrage
Zuschlag 2. Klasse ohne ½-Tax-Abo/GA	50
Zuschlag 1. Klasse mit ½-Tax-Abo/GA	100
Zuschlag 1. Klasse ohne ½-Tax-Abo/GA	160
Annulations- und Extrarückreiseversicherung	59

\*Begrenztes Kontingent

### Weitere Reise mit MS Amadeus Diamond\*\*\*\*+

Paris–Rouen–Le Havre–Les Andelys–Paris  
**8 Tage ab Fr. 1890.-**  
(Rabatt Fr. 500.- abgezogen, Hauptdeck hinten, Vollpension)

Weitere Details im Internet oder Katalog 2018 verlangen.

Eiffelturm, Paris



\* Im Ausflugspaket (4 Ausflüge Fr. 175.-) enthalten, vorab buchbar

+ Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | Programmänderungen vorbehalten | Partnerfirma: nicko cruises

Neue Website – Online buchen und sparen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Verlangen Sie Nicole Britt  
Gratis-Nr. 0800 626 550



**Thurgau Travel**  
Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,  
Tel. 071 626 55 00 | [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)



VIP-Leserreise ab Rhodos

## Faszination «Yachting»

Luxuriöse Yachten verleiten zum Träumen. Erleben Sie das Gefühl von Unabhängigkeit, Glück und Freiheit auf unserer exklusiven 8-tägigen Seereise. Weitab von der Hektik des Alltags erfahren Sie die Natur und sich selbst auf einzigartige Weise.

Unsere grossräumige Ketsch-Motorsegeljacht steuert in ruhigen Gewässern einsame Buchten an, die auf dem Landweg nur schwer erreichbar sind. Jedes Mal, wenn wir den Anker werfen, eröffnet sich Ihnen eine neue, faszinierende Welt. Was gibt es Schöneres und Exklusiveres?

Von Bucht zu Bucht lassen wir uns treiben. Dabei geniessen Sie einmalige Traumkulissen und lernen authentische Orte wie Rhodos, Lindos, Symi oder Bozburun kennen. Sie entspannen sich an Deck, wo Ihnen ein Jacuzzi und eine Bar zur Verfügung stehen, und haben Zeit zum Baden im kristallklaren Wasser und für Wassersport.

Freuen Sie sich auf viel Privatsphäre, auf kulinarische Erlebnisse, Cocktails und nette Gespräche. Eine 6-köpfige Crew sowie der Eigentümer von Executive CH sind rund um die Uhr um Ihr Wohl besorgt. Willkommen in der Welt des Yachting!

### Jacht und Crew:

- 36-Meter-Ketsch-Motorsegeljacht
- 6-köpfige Crew
- 5 grosszügige, klimatisierte Gästekabinen mit Dusche/WC
- Deck mit Jacuzzi, Sonnenliegen und Bar
- Jetski für 2 Personen
- 2 Kanus, Stand-up-Paddle, Ringo und Beiboot

### Erlebnis-Programm:

Folgende Traumziele steuern wir an: Lindos, Thessalona, Symi mit dem Kloster Panormitis, Bozburun, Söğüt Limani, Serce Limani, Kadirga, Marmaris und Kumlubük. Sie reisen im kleinen, exklusiven Rahmen und in Begleitung des Eigentümers von Executive CH.

### Klima:

In den geschützten Buchten erreichen die Wassertemperaturen im September 27°C – perfekt, um den Sommer zu verlängern!

### Platin-Club-Spezialangebot

#### VIP-Yachtreise «Mittelmeer»

##### Reisetermin:

8. bis 15. September 2018

##### Leistungen:

- Yachtreise ab bzw. bis Rhodos
- Vollpension inkl. Getränke
- Alkoholische Getränke all-inclusive
- Gästebetreuung durch Executive CH

##### Spezialpreis (pro Person):

Spezialpreis für Abonnenten/Nichtabonnenten

- Doppelbettkabine: Fr. 3860.–
- VIP-Doppelbettkabine Fr. 3960.–
- VIP-Zweibettkabine Fr. 4080.–
- Master-Doppelbettkabine Fr. 4290.–

Abonnenten, die eines dieser Angebote gebucht haben, erhalten bei der nächsten Abo-Verlängerung eine Gutschrift von Fr. 200.–

##### Anmeldung und Information:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 056 427 15 68 oder per E-Mail an [info@executive-private.ch](mailto:info@executive-private.ch). Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

##### Veranstalter:

Executive CH GmbH, 5430 Wettingen  
[www.executive-yachtreisen.ch](http://www.executive-yachtreisen.ch). Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

# Wachstum, Löhne, Jobs

Von Florian Schwab — Tiefere Steuern und eine Globalisierung nach amerikanischem Zuschnitt: Donald Trump bringt die klassische Marktwirtschaft zurück ans Weltwirtschaftsforum.



Grösste Entlastung seit Ronald Reagan: US-Präsident Trump und Vize Pence (v. r.) in Washington.

Das World Economic Forum (WEF) hat sich während der letzten fünfzehn Jahren Mühe gegeben, das Etikett des Raubtierkapitalismus loszuwerden. Durchaus mit Erfolg, wie das Verschwinden linksextremer Proteste andeutet. Vom Klimawandel bis zum Lohnunterschied zwischen Mann und Frau: In vielen Bereichen ist das WEF ein Sprachrohr sozialdemokratischer Ansichten. Soeben forderte die Organisation sogar, das Bruttoinlandprodukt (BIP) durch ein diffuses Allerlei aus «Lebensstandard, Nachhaltigkeit im Umweltbereich und Schutz kommender Generationen vor weiterer Verschuldung» zu ersetzen.

## Kritiker auf dem Holzweg

Donald Trump verkörpert hingegen jenes Feindbild, für welches das WEF einmal stand: die klassische Marktwirtschaft, in der es um Wachstum, Löhne und Jobs geht. Alles, was Trump bislang wirtschaftspolitisch unternommen hat, zielt auf höheres Wirtschaftswachstum ab. Vor allem die Steuerreform. Über die kommenden zehn Jahre müssen amerikanische Privatpersonen und Firmen dank Trumps Steuerentlastungen total fast 1,5 Billionen Dollar weniger an die Zentralregierung in Washington abliefern als vor Annahme des Gesetzespakets – eine grössere Entlastung hat es seit Ronald Reagans Amtsantritt im Jahr 1981 nicht mehr gegeben.

Was ist die Trump-Steuerreform kürzlich noch kritisiert worden! Paul Krugman verdammt sie in seiner *New York Times*-Kolumne als den «grössten Steuerbetrug der Geschichte» und wies auf eine Umfrage hin, laut der die Mehrzahl der Ökonomen nicht daran glaube, dass diese Steuerentlastungen das Wirtschaftswachstum fördern. In der Schweiz mäkelte die NZZ im Oktober, angesichts der ohnehin guten Konjunktur seien Steuerentlastungen «inopportun». Und die neuen alten Grosskoalitionäre in Deutschland verzichteten auf steuerliche Entlastungen, als wollten sie der Welt zeigen, dass sie Trump auf dem Holzweg wähen.

Vieles spricht dafür, dass es Trumps Kritiker sind, die sich verrannt haben. Seit der Verabschiedung der Steuerreform im Dezember haben bereits über 230 teils sehr grosse US-Unternehmen angekündigt, Steuerersparnisse als Bonuszahlungen oder Gehaltserhöhungen an ihre Mitarbeiter weiterzugeben. AT&T will 200 000 Mitarbeitern einen Bonus von 1000 Dollar zahlen, und Walmart erhöht den Mindestlohn von 9 auf 11 Dollar pro Stunde. Tiefere Steuern bedeuten höhere Löhne, mehr Konsum und mehr Investitionen. Für die Entwicklung der US-Wirtschaft ist es massgeblich, wie die Investoren reagieren: Stecken sie mehr Kapital in amerikanische Firmen? Auch hier stehen

»» Fortsetzung auf Seite 12

# Letzter Zauber



Ronaldinho, Fussballrentner.

Er konnte die Welt für Sekunden anhalten und die Menschheit glücklich machen mit seinem Sambafussball bis in die Zehenspitzen. Immer sein ansteckend kindliches Lächeln im Gesicht. Jetzt hat er nochmals gezaubert, mit dem eigenen Verfallsdatum: Ronaldo de Assis Moreira, Künstlernamen Ronaldinho oder kurz Dinho, demnächst 38, gibt zweieinhalb Jahre nach dem letzten ernsthaften Auftritt den Rücktritt. Auch im Wallis schwindet die Illusion, der brasilianische Artist, Weltmeister und Champions-League-Sieger mit den Zottellocken könnte zurückkehren nach Sion, wo er als Junior einige Zeit unter den Fittichen seines älteren Bruders Roberto Assis verbrachte. Sein Vater war gestorben, als er acht Jahre alt war. Er selber überlebte als Jungstar in Porto Alegre den nächtlichen Sprung in ein leeres Schwimmbassin.

«Ich liebe den Ball», das war seine Botschaft mit jeder Geste. Von den drei Tenören namens Ronaldo gilt er als der talentierteste. Sein Vorgänger Ronaldo «El Fenómeno» war der unaufhaltsame Torjäger mit Gewichtsproblemen. Der Real-Ronaldo der Gegenwart droht in seiner Eitelkeit zu sterben. Manche halten Ronaldinho für besser als Messi. Die beiden sind Freunde, seit sie in Barcelona zusammen spielten. Sie trafen sich oft in der Herrgottsfrühe in Castelldefels zum Strandlauf. Der Paradiesvogel, der manchmal direkt aus dem Nachtclub kam, und der ausgeschlafene Teenager jonglierten sich barfuss die Bälle zu wie Seelöwen im Zirkus, und nur die Fischer waren ihr Publikum. Für Ronaldinho gab es keinen Unterschied zwischen der Selbstvergessenheit des Tanzens und der Trance in der Arena, aber seine Trainer predigten Disziplin und Fitness. Pep Guardiola verschmähte ihn. Am Hofe des Milan-Patriarchen Silvio Berlusconi im nüchternen Mailand wurde er nicht heimisch. Seit 2011 lebt er wieder in Brasilien. Er entzückte selbst noch als eine Art stotternder Roboter und feierte rauschende Partys wie der «grosse Gatsby». Nach einigen Auftritten im indischen Hallenfußball fällt der Vorhang, aber Dinho hat nicht aufgehört zu lächeln.

Peter Hartmann

die Zeichen gut. Unternehmen wie Apple, Citigroup oder Goldman Sachs haben angekündigt, Teile ihrer Auslandvermögen in die USA zurückzuholen. Und 63 Prozent der Firmen im produzierenden Gewerbe wollen als Antwort auf die Steuerreform ihre Investitionen in den USA erhöhen, wie eine Umfrage der National Association of Manufacturers ergab.

Dass die Trump-Reform die Wirtschaft in diesem Jahr beleben wird, lässt sich den Wachstumsprognosen entnehmen. Anfang dieser Woche korrigierte der Internationale Währungsfonds (IWF) seine Voraussage für das BIP-Wachstum 2018 von 2,3 auf 2,7 Prozent, wegen der «Auswirkungen der Steuerreform, hauptsächlich der tieferen Unternehmenssteuern». Auch die amerikanische Denkfabrik Tax Foundation rechnet mit 0,44 Prozent mehr Wachstum für 2018.

### Gute Dienste

Ähnlich sieht es auf mittlere Sicht aus: Laut dem IWF wird das BIP in den USA dank der Steuerreform im Jahr 2020 um 1,2 Prozent höher liegen als ohne die Reform. Die Tax Foundation geht von einer dauerhaft um 1,7 Prozent höheren Produktion aus – und 340 000 neuen Jobs. Damit würde der durchschnittliche Haushalt in den USA durch Trumps Wirtschaftspolitik um etliche tausend Dollar reicher. Zwar räumen sogar die grössten Freunde des Präsidenten ein, dass der Staat trotz des angekurbelten Wachstums unter dem Strich wohl etwas weniger einnehmen dürfte. Aber an der Staatsbilanz lässt sich der gestiegene Wohlstand der Amerikaner nicht ablesen.

Mit Spannung wird das Aufeinandertreffen von Trump und der globalen Wirtschaftselite am WEF erwartet. Immerhin zielte sein Wahlkampf auf die «forgotten men and women of America» ab, also die Globalisierungsverlierer in den USA. Trumps bisherige Aktivitäten lassen erahnen, dass er mit seiner Wirtschaftspolitik vor allem das Tieflohndland China ins Visier nimmt: Vor einigen Tagen schrieb die Trump-Regierung in einem Bericht, es sei ein Fehler der USA gewesen, die Aufnahme Chinas in die Welthandelsorganisation WHO im Jahr 2001 zu unterstützen. Das Land habe seither zu wenig Fortschritte beim Schutz des geistigen Eigentums ausländischer Firmen und bei der Öffnung der eigenen Wirtschaft erzielt. Die Erkenntnis ist nicht unbedingt neu. Selbst die sozialdemokratisch angehauchte *Süddeutsche Zeitung* kommentiert, dass Trump mit seinem «Bauchgefühl» hier richtigliege und «dass China die Welt an der Nase herumführt».

Neu ist, dass Trump die staatskapitalistischen Verzerrungen Chinas unverblümt ausspricht und offenbar bereit ist, Massnahmen dagegen zu ergreifen. Wer das tut, ist noch lange kein Feind der Globalisierung. Im Gegenteil, er leistet der Marktwirtschaft gute Dienste.

## Sicherheit

# Inkasso-Polizei

Von Christoph Mörgeli — Die Kosten für Polizeieinsätze bei Anlässen tragen im Kanton Zug die Veranstalter. Wofür zahlen wir eigentlich noch Steuern?



Rückfall hinter den Nachtwächterstaat: Zuger Polizei.

Nehmen wir an, Sie planen einen privaten Anlass in einer Zuger Lokalität. Nehmen wir an, dieser Anlass sei politisch umstritten und könnte Gegendemonstranten auf den Plan rufen. Wenn Sie die Zuger Kantonspolizei vorgängig informieren und um den angemessenen Schutz der verfassungsmässig garantierten Versammlungsfreiheit ersuchen, kommt es knüppeldick: Doch, man sei bereit, die Veranstaltung polizeilich zu schützen. Allerdings koste dies 120 Franken pro Stunde und Mann.

Wie bitte? Wird die Polizeiarbeit nicht mehr durch die ordentlichen Steuern abgedeckt? Wofür zahlen wir eigentlich noch Steuern, wenn nicht für die innere und äussere Sicherheit? Wo bleibt die Gleichheit vor dem Gesetz, wenn sich nur noch Reiche eine Veranstaltung leisten können, die des polizeilichen Schutzes bedarf?

### Steuererhöhung ohne Volksabstimmung

Tatsächlich ist die Zuger Inkasso-Polizei, die für ihre Leistungen Rechnung stellt, in Paragraph 25 des Polizeiorganisationsgesetzes vorgesehen. Der Veranstalter zahlt 60 Prozent der Kosten, wenn der Anlass gesponsert ist oder ein Teilnahmegeld «verlangt werden kann». Die gesamten Kosten trägt, wer für private Anlässe «den polizeilichen Ord-

nungs-, Sicherheits- oder Verkehrsdienst» beansprucht. Eine zugehörige Verordnung über den Kostenersatz für polizeiliche Leistungen setzt die Stundenpauschale für ausgebildete Polizisten auf 120 Franken, für Fachspezialisten auf 140 Franken fest. Ein Diensthund der «Kriminal- und Betäubungsmittelklasse» verdient mit 30 Franken immerhin so viel wie eine Hauspflegerin.

Das neugeschnürte Sparpaket 2018 verstärkt im Kanton Zug im Sicherheitsbereich das Verursacherprinzip noch zusätzlich; die entsprechenden Massnahmen sollen eine halbe Million in die Staatskasse spülen. Eine Nacht in einer kargen Zuger Ausnüchterungszelle kostet jetzt bis zu 790 Franken, also mehr als ein Zimmer im Luxushotel. Fürs Ausstellen der Rechnung ist die Polizei zuständig. Bei Unfällen ab vier Stunden Polizeiaufwand blättert der Verursacher bis zu 6000 Franken hin. Wer falsch parkiert und mit einer Wegfahrsperrle belegt wird, zahlt neben der Busse auch das An- und Abmontieren der Radschikane. Die Polizei, dein Freund und Kassenwart.

Wer «erkennbar im Rauschzustand» die öffentliche Sicherheit und sich selber gefährdet und deswegen einen Polizeieinsatz auslöst, wird kostenpflichtig. Ab welcher Menge Zuger Kirsch exakt der Status eines «Rauschzustands» erreicht ist, bleibt das Geheimnis des kantonalen Gesetzgebers. Höchst umstritten war auch die Schliessung der bisherigen Polizeidienststellen in zwei Zuger Gemeinden. Mehr Applaus verdient die Sparmassnahme des Verzichts auf einen dritten halbstationären Radarblitzer für die Zuger Polizei. Im Gegensatz zu Luzern bittet Zug sogar die Faschnächtler für die Polizeiarbeit zur Kasse.

Dieses Überwälzen von Gebühren an die Bürger ist der bequemste Weg, ohne Steuererhöhung und damit ohne lästige Volksabstimmung an mehr Geld zu gelangen. In Zug hat man sich von der Vorstellung verabschiedet, dass die öffentliche Sicherheit eine Staatsaufgabe sein könnte. Damit fallen die Zuger noch hinter den Nachtwächterstaat zurück, der zumindest Polizei und Armee als staatliches Hoheitsgebiet beurteilt. Staatssache bleiben in Zug selbstverständlich der Bus von Inwil nach Gimmenen, der interkulturelle Krabbeltreff Plus oder der Crashkurs Swissness für Migranten. Auch für die Anstellung von Ex-Nationalrat Andy Tschümperlin (SP) als Abteilungsleiter Soziale Dienste reicht das Steuergeld locker.



Der künstlerische Gehalt ist zweitrangig: KCBR-Inszenierung (Video-Still).

## Eilmeldung

# Erotik des Illegalen

Von Rico Bandle — Die Sprayer-Gang KCBR verunstaltet SBB-Wagen und lässt sich dafür im Internet feiern. Ihre illegalen Aktionen finden breite Unterstützung, auch in subventionierten Institutionen.

Drei maskierte Gestalten mit orangen Leuchtwesten der SBB schreiten zwischen abgestellten Waggons auf einen Speisewagen zu, öffnen mit einem Schlüssel die Tür, schalten per Knopfdruck die Stromzufuhr ein und setzen die Kaffeemaschine in Gang. Dazu bereiten sie auf dem Herd einen Fisch zu, als wäre dies das Selbstverständlichste der Welt. Bei diesem Auftritt handelt es sich um die Eröffnungsszene des neuen Youtube-Films der bekanntesten Sprayer-Gang Zürichs, KCBR.

In den folgenden achtzehn Minuten ist das zu sehen, wofür die Gruppe seit Jahren berüchtigt ist: Eisenbahnwagen werden grossflächig besprayt, oft am helllichten Tag, innerhalb weniger Minuten. Bevor die Polizei eintrifft, sind die maskierten Aktivisten verschwunden. Der künstlerische Gehalt ist dabei zweitrangig: Es geht um Markierung, um den Kick des Illegalen, darum, professionelle Filme von fahrenden, versprayten Zügen ins Netz zu stellen.

### Informationen von SBB-Insidern?

Damit das gelingt, ist eine ausgeklügelte Logistik und die exakte Kenntnis von Fahr- und Rangierplänen der SBB vonnöten. Beobachter gehen davon aus, dass KCBR Informanten innerhalb der SBB haben. Nur so kommen sie an Material wie SBB-Leuchtwesten, nur so wissen sie, welche Zugkompositionen zu welchem Zeitpunkt an welchen Strecken eingesetzt werden.

Da die SBB versprayte Züge umgehend aus dem Verkehr zieht, muss die Gruppe mit ihren Kameras und Drohnen zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort stehen. Meist haben die Mitglieder nur eine einzige Chance, um die ver-

sprayten Wagen im Einsatz zu filmen, bevor sie die SBB zur Reinigung ins Depot fährt. Grösster Triumph im neuen Film ist, wenn zwei unabhängig voneinander versprayte Zugkompositionen in einem Bahnhof aneinandergehängt werden – erst gekoppelt ergibt der Schriftzug Sinn. Das heisst, die Sprayer wussten schon vorher, welche Kompositionen zu welchem Zeitpunkt zusammengefügt werden. Natürlich standen sie mit ihren Kameras bereit.

Im Jahr 2013 veröffentlichte KCBR mit «Live Life Like» ihren ersten grossen Film, knapp dreissig Minuten lang. Bis heute erreichte er mehr als 2,7 Millionen Aufrufe. Damals handelte es sich bei den Sprayern wahrscheinlich ausschliesslich um Männer. Frauen kamen zwar auch vor, ausgesprochen hübsche, aber nur zu dekorativen Zwecken. Sprayer kriegen hübsche Frauen ab, so die Botschaft. Im neuen Film sind die Sprayer allesamt weiblich. Der Sexappeal des Illegalen wird dabei bewusst zelebriert. Die Frauen entblössen ihre Brüste, wenn ein von ihnen versprayter Zug vorbeifährt, auf den Triebwagen stehen sexuell konnotierte Nonsenssprüche wie «Support your local vagina».

Innerhalb weniger Tagen erzielte das Video über 100 000 Zugriffe. Die Sprayerfrauen werden in den Kommentaren bejubelt. Gemäss Insidern bestand die Szene noch vor wenigen Jahren fast ausschliesslich aus Männern. Auch die Gruppe KCBR, die durch besonders gefährliche und waghalsige Aktionen von sich reden macht. Dass jetzt plötzlich Frauen im Zentrum stehen, könnte eine Inszenierung sein, zur Erregung von Aufmerksamkeit – allein darum geht es in dieser illegalen Subkultur.

Die Schäden, die KCBR bislang angerichtet hat, gehen in die Hunderttausende von Franken. Die Stadtpolizei Zürich darf zu der Gang keine Auskunft geben, der Fall sei zu gross. Zuständig sei die Staatsanwaltschaft, die allerdings nichts dazu sagen kann.

### Sprösslinge vermöglicher Familien

Aus Kreisen der Stadtverwaltung heisst es, Sprayer zur Verantwortung zu ziehen, sei enorm schwierig. Da keine Solidarhaftung existiere, könnten Mitglieder von Sprayer-Gangs vor Gericht immer behaupten, die anderen seien es gewesen – und kämen damit in der Regel durch. Hinzu kommt, dass in der Stadt Zürich Sprayer auf Sympathien in etablierten Kreisen zählen können, ähnlich wie Hausbesitzer. Die Spuren der KCBR führen zur linken Krawall- und Gastronomiszene im Zürcher Langstrassenquartier, die auch am G-20-Gipfel in Hamburg für negative Schlagzeilen sorgte. Dem Vernehmen nach seien auch Sprösslinge vermöglicher Familien dabei.

Der Kabarettist und Kunstbuchverleger Patrick Frey hat vor einigen Jahren einen aufwendig gestalteten Bildband über KCBR herausgegeben. 150 Franken kostet er im Handel – so nah



Waghalsige Aktionen: Sprayerinnen.

sind sich Sub- und Elitenkultur in Zürich. Vor Weihnachten wurde im städtischen Kultur- und Sozialzentrum Dynamo ein KCBR-Film aufgeführt. Die Besucher wurden aufgerufen, maskiert zu erscheinen. Eine Vertreterin des Dynamo rechtfertigt sich, sie hätten bis einen Tag vor der Aufführung nichts vom Inhalt des Films gewusst, sie seien vom Veranstalter im Dunkeln gelassen worden. Die Vorführung fand trotzdem statt, der Ansturm war riesig, das Dynamo hat einzig darauf bestanden, dass die Zuschauer ihr Gesicht zeigten.

Im staatlich subventionierten Kulturzentrum wird also ein Film vorgeführt, in dem kriminelle Aktionen als Heldentaten gefeiert werden. Derweil rennt die Polizei seit Jahren der hochgerüsteten Sprayergang hinterher, mit bescheidenem Erfolg.



Eiskalte Vernüchterung: Gary Oldman, 59.

## Kopf der Woche

# Der beste Churchill seit Churchill

Von Wolfram Knorr — Der schillernde Bösewicht Gary Oldman gehört zu den sperrigsten Mimen des internationalen Films. Als Winston Churchill macht er Furore.

Wie sollen wir aus dem bloss Churchill machen?», hat sich das perplexes Maskenteam wohl gefragt. Aus dem Mann, der 1991 in Oliver Stones Verschwörungspolemik «JFK» den Attentäter Lee Harvey Oswald spielte, der John F. Kennedy ermordet hatte? Aus dem Irren, der ein Jahr später in Francis Ford Coppolas «Dracula» den barockdüsteren Untoten Fürst Vlad gab und durch alle Epochen zum gravitätischen Höllentanz aufspielte? Oder – gar fast noch schlimmer – den russischen Terroristen Korshunov in «Air Force One» (1997) darstellte, der den US-Präsidenten in die Bredouille bringt? Aus einem Mimen also mit dem sardonischen Image eines Oberfieslings? Der als Rinnsteinfreak des Punk-Kinos aus der Thatcher-Ära seine Karriere begann und überhaupt keine physische Ähnlichkeit mit dem britischen Politriesen aufweist?

Die Rede ist von Gary Oldman, 59, einem Charakterkopf, der seine Ausstrahlung aus deftigem Zwielficht schöpft. In «Criminal Law» (1988) war er ein Strafverteidiger und zugleich ein Mörder: Er spielt mit dem Zuschauer. Er holt ihn ran und wie ein Flösser

### Mit skrupelloser Robustheit und Tücke bohrt er sich ins Zentrum der Aufmerksamkeit.

auf den Baum, auf dem er im Wasser balanciert. Wird er ihn fallen lassen oder ihm durch die Stromschnellen helfen? Mit skrupelloser Robustheit und Tücke bohrt er sich ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Blickt er direkt in die Kamera, wirkt er wie eine kühle Infusion, die langsam eine Vene hinaufkriecht, um gefühlsmässig Furchtbares zu bewirken.

Der Autodidakt Oldman, Sohn eines Alkoholikers, schmiss die Schule mit sechzehn, wollte Schauspieler werden, wurde von der Royal Academy of Dramatic Art abgelehnt und setzte sich dennoch durch. 1979 begann er am Londoner Royal Court Theatre und bewies 1985 in Edward Bonds erstem Stück, «The Pope's Wedding» (in dem kein Papst vorkommt), seine Könnerschaft in der Rolle eines Provinzhalbstarren. Die Spielhungrigkeit war von so authentischer Kraft, dass er dafür als bester Newcomer ausgezeichnet wurde.

### Intermezzo auf der schwarzen Liste

Da kam zwangsläufig der Film. In «Sid and Nancy» (1986) war er Sid Vicious, der Bassist der «Sex Pistols», und in «The Firm» (1988) ein Hooligan-Berserker, der Banden plattmachte, auf dem Hintergrund der Katastrophe im Heysel-Stadion, wo britische und italienische

Hooligans eine komplette Tribüne zum Einkrachen gebracht hatten. Seine tobsüchtigen Lebengier-Rollen schüttelten und rüttelten einen so intensiv, dass Hollywood ihn kaperte. Als psychopathologischer Provokationsrüpel in «State of Grace» (1990) setzte er sich ins *bad guy*-Gehege und kam da nicht mehr so schnell wieder raus. Oldman besass die Fähigkeit, so kalt zu gucken, dass man meinen konnte, ein zugefrorener Tümpel zeige mehr Regung als seine eiskalte Vernüchterung.

Bevor er in die USA wechselte, spielte er mit Tim Roth (der ein ähnliches Rollenprofil hat) in Tom Stoppards Komödie «Rosencrantz &

## Er entzaubert und verdichtet Churchill, trotz vieler Latex-Make-up-Schichten.

«Guildenstern Are Dead» (1990) einen jener ominösen Hamlet-Lakaien, die eigentlich nur da sind, um Stichworte zu geben, Botenberichte zu überbringen und hinter Türen zu lauschen. Stoppard holte sie vom Rand ins Zentrum, um zu zeigen, dass die kleinen Leute die Opfer der Politik sind. Gary Oldmans Rosencrantz ist in der hochgestochenen Welt von Hamlet ein Anarchist, der durchs Zentrum des Hurrikans am dänischen Hof fegt und zu spät merkt, dass er für andere herhalten muss.

Bei «The Contender» (2000), an dem sich Oldman als Co-Produzent beteiligte, kam es zum Eklat. Im Politdrama spielte er einen intriganten republikanischen Senator und geriet mit den (demokratischen) Dreamworks-Produzenten in Konflikt. Er warf ihnen vor, den Endschnitt völlig einseitig angelegt zu haben, und dadurch sei er, Oldman, zum simplen Bösewicht gestempelt worden, was in einem anspruchsvollen Politfilm einfach unredlich sei. Einen Republikaner derart eindimensional erscheinen zu lassen, ging ihm gegen den Strich. In der Folge galt Oldman als reaktionärer Sack, was ihn erstens um die Oscar-Nominierung brachte und zweitens für ein paar Jahre auf Hollywoods schwarze Liste. Erst mit den «Harry Potter»-Filmen und dank Christopher Nolan war er wieder im Spiel.

Nolan wollte ihn als Scarecrow in seiner «Batman»-Trilogie, Oldman lehnte ab; nicht wieder zurück ins Bösewicht-Revier! Nolan akzeptierte und gab ihm die Polizistenrolle. Als legendärer, geschneigelter Spion George Smiley in «Tinker Tailor Soldier Spy» (2011) wurde er für den Oscar nominiert. Doch es dauerte nicht lange, bis es zum nächsten Debakel kam. In einem *Playboy*-Interview schimpfte Oldman auf den Political-Correctness-Wahn hierzulande und liess sich dazu hinreissen, Mel Gibson und dessen antisemitische Tiraden in Schutz zu nehmen. Auf sicherem Terrain bewege man sich bloss noch in Komödien; nur da könne man noch frei seine Meinung



Oldman als Churchill in «Darkest Hour» (2017)...



...als Sirius Black in «Harry Potter» (2007)...



...und als Sid Vicious in «Sid and Nancy» (1986).

äussern, polterte er. Vielleicht hatte sein Geschäftspartner Douglas Urbanski ein wenig nachgeholfen, jedenfalls entschuldigte sich Oldman weitschweifig für seine Tiraden. Hollywood akzeptierte, und schon war er wieder geringsehener Gast in Talkshows.

Seine Herkunft – gleichsam der Punker, Hooligan und Rosencrantz in ihm – liess ihn nie zur Ruhe kommen. Er trank und verschliss sich in drei Ehen. 1997 wollte er diese dunkle Seite mit einem eigenen Film therapieren. «Nil by Mouth» (englisch für Nüchternheit), von ihm geschrieben, inszeniert und produziert, ist ein eruptiver Ausbruch, das Drama einer Unterschichtenfamilie aus dem Milieu des sozialen Wohnungsbaus von South East London. Eine Totaldemontage der Familie. Da fegt eine besoffene, zerquält aggressive Jugendclique durch die Schrottplatzträume des

Sozialbau-Proletariats. «Nil by Mouth» heimschte Preise ein, wurde aber wegen der Brutalität kaum ins Ausland verkauft. Heute halten viele Promi-Kollegen Oldman für einen ganz Grossen ihrer Branche. Anthony Hopkins hält ihn für genial, und Colin Firth ist erstaunt, dass Oldman noch keinen Oscar gewonnen hat – genau das dürfte sich jetzt ändern.

Als der britische Regisseur Joe Wright («Anna Karenina») das Drehbuch zu «Darkest Hour» von Anthony McCarten in die Finger bekam, hat er die zahlreichen Churchills, die über Bildschirm und Leinwand rauschen – von «Churchill» über «Churchill's Secret» bis zur Netflix-Serie «The Crown» –, Revue passieren lassen. Alle irgendwie abgehoben. Wright wollte ihn mal nah zeigen, menschlich, mit all seinen Marotten. Das funktioniert nur mit einer Gegenbesetzung, mit einer Figur, die nicht das «Grosse» und «Ideale» wie eine Monstranz vor sich herträgt (wie etwa Ben Kingsley, seit er Gandhi spielte).

## Raubvogelmentalität

In solch «idealen Darstellungen» ist immer der Denkmalsockel präsent, das «Schicksal», das den in Stein Gemeisselten umwabert. So fand Wright in Gary Oldman den Richtigen. Dieser entzaubert und verdichtet die Figur, trotz vieler Latex-Make-up-Schichten. Darunter aber leuchtet Oldmans lebenshungrige Raubvogelmentalität und gibt seinen Churchill einen widerständigen Biss. Wenn Sir Winston im rosafarbenen Schlafrock sein Champagnerfrühstück zu sich nimmt, die unvermeidliche Zigarre im Mundwinkel, herumnuschelt und sich überlegt, ob er nun, um den Job des Premierministers anzunehmen, zum König fahren oder doch lieber im Bett bleiben sollte, hat das Gezerre und Genöle zwischen Eitelkeit, Arroganz und Wurstigkeit viel Wahrhaftiges. Das Banale überwältigt, etwa wenn er meckert, den Job nur bekommen zu haben, «weil das Schiff schon sinkt».

«Darkest Hour» spielt 1940, als die Nazis auf dem Vormarsch waren, die britische Armee vor Dünkirchen eingekesselt war, die Opposition und selbst die Armeeführung für Verhandlungen mit Hitler votierten und nur Churchill stur blieb. Ein Kammerspiel, dramaturgisch nicht sehr einfallsreich, aber durch die Besetzung mit Gary Oldman als Churchill ein Ereignis. Der Schluss ist allerdings pure Erfindung. Churchill fährt mit der U-Bahn, mischt sich unters Volk und versichert sich bei diesem, richtig zu handeln. Da geht das Patriotische mit Wright und dessen Autor wohl aus kommerziellen Gründen ein wenig durch. Aber egal, der Psycho-Tanz lebt von Oldman, und der macht mit seinen Dissonanzakkorden, giftgetränkten Sarkasmen und seinem schwarzgewandeten, whiskytrinkenden, zigarrenpaffenden Hineinexplodieren in die mutlose Politikollegenschaft alles wett. Oldman ist in seiner Leidens-, Tollheits- und Aberwitzdarstellung herausragend. ○

## Personenkontrolle

### Berset, Kellerhals, Künzler, Hauser, Lardi, Cassis, Blocher, Leuthard, Käser, Riklin, Sommaruga, Springman

Alain Berset, Autorität, versteht keinen Spass, wenn Chefbeamte nicht spüren. So hat er vor einigen Tagen den langjährigen Direktor des Schweizerischen Bundesarchivs, **Andreas Kellerhals**, abgesetzt. Für diesen kommt interimsmässig Vizedirektor **Philippe Künzler**. Kellerhals, der in diesem Jahr 64 Jahre alt wird, soll bis zur Pensionierung in einem Jahr bei Open Government Data, dem Datenportal des Bundesarchivs im Internet, Dienst schieben. Hintergrund der Absetzung bildet die von SP-Bundesrat Berset geplante Zusammenlegung von Bundesarchiv und Bundesbibliothek, die bei Kellerhals nicht auf Begeisterung stiess. Kellerhals wird die Versetzung verschmerzen. Er erhält weiter seinen Direktorenlohn und gehört obendrauf zu jenen Beamten, die unzählige Ferientage gehört haben, wie die *Weltwoche* berichtet hat. (hmo)

**Patrick Hauser**, Netzwerker, ärgert sich über die Berichterstattung der *Weltwoche*. Im Artikel «Oops, sie tut es schon wieder» (Nr. 51/52.17) hatten wir über ein fragwürdiges Verwendungsverbot der Suva für sogenannte Schnellwechseleinrichtungen bei Baggern berichtet. Das Thema fliege aufgrund des undifferenzierten, unvollständigen und reisserischen *Weltwoche*-Artikels «sehr hoch und heiss», echauffiert sich Hauser. Dieser ist zwar Vizedirektor des Schweizerischen Baumeisterverbands, aber er schlägt sich nicht etwa auf die Seite der gebeutelten Mitglieder, sondern auf jene der Suva. Warum, bleibt ein Rätsel. Es sei denn, man ziehe personelle Gründe in Betracht: Im Suva-Rat sitzt nämlich sein Chef, Baumeisterverbandspräsident **Gian-Luca Lardi**. (gut)

**Ignazio Cassis**, Berufs-Tessiner, bereitet der Bundeskanzlei Kopfzerbrechen. Am 31. Januar wird der neue FDP-Aussenminister dem Bundesrat seine Pläne zum weiteren Vorgehen im EU-Dossier präsentieren. Zwei Tage später will er anlässlich seiner 100-Tage-Presskonferenz diese auch der Öffentlichkeit offenbaren. Zu klären bleibt die nicht unwesentliche Frage: Wo tritt Cassis auf? Dem Vernehmen nach will er seinen ersten offiziellen Medienauftritt als amtierender Bundesrat in Lugano durchführen. Über diese Pläne ist die Bundeskanzlei aber nicht sehr erfreut. Allerdings wäre Cassis nicht der erste Bundesrat, der diese Veranstaltung fern von Bundesbern abhalten würde. **Christoph Blocher** organisierte seinen 100-Tage-Event im Werkhof eines Strassenkreisinспекtorates im Rheintal. (hmo)



Wo tritt er auf? Aussenminister Cassis.



Knappe Einsparung: Polizeidirektor Käser.



Zusammenlegung: Bundesrat Berset.



«Sehr hoch und heiss»: Vizedirektor Hauser.



Biblische Bedeutung: Bundesrätin Leuthard.

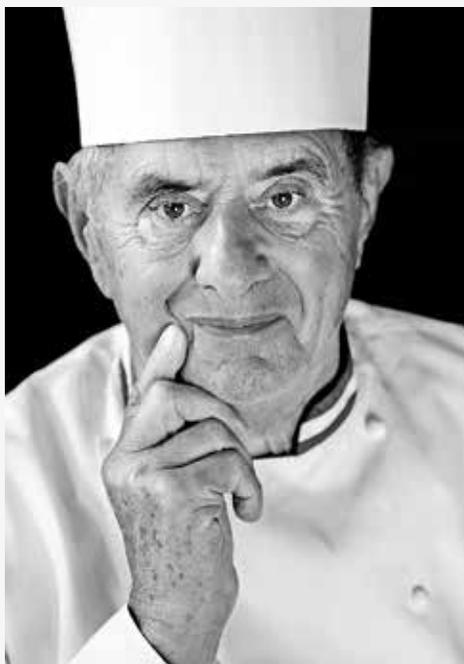
**Doris Leuthard**, Katholikin, trat im Frauenkloster Fahr zum 888-Jahre-Jubiläum auf. Die Nonnen im Kloster hatten wohl die biblische Bedeutung im Hinterkopf, als sie dieses ungewöhnliche Jubiläum ansetzten. Die Dreifachzahl steht als biblisches Symbol für das Ende einer Epoche und für einen Neustart – was perfekt zur prominenten Festrednerin passt. Leuthard hat vor einem Jahr angekündigt, dass dies ihre letzte Legislatur sei. Der *Blick* spekuliert sogar, dass der Rücktritt der CVP-Bundesrätin bereits nach der Abstimmung über die Initiative «No Billag» am 4. März erfolgen könnte. Ob Leuthards Auftritt beim 888-Jahre-Jubiläum ein Zufall oder ein Zeichen des Himmels war, weiss man nicht. Mit absoluter Gewissheit lässt sich nur eines sagen: Sie geht nach ihrem Rücktritt nicht ins Kloster. (hmo)

**Hans-Jürg Käser**, Vollstrecker, tut sich schwer mit dem Volkswillen. Im vergangenen Mai lehnten die Bernerinnen und Berner einen Asylsozialhilfekredit von 105 Millionen Franken für vier Jahre klar ab. Das Geld war für die

Unterbringung und Betreuung minderjähriger Asylbewerber vorgesehen, die keine Familie in der Schweiz haben. Der Volksentscheid stellte eine Überraschung dar, die Kantonsregierung war konsterniert. Nun hat der freisinnige Berner Polizeidirektor Käser dargelegt, wie er den Volkswillen vollstrecken will: Vom abgeschmetterten 105-Millionen-Kredit sollen 5,4 Millionen Franken eingespart werden. Das sind gerade einmal 5 Prozent. Die SVP, die gegen den Kredit das Referendum ergriffen hatte, ist mit der knappen Einsparung nicht zufrieden und prüft rechtliche Schritte. (fon)

**Kathy Riklin**, Powerfrau, setzt vor ihrer Abfahrt ins Bündnerland noch eine Twitter-Botschaft aus Zürich ab. Sie sei gerade an einem Anlass mit Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** (SP) und ETH-Rektorin **Sarah Springman**: «Frauenpower», bevor sie aufbreche «ans WEF in die Männerwelt». Ob die CVP-Nationalrätin wohl enttäuscht ist, wenn sie in Davos herausfindet, dass das Jahrestreffen dieses Jahr erstmals ausschliesslich von Frauen präsidiert wird? (fsc)

## Nachruf



**Jahrhundertkoch:** Paul Bocuse.

**Paul Bocuse (1926–2018)** — Er war ein in jeder Hinsicht monumentaler Koch. Mit seinen Restaurants in Collonges-au-Mont-d'Or setzte Paul Bocuse Massstäbe: Er wur-

de zum Inbegriff der Nouvelle Cuisine, auch wenn er in weiten Teilen nur die französische Küchentradition (seit Vatel, Escoffier und Carême) fortschrieb und perfektionierte. Er lernte bei den Besten seines Fachs, etwa bei Fernand Point in Vienne und bei der ersten Dreisterneköchin Eugénie Brazier in Lyon. Und er bildete – unter anderem in seinem Institut Bocuse bei Lyon und mit seinem Wettbewerb Bocuse d'Or – junge Köche aus, die seine kulinarischen Vorstellungen in die Welt hinaustrugen.

Warum wurde ausgerechnet Bocuse zum Bannerträger der französischen Kochkunst? Er stammte aus einer Familie von Köchen und blieb seiner Herkunft an den Ufern der Saône sein Leben lang treu. Hier war seine Welt: zwischen Lyon, der kulinarischen Hauptstadt Frankreichs am Zusammenfluss von Rhone und Saône mit ihrer Tradition von legendären kleinen Restaurants, und der Bresse mit ihrem prächtigen Angebot an Geflügel und Gemüse. Wie ein Leuchtturm strahlte seine «Auberge du Pont de Collonges», seit 1965 immer mit drei Michelin-Sternen ausgezeichnet, in die Welt hinaus. Früh wurde er zum «Meilleur Ouvrier de France» und zum Botschafter der kulinarischen Grösse Frankreichs. Und er war nicht nur

ein begnadeter Koch, sondern auch ein höchst talentierter Vermarkter seiner Bekanntheit – und in der Folge seiner Produkte. Bocuse war, wie jeder gute Koch, ein sinnenfreudiger und lebensfroher Mensch, der offenbar mehr oder weniger konfliktfrei in drei Haushalten drei Frauen liebte, die ihm alle ein Kind schenkten.

Mit dem Festhalten an der traditionellen Küche – für Experimente wie die Molekularküche hatte er ebenso wenig Verständnis wie für die überbezahlten Miniportionen hochgejubelter «Spitzengastronomen» – war er ein Fels in der Brandung wechselnder Modeströmungen. Als «Geheimnis» nannte er hervorragende saisonale und regionale Produkte sowie Zeitaufwand und Sorgfalt beim schonenden, den Eigengeschmack bewahrenden Zubereiten. Damit nahm er einen Megatrend der Gastronomie vorweg. Der Mann, der gern *choucroute garnie* ass und der für Präsident Giscard d'Estaing die beste Trüffel-suppe der Welt kreierte, hat Tendenzen geprägt, die aus unserer Esskultur nicht mehr wegzudenken sind. Ein Jahrhundertkoch war Bocuse auf jeden Fall; ob des 20. oder des 21., wird sich weisen. *Andreas Honegger*



Meister  
Werk

### Insoglio del Cinghiale 2016

*Toscana igt  
Tenuta di Biserno – Toscana*

Klassische französische Rebsorten.  
Begeistern auch in der Alta Maremma.  
Delikate Brombeer- und Gewürznoten.  
Saftige Frische, feine Holzaromatik.  
Elegant – wie die Toscana.

*Bindella*

CHF **18.80** netto  
statt 23.50, 75 cl

Jetzt bestellen auf [bindella.ch](http://bindella.ch)  
Gültig bis 04.02.2018

*Bindella*  
la vita è bella



# Schlechtschreibung ist lernbar

Von Philipp Gut und Peter Keller — Viele Schweizer Schüler lernen «nach Gehör» schreiben. Die Lust am kreativen Text steht dabei im Vordergrund, die Orthografie spielt keine Rolle. Doch jetzt zeigen neue Studien: Die hochgelobte Methode ist mitverantwortlich für die Erosion der Rechtschreibfähigkeit.

Alex presst aufgeregt die Lippen zusammen. Sein Finger fährt der Buchstabentabelle entlang und hält triumphierend. Da sind ein Affe und eine kleine Ameise abgebildet, darunter steht ein Buchstabe, den er nun in sein Heft abmalt. Dann sucht der Siebenjährige das nächste Bildchen und «schreibt» weiter. Alex besucht seit ein paar Monaten die erste Klasse und lernt lesen und schreiben. Nach einer Viertelstunde zeigt er der Lehrerin stolz das Ergebnis. «Ich SchBILe FUSBAL MiTMEi-NeM PAPA.»

Alex alias «ALeKS» beginnt seine ersten Schritte in der Buchstabenwelt mit dem Lernprogramm «Lesen durch Schreiben». Entwickelt hat die Methode der 2009 verstorbene Schweizer Reformpädagoge Jürgen Reichen. Gearbeitet wird mit einer Anlauttabelle, und man lässt die Kinder eigenständig und nach eigenem Tempo vorgehen. Mit dem jeweiligen Anlaut sind Bilder verbunden: mit B eine Banane, mit Sch eine Schere, mit Z eine Zitrone. Die Schüler wählen mit Hilfe des Bildes frei einen Buchstaben aus und beginnen nach Gehör zu schreiben, ohne Rücksicht auf die Orthografie nehmen zu müssen.

Kinder könnten mit «Lesen durch Schreiben» erstaunlich schnell kleine Geschichten aufschreiben statt nur einzelne Buchstaben oder einfache Wörter wie bei anderen Methoden, berichten Lehrer. Sie lernen aus sich heraus, «selbstgesteuert», wie ein Modewort der Reformpädagogik lautet. Lustvoller Umgang mit Sprache statt Pauken und Diktate: Jürgen Reichen schien einen pädagogischen Coup gelandet zu haben. In der Schweiz, aber auch in Deutschland setzte sich sein Lernprogramm an vielen Schulen durch.

## Schweizer im Hintertreffen

Doch jetzt zeigen sich Schattenseiten der hochgelobten Methode: «Lesen durch Schreiben» hat zu einer Erosion der Schreibkompetenz geführt. Schlechtschreibung ist lernbar. Was bei Klein Alex vielleicht noch herzlich war, wird spätestens in den höheren Schulstufen zu einem ernsthaften Problem. Die mangelhafte Orthografie lässt sich kaum mehr oder nur sehr mühsam korrigieren. Kinder prägen sich falsche Schreibweisen ein. «Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.» In neurobiologischer Hinsicht ist diese Volksweisheit längst eingeholt und auf vielfache Weise bestätigt», sagt Manfred Spitzer, der wohl bekannteste deutsche Hirnforscher. Dazu

kommt die Verunsicherung, wenn die Schüler ab der dritten, vierten oder gar erst der fünften Klasse plötzlich regelgetreu schreiben sollten und erstmals richtige Zeugnisse erhalten. Zu den profiliertesten Kritikern von «Lesen durch Schreiben» gehört Jürgen Oelkers, emeritierter Professor für Allgemeine Pädagogik an der Universität Zürich (siehe Interview Seite 20). Das Konzept basiere «auf einer falschen kognitiven Grundannahme, die übersieht, welche Bedeutung Üben und Fehlerkorrektur für richtiges Schreiben haben».

In einer Metastudie von 2014 analysierte Professor Reinold Funke aus Heidelberg sechzehn empirische Untersuchungen zum Thema. Ihre Aussagekraft sei «durch methodologische Beschränkungen begrenzt», gibt Funke zu bedenken. Dennoch: Im Vergleich mit Klassen, die nach einer klassischen Lesebibel unterrichtet wurden, seien die Lerner-

## Leidtragende sind ausgerechnet schwächere und fremdsprachige Schüler.

gebnisse beim Rechtschreiben auf der Primarstufe «signifikant schlechter». Besonders für «Schüler mit ungünstigen Lernvoraussetzungen, möglicherweise auch für zweisprachige Schülerinnen und Schüler» stelle «Lesen durch Schreiben» keine «optimalen Lernwege» bereit. Mit anderen Worten: Leidtragende sind ausgerechnet schwächere und fremdsprachige Schüler, auf welche die Reformpädagogen eigentlich besonders eingehen wollten.

Ein ähnliches Bild zeichnet das Mercator-Institut für Sprachförderung und Deutsch als Zweitsprache an der Universität Köln: «Mittels der Anlauttabelle setzen sich die Kinder intensiv mit der Laut-Buchstaben-Beziehung auseinander und fokussieren damit auf den Kern der deutschen Schrift. Diese Strategie reicht jedoch nicht aus, um zu einem kompetenten Schreiber (und Leser) zu werden.» Schwächere Schüler scheiterten an diesen Anforderungen, «weil man ihnen keine Hilfestellung an die Hand gibt, um die Strukturen zu erkennen und zu verstehen». Zwar führten viele Lehrer ins Feld, dass die Kinder sich bei der Methode «Lesen durch Schreiben» hochmotiviert fühlten, Texte zu produzieren. Dies sei «allerdings nicht durch Studien belegt».

In der Schweiz sorgte vor eineinhalb Jahren eine noch nicht veröffentlichte Studie aus dem deutschsprachigen Teil des Kantons Freiburg für Schlagzeilen. «Schweizer Kinder machen deutlich mehr Fehler als deutsche und österreichische», titelte die *Aargauer Zeitung*. Studienautor Erich Hartmann, Professor an der Universität Freiburg, erklärt auf Anfrage der *Weltwoche*, dass die Studie nun in diesem Jahr publiziert werde. Sie vergleicht die Rechtschreibleistung der Freiburger Schüler mit jener von gleichaltrigen aus Deutschland («Hamburger Schreib-Probe») und kommt zum Schluss, dass die Freiburger Probanden beim lautorientierten Schreiben «insgesamt besser abschnitten», jedoch «vergleichsweise schwächere Leistungen in Teilbereichen des orthografischen Schreibens» zeigten, wie Hartmann ausführt. Dies liege wohl primär am Unterricht und an den Lehrmitteln. Stünden das lautorientierte und das freie Schreiben im Vordergrund, gehe dies auf Kosten der Orthografie. Das zielt direkt auf Methoden wie «Lesen durch Schreiben» und «Schreiben nach Gehör».

## Bequem für die Lehrer

Die Frage stellt sich, warum diese umstrittenen Methoden trotzdem so verbreitet bleiben. Die grosse Mehrheit ihrer Kolleginnen und Kollegen arbeite zumindest teilweise nach den Ideen von Jürgen Reichen, sagt eine Primarlehrerin aus dem Kanton Graubünden. An den pädagogischen Hochschulen würden diese immer noch gelehrt. Der Kanton Zürich empfiehlt die Software «Erstes Verschriften», «das Originalcomputerprogramm von Dr. Jürgen Reichen». In der Anleitung heisst es: «Durch Wahl des Programmstarts entscheidet das Kind selbst, welchen Anforderungen es sich stellen will: Rechtschreibung amtlich korrekt oder lautgetreu.» Nicht im Beipackzettel steht, dass der Entscheid gegen die korrekte Rechtschreibung fatale Nebenwirkungen haben kann – mit orthografischen Langzeitschäden.

Ein anderes verbreitetes Lehrmittel aus demselben Verlag (Scola, gehört heute zu Orell Füssli) heisst schlicht «Lesen durch Schreiben» und preist sich als «ideales Arbeitsmittel für den offenen Unterricht». Reihentitel: «Little Genius», kleines Genie. Der schulische Alltag sieht allerdings anders aus, viele der «kleinen Genies» bleiben ohne genaue Instruktion und Kontrolle heillos überfordert.



DASS I SD EIN NASHOAN

### Wohin geht die «Buchstabenreise»?

Der Sekundarlehrer Urs Kalberer, der den vielbeachteten Bildungsblog «Schule Schweiz» betreibt, sieht einen Grund für die anhaltende Beliebtheit der reformpädagogischen Schreibkonzepte in der grossen Heterogenität der Klassen. «Lesen durch Schreiben» sei für die Lehrer eine bequeme Methode, weil sie auf einfache Weise das Individualisieren zulasse. Weniger gut sieht laut Kalberer die Bilanz für die Schüler aus: Die schlechteren von ihnen würden so schon zu Beginn der Alphabetisierung abgehängt.

Auf der Oberstufe lasse nicht nur die Rechtschreibfähigkeit nach, sondern auch das Schriftbild, stellt Kalberer fest. Manche Texte könne er fast nicht mehr entziffern. Möglicherweise bestehe hier ein Zusammenhang: Der «Niedergang der sauberen Schrift» habe vielleicht auch Auswirkungen auf die Qualität. Das Abendland gehe deshalb aber nicht unter. Aus der Distanz betrachtet, verlaufe in der Bildungspolitik vieles in Wellen. Kalberer beobachtet eine «Gegenbewegung», die wieder mehr Wert auf «formale Korrektheit» legt. Tatsächlich machen einzelne Lehrervertreter

ihrem Unmut mit deutlichen Worten Luft. «Kein Mensch käme auf die Idee, dass es ein Kind [...] beim Trompetenspiel oder Kunstturnen ohne subtile, zielgerichtete Führung, Anweisung, Wiederholung, Steuerung und

### Selbst an Hochschulen registrieren die Dozenten die mangelhafte Orthografie ihrer Studenten.

Fehlerkorrektur auf ein beachtliches Niveau bringen würde», sagt Roger von Wartburg, Präsident des Lehrerverbandes Baselland. Aber ausgerechnet beim Erlernen des Schreibens, einer höchst anspruchsvollen Tätigkeit, sollten diese grundsätzlichen Regeln ausser Kraft gesetzt sein, wundert er sich.

Nicht nur Lehrmeister beklagen die Schreibschwächen von Schulabgängern, selbst an Hochschulen registrieren die Dozenten mit einer Mischung aus Ärger und Amusement die mangelhafte Orthografie ihrer Studenten. Carl Bossard, ehemaliger Rektor der Pädagogischen Hochschule Zug, wartet mit Beispielen

auf, die leider keine Einzelfälle seien: «Noch eine verspätete schriftliche Entschuldigung für das ich am Mittwoch 31.10. Krank wahr.» Ein anderer Student habe sich abgemeldet mit den Worten: «Ich hoffe auf Ihr Verständniss und möchte mich viel mals entschuldigen.»

Wie sollen angehende Lehrer dereinst ihren Schützlingen den korrekten Sprachgebrauch beibringen, wenn sie selber grundlegende Rechtschreibregeln nicht beherrschen? Bossard sieht in dieser Entwicklung auch eine Folge falscher Prioritätensetzung. Die kantonalen Bildungsdirektoren schienen sich fast nur noch für frühe Fremdsprachen zu interessieren. «Aber wie steht es um das korrekte Frühdeutsch?», fragt er.

### Erstaunliche Karriere

Der Erfinder von «Lesen durch Schreiben» legte eine erstaunliche Karriere hin und gehört neben Heinrich Pestalozzi wohl zu den einflussreichsten Schweizer Pädagogen überhaupt. Jürgen Reichen, geboren 1939, machte in Baselland die Ausbildung zum Primarlehrer, studierte Psychologie, schrieb eine Disser-

## Fisch mit V

**Methoden wie «Lesen durch Schreiben» und «Schreiben nach Gehör» schaden vor allem leistungsschwächeren Schülern, kritisiert der deutsche Pädagoge Jürgen Oelkers. Von Philipp Gut**

**Herr Oelkers, was ist denn falsch daran, wenn Erstklässler einfach mal drauflos schreiben dürfen, ohne gleich mit einer Rotstiftorgie rechnen zu müssen?**

Am Draufloschreiben ist nichts Falsches, das tun die Kinder auch schon vor der Schule. Entscheidend ist, wann und wie es korrigiert wird. Die Methode von Jürgen Reichen geht davon aus, dass sich die Korrekturen mit der Zeit von selber einstellen, aber dem ist nicht so. Wenn die Schüler ein falsches Schriftbild verinnerlicht haben, glauben sie zum Beispiel, dass Fisch mit V geschrieben wird. Wenn es keinen Rückhalt von den Eltern gibt – bei Migrantenkindern und solchen, die keine grosse Nähe zur Bildung haben –, sind die Folgen dieser Methode besonders verheerend. Denken Sie an die heterogenen Schulklassen.

**Hat sich das Schadenspotenzial dieser Lernmethode durch die Zuwanderung noch vergrössert?**

Bei «Lesen durch Schreiben» sehen die Kinder ein Bild, zum Beispiel eine Ameise – und ein türkisches Kind schreibt dann halt das gehörte türkische Wort dafür auf. Deutsche Rechtschreibung lernt es so nicht.

**Wie verbreitet sind diese umstrittenen Methoden in der Schweiz?**

Die puristische Version von Jürgen Reichen wurde vor dreissig Jahren in der Schweiz eingeführt und hat sich seither verbreitet. Viele Lehrer verwenden allerdings gemischte Formen.

**Zwei Bundesländer – Baden-Württemberg und die Freie und Hansestadt Hamburg – haben «Lesen durch Schreiben» verboten, Nordrhein-Westfalen überlegt sich diesen Schritt. Ist das nicht eine etwas überrissene Reaktion?**

Die Methode hat grosse Nachteile, wenn sie auf die falsche Zielgruppe trifft. Ich glaube aber, dass die Lehrer das gemerkt haben und sie nicht mehr in Reinkultur anwenden.

**Wie steht es mit der Wirksamkeit?**

Es gibt mehr als ein Dutzend unterschiedlicher Studien und eine Metastudie von Reinold Funke aus Heidelberg, der aber nur die Grundschule untersuchte und nicht die Langzeitwirkungen. Diesbezüglich kann man sich nur auf die

Klagen von Oberstufenlehrern verlassen, und die sind ziemlich eindeutig. Auch wenn Lehrmeister und Industrieverbände klagen, dass die Rechtschreibung und die Korrektheit nachlassen, dann verweist dies auf den Anfangsunterricht.

**Wie konnte eine pädagogische Idee derart Karriere machen, wenn ihr Nutzen doch so umstritten ist?**

Das frage ich mich auch. Jürgen Reichen hat die Methode in Zürich zusammen mit Montessori-Lehrern entwickelt. Sie glaubten, dass die möglichst ungestörte «Aktivierung» der

---

**«Die Kinder müssen verstehen, an welcher Stelle ein Komma kommt und warum.»**

---

Schüler das Wichtigste ist. Reichen war ein charismatischer Typ, der das wunderbar verkaufen konnte. Wer mitmachte, fühlte sich auf der fortschrittlichen Seite. Reichen ging dann nach Hamburg und hat von dort aus die Republik und die deutschsprachigen Länder beglückt. Ohne jede Kontrolle. Die erste Studie kam erst Jahrzehnte später.

**Können heutige Schüler wirklich schlechter schreiben als die Generation ihrer Eltern oder Grosseltern?**

Repräsentative Zahlen wüsste ich nicht, aber die Anzeichen sind deutlich. Ich kam 1953 in die deutsche Grundschule, und wir konnten am Ende alle praktisch fehlerlos schreiben. Dies war ein prioritäres Anliegen. Das ist heute nicht mehr der Fall.

**Ohne Üben geht es nicht?**

Das Üben ist zentral, besonders beim Schreiben. Doch man betont heute das Spasshafte und reduziert die Übungsanteile – für viele Schüler ist das genau das Falsche. Beim Sport oder beim Klavierspielen sieht auch jeder sofort ein, dass es ohne Üben nicht geht.

**Wie wichtig ist das altbewährte Diktat?**

Wie viele Schweizer Primarlehrer noch Diktate machen, weiss ich nicht, aber man hat nicht ohne Grund jahrzehntelang Diktate geschrieben. Sie waren auch ein bewährtes Mittel, um zu kontrollieren, was die Schüler können.

**Welche weiteren Faktoren beeinflussen die orthografische Leistung der Schüler?**

Es hilft, wenn sie aus bildungsnahen Schichten kommen, in denen Lesen zum kulturel-

len Standard gehört. Ist das nicht der Fall, bleibt nur die Schule. Kommen dann die falschen Methoden hinzu, bei denen kaum etwas für sie Wichtiges verlangt wird, leiden die leistungsschwächeren Schüler zusätzlich.

**Wie müsste ein wirksamer und effizienter Rechtschreibunterricht aussehen?**

Über Methoden wird seit der Reformation gestritten. Erfolgreiche Lehrer machen meist einen Mix. Sie verwenden Fibeln und zum Teil auch Anlauttabellen für bestimmte Sachen. Entscheidend ist, dass sie den Prozess kontrollieren und den Kindern verständlich machen, was richtig und was falsch ist. Die Kinder müssen zum Beispiel verstehen, an welcher Stelle ein Komma kommt und warum.

**Die Methode von Reichen gilt als «offener» Unterricht. Wenn ich Ihnen so zuhöre, entsteht der Eindruck: «So geht das nicht.»**

In der Forschung ist seit langem klar: Offene Formen sind für bildungsbegüterte Kinder geeignet, alle anderen kommen mit strukturiertem Unterricht weiter. In der Rechtschreibung muss man sich früh sicher fühlen, sonst werden die Hürden unüberwindbar.

**Abgesehen vom Thema Rechtschreibung: Wo sehen Sie das grösste Verbesserungspotenzial im Schweizer Schulwesen? Was ist erhaltenswert, was sollte anders werden?**

Das Schweizer Schulwesen ist stabil. Die Sekundarschule schafft es, zwei Drittel der Abgänger in eine Berufslehre zu bringen. Der Lehrplan 21 wird zu bewältigen sein.

**Sie drücken sich diplomatisch aus.**

Steile Thesen gibt es genug. Es hängt davon ab, wie die Schulen das umsetzen. Die Lehrer, vor denen ich grossen Respekt habe, sind Utilitaristen. Sie nehmen, was nützt, und nicht, was irgendwelche Leute sich ausdenken. Mit so grossen Reformen sollte man höchstens alle zehn, fünfzehn Jahre kommen – und dann die Schulen in Ruhe arbeiten lassen. Am meisten lernen die Schulen von anderen Schulen. Reformen von oben haben in der Schweiz nie grosse Chancen. Kluge Behörden halten sich zurück.



Jürgen Oelkers war Professor für Allgemeine Pädagogik am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Zürich und ist Autor zahlreicher Bücher.

tation, unterrichtete dann mehrere Jahre auf der Unterstufe, ehe er in Hamburg zum Dozenten und Autor von Lehrmitteln wurde, die bis heute an vielen Schulen in Gebrauch sind. Ein einträgliches Geschäft.

Reichen plädiert für einen Unterricht, der sich auf die Kinder ausrichtet. Diese seien von Natur aus neugierig, sie wollten lernen, man müsse ihnen nur die entsprechenden Gelegenheiten bieten. Der Lehrer wird so zum «Coach», der Unterricht werde «individualisiert». Das klingt alles wunderbar und einleuchtend, hat aber, wie die Erfahrungen zeigen, einen entscheidenden Haken: Der Idealfall entspricht nicht der Wirklichkeit, die Folgen sind besorgniserregend.

Hier setzt auch die Fundamentalkritik des Erziehungswissenschaftlers Jürgen Oelkers an: Man baue auf Methoden, die nicht auf ihre Wirksamkeit getestet würden. Widerrede sei unerwünscht: «Wer dagegen protestiert, hat die Schulen und die geballte Grundschulpädagogik gegen sich», die auf altersdurchmischtes Lernen schwöre, bei der Inklusion – also der Integration von schwierigen und lernschwachen Schülern in die Regelklassen – keinerlei Nachteile sehe und einen möglichst notenfreien Unterricht wünsche.

### Verbote in Deutschland

Doch der politische und mediale Druck wächst, vorab in Deutschland. Der *Spiegel* widmete dem Thema («Das grosse Schulversagen») eine Titelgeschichte: Nur jeder fünfte Absolvent der obligatorischen Schule könne einigermaßen fehlerfreie Texte verfassen. Schuld sei vor allem «eine Lehrmethode, die Grundschulern freistellt, wie sie schreiben».

### Der Idealfall entspricht nicht der Wirklichkeit, die Folgen sind besorgniserregend.

«Zweifelhafte Reformen vergrössern die Kulturwüste», mahnt die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Immer mehr Bundesländer rückten davon ab, dass die Texte von den Kindern erst einmal nach Gehör verfasst werden, denn die Ergebnisse seien «schauerlich». Ausgerechnet in Hamburg, von wo aus die Methode von Reichen ihren Siegeszug durch die deutschsprachigen Länder angetreten hat, haben die Behörden den Schulen als Erste untersagt, entsprechende Lehrmittel zu verwenden. Ein Verbot gibt es auch in Baden-Württemberg.

In der Schweiz läuft die Debatte etwas weniger konfrontativ ab, was wohl auch mit dem föderalistischen Aufbau der Bildungspolitik zu tun hat: Grundsätzlich sind gemäss Verfassung die Kantone zuständig für die Schulen

und damit auch für die Auswahl der Lehrmittel. Allerdings wurde gerade mit dem Lehrplan 21 ein Rahmengerüst geschaffen, das die kantonale Bildungshoheit empfindlich einschränkt. Die *Weltwoche* hat bei der Deutschschweizer Erziehungsdirektorenkonferenz (D-EDK) nachgefragt, inwiefern Lernmethoden wie «Lesen durch Schreiben», «Lautgetreues Schreiben» und «Schreiben nach Gehör» Gegenstand des



Ohne genaue Instruktion und Kontrolle.

Lehrplans 21 seien. Benedict Zemp, wissenschaftlicher Mitarbeiter der D-EDK, hält fest, dass die Methodenfreiheit der Lehrpersonen nicht eingeschränkt werde. Im Lehrplan seien einzig die Kompetenzen definiert, die je nach Schulstufe zu erreichen seien: «Rechtschreibung und Grammatik haben dabei einen grossen Stellenwert.» Auf die Frage, wie die Erziehungsdirektorenkonferenz zum umstrittenen Reichen-Ansatz stehe, weicht Zemp aus; er könne die verschiedenen Methoden nicht gegeneinander abwägen, da es nicht Aufgabe des Lehrplans 21 sei, hier Vorgaben zu machen.

### Klarer Bezug zur Reichen-Methode

Ein Blick in den Lehrplan zeigt allerdings, dass der Rechtschreibung keineswegs ein so grosser Stellenwert zukommt, wie die Erziehungsdirektoren behaupten. Auch sind die Kompetenzvorgaben durchaus methodenbezogen definiert. So ist im Kapitel «Schreiben, Grundfertigkeiten» für die Unterstufe ein klarer Bezug zur Reichen-Methode auszumachen: «Die Schülerinnen und Schüler [...] können einzelne Laute heraushören, diese den passenden Buchstaben zuordnen und einzelne Wörter lautgetreu verschriften.» Nichts anderes will die Methode «Schreiben nach Gehör». Weiter heisst es, die Kinder müssten alle Laute und Lautverbindungen heraushören «und in lautgetreuer (nicht unbedingt orthografisch korrekter) Schreibung entsprechenden Buchstaben zuordnen können» (Seite 17). Ähnlich klingt es im Kapitel «Schreiben» (Seite 22), da ist von «lautgetreuer Schreibweise» die Rede. Selbst in den höhe-

ren Klassen sprechen die Lehrplan-21-Autoren kuschelschwammig von «Fehlertoleranz entwickeln».

Reichen lebt. Auch in den Listen der obligatorischen Lehrmittel fast aller Kantone. Sie heissen wie das Original «Lesen durch Schreiben» oder sind inspiriert davon wie «Lara», «Anton und Zora» oder die weitverbreitete «Buchstabenreise» (vormals «Buchstabenschloss»). Beispiele davon finden sich auf den Lehrmittellisten der Kantone Bern, Basel-Stadt und Baselland, Aargau, Thurgau, Luzern, Zug, Schwyz, Ob- und Nidwalden, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Appenzell und Zürich. Alle diese Lehrmittel sollten den Kindern lustvoll und mühelos Lesen und Schreiben beibringen. Schön wär's. Die Reichen-Methode hat mit ihrem gefährlichen Laissez-faire die gegenwärtige Rechtschreibkrise wesentlich mitzuverantworten.

### Korrigieren am Küchentisch

Professor Oelkers erkennt ein strukturelles Problem als Grund, warum die «falsche Methode» bis heute an Primarschulen unterrichtet werde: Die Aufsicht greife wegen der Schulautonomie nicht ein, und auch die Eltern seien machtlos, hätten aber letztlich dafür zu sorgen, dass sich ihre Kinder schriftlich korrekt ausdrücken können. Anders gesagt: Am Küchentisch muss korrigiert werden, was im Schulzimmer vernachlässigt wurde.

Dass einiges im Argen liegt beim Schreibunterricht, haben inzwischen sogar die Schüler gemerkt. Die trüfste Kritik an «Lesen durch Schreiben» formulierte der Sprecher eines Münchner Schülerrats: Schreiben nach Gehör, meinte er, sei wie operieren nach Gefühl. ○

Radio Tell  
HEIMATKLANG DER SCHWEIZ

100% Schweizer Volksmusik,  
über Internet, Kabel,  
Satellit, Swisscom TV  
und DAB+

www.radiotell.ch

# Zürich, Hauptstadt der Schweiz

Von *Christa Rigozzi* — Anlässlich der traditionellen Winterrede vor dem Zentrum «Karl der Grosse» im Herzen der Zürcher Altstadt durfte ich meine Vision zur Zukunft der Stadt präsentieren. Meinen Slogan habe ich von Donald Trump kopiert: «Make greater Zurich even greater!»



*Weniger Bürokratie, mehr Show:* Autorin Rigozzi beim Sechseläuten-Kinderumzug, 2016.

Am Sonntag, dem 4. März 2018, müssen Sie alle einen wichtigen Entscheid fällen. Und ich rede nicht von «No Billag», denn als freie Mitarbeiterin des Schweizer Fernsehens darf ich Ihnen nicht empfehlen, diese Initiative abzulehnen. Nein, ich rede von einem Entscheid, der für die Zukunft dieser wunderschönen Stadt weitreichende Folgen hat: Am 4. März wählen Sie den neunköpfigen Stadtrat und die Person, die ihn präsidiert.

Am 4. März geht es also für Zürich nicht nur um «No Billag», sondern auch um «No Corine» oder «No Filippo». Für mich als Stimmbürgerin wäre dies ein schwieriger Entscheid. Denn ich liebe die Frauenpower von Corine Mauch – und ich liebe die Italia-

nitä von Filippo Leutenegger. Wenn es Ihnen ähnlich geht wie mir, schlage ich Ihnen einen gutschweizerischen Kompromiss vor: Wählen Sie mich!

## «Who is Who» von Monte Carasso

Ich bin eigentlich die perfekte Mischung aus Corine Mauch und Filippo Leutenegger. Ich habe definitiv mehr Italianità als Corine Mauch. Und ich habe ganz bestimmt mehr Frauenpower als Filippo Leutenegger. Und ich kenne die Stadt Zürich besser, als Sie denken. Ich bin so oft mit meinem Auto in Zürich unterwegs, dass ich die Stadt besser kenne als jeder Taxifahrer. Gut, das ist in Zürich manchmal nicht besonders schwierig. Wenn man

hier einen Taxifahrer nach dem Weg fragt, muss er oft sehr lange Überlegen.

Ich laufe fast jedes Jahr als Ehrengast am Zürcher Sechseläuten mit und gelte unter Zünftern deshalb fast schon als so etwas wie eine Ein-Mann-Frauenzunft. Meine Tracht: oben stilvoll, unten Stiletto! Auch schon seit Jahren moderiere ich die Weinausstellung Expovina am Bürkliplatz und durfte an vielen Veranstaltungen auf den Weinschiffen die wichtigsten politischen Repräsentanten von Stadt und Kanton Zürich persönlich kennenlernen. Ich weiss also ganz genau, welche Zürcher Politiker Wasser predigen und Wein trinken. Und ich kann Ihnen versichern: Als neue Stadtpräsidentin würde ich

Ihnen garantiert immer reinen Wein einschicken.

Und ich wohne eigentlich schon lange in Zürich. Nicht *zmitzt in Züri*, sondern ein *bitzeli* ausserhalb. Im schönsten Vorort der Stadt Zürich: in Monte Carasso. Das ist gleich bei Bellinzona. Aber wenn ich am Morgen früh mit dem Zug von Bellinzona nach Zürich zur Arbeit fahre, bin ich schneller am HB als einer, der von Brüttsellen mit dem Auto kommt.

Ich bin sowieso fast öfter in Zürich als in Monte Carasso. Deshalb erscheine ich auch jedes Jahr im «Who is Who» der prominentesten Zürcherinnen und Zürcher. Aber ich schwöre Ihnen: Ich war noch nie – noch gar nie in meinem ganzen Leben – im «Who is Who» von Monte Carasso.

Sosehr ich Zürich auch liebe – als Stadtpräsidentin würde ich auch ein paar Dinge verändern. Den Slogan für meinen Wahlkampf würde ich von Donald Trump kopieren und leicht verändern: «Make greater Zurich even greater!» Donald Trump würde wahrscheinlich als Erstes eine Mauer errichten an der Kantonsgrenze zum Aargau. Und die Aargauer müssten dafür bezahlen. Ich hingegen würde mich dafür einsetzen, dass alle Aargauer – wie alle anderen Schweizerinnen und Schweizer auch – jederzeit nach Zürich einreisen dürfen. Ohne Visum – und ohne Impfung.

#### Schlummertrunk in der «Lugano Bar»

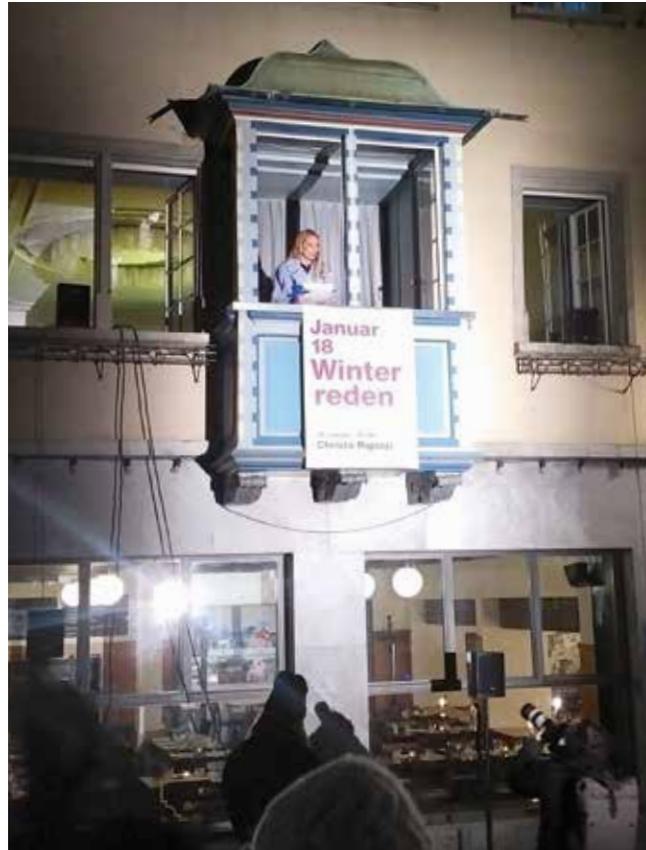
Als Tessinerin habe ich seit neustem einen guten Draht ins Bundeshaus. Deshalb würde ich unseren neuen Aussenminister Ignazio Cassis nach Zürich einladen. Zu einem Abendessen, sagen wir, im «Tessin Grotto» auf dem Waidberg. Und dann, beim Schlummertrunk in der «Lugano Bar», würde ich ihn bei einem Glas Merlot fragen, ob er als Bundesrat nicht dafür sorgen könnte, dass Zürich endlich zur Hauptstadt der Schweiz ernannt wird.

Natürlich könnte das Stadthaus in Zürich nicht dort bleiben, wo es ist. Ich würde es zügeln – vom düsteren Stadthausquai an den sonnigen Tessinerplatz. Die Sonnenschutzmassnahmen von Filippo Leutenegger auf dem Sechsläutenplatz und dem Münsterhof sind ja gut und recht. Aber ich finde: Zürich braucht nicht mehr Sonnensegel, sondern mehr Regenschirme. Deshalb würde ich veranlassen, dass der Grossmünsterplatz im Winterhalbjahr überdacht wird. Dann müssen Sie bei allen Winterreden in Zukunft auch nicht mehr frieren.

Mit seinen vielen Strassencafés und dem wunderschönen See hat Zürich im Sommer einen mediterranen Charme. Den würde ich unterstützen – und alle Bäume, die diesen Winter auf der Seepromenade am General-

Guisan-Quai entfernt worden sind, durch Palmen ersetzen. Damit die Bürgerinnen und Bürger der Stadt Zürich schon im Frühling im See baden können, würde ich mich dafür einsetzen, den Zürichsee zu heizen. Selbstverständlich mit Sonnenenergie. Aus dem Tessin.

Ich freue mich sehr, dass in diesem Jahr das erste Autorennen der Formel E in Zürich



«Ich bin e Zürcherin!»: Rigozzi bei ihrer Rede am 18. Januar.

stattfindet. Ich habe aber eine neue Bedingung für die Organisatoren: Ich will unbedingt mitfahren!

Ich finde es eine tolle Idee, dass Zürich wieder darüber nachdenkt, eine Seilbahn aufzustellen, die von der Landiwiese über den See zum Zürihorn führt. Diese Seilbahn würde ich

#### «Ich finde: Zürich braucht nicht mehr Sonnensegel, sondern mehr Regenschirme.»

in Zusammenarbeit mit dem Zürcher Verkehrsverbund und Zürich Tourismus gerne verlängern: Vom Zürihorn hinauf zum Zoo und von dort über die ganze Stadt hinweg hinüber auf den Üetliberg. Ich bin sicher, Üetliberg-Wirt Giusep Fry würde sich darüber freuen. Im Winter könnte man die Seilbahn sogar noch um eine Haltestelle erweitern: vom Üetliberg geht es dann nonstop auf das Davoser Jakobshorn – zum Skifahren!

Dank meinen exzellenten Beziehungen könnte ich dafür sorgen, dass die beiden Zürcher Fussballklubs, der FC Zürich und die

Grasshoppers, nach meiner Wahl endlich wieder in einem richtigen Stadion Fussball spielen könnten – im Stadio Comunale von Bellinzona.

Ein ewiges Ärgernis in Zürich sind die fehlenden Parkplätze. Ich bin von meinem Hotel in Zürich-West schneller am Grossmünsterplatz, wenn ich mein Auto in Bellinzona parkiere und mit dem Zug zurückkomme, als wenn ich hier im Kreis 1 einen Parkplatz suche. Das möchte ich gerne ändern. Mit einem durchgehenden unterirdischen Parkhaus zwischen Bellevue und Central.

Überall in Zürich stehen mittlerweile schöne neue Velos herum, die gegen eine Gebühr benutzt werden können. Das finde ich eine gute Idee. Aber noch besser fände ich, wenn die Stadt Zürich denselben Service anbieten würde mit Pedalos. Man steigt am Bellevue ein, trampelt ein bisschen, parkiert am Hafen Enge und lässt das Pedalo stehen, damit der Nächste wieder damit zurückpedalen kann.

Und natürlich würde ich mich als Erstes darum bemühen, den Gotthardtunnel zu verlängern: Man fährt in Ascona hinein und kommt an der Brunau wieder heraus.

#### Habe nur ein Problem: die Sprache

Auch das politische System möchte ich gerne verändern. Weniger Bürokratie, mehr Show. Wenn ein Stimmbürger ein Anliegen hat, dann tritt er vor dem versammelten Gemeinderat ans Rednerpult und trägt sein Anliegen vor – live übertragen in der «Arena Reporter». Wir vom Stadtrat sitzen in der Jury, und jeder von uns hat einen roten Buzzer. Wenn einer von uns das Anliegen ablehnt, drückt er auf den Buzzer. Und bei neun Buzzern muss der Stimmbürger das Rednerpult sofort verlassen. Als Stadtpräsidentin hätte ich selbstverständlich einen goldenen Buzzer. Wenn ich da draufdrücke, wird das Anliegen des Stimmbürgers unmittelbar umgesetzt.

Ich habe eigentlich nur ein Problem, wenn ich als Stadtpräsidentin von Zürich kandidiere: die Sprache.

«Züritüütsch isch chaibe schwirig.»

«Wännnd als Tessinerin wotsch schnure win e Zürcherin, chunnsch im Fall Vögel über.»

«Ich glaub, ich tschägg das nie!»

Deshalb werde ich in diesem Jahr schweren Herzens auf eine Kandidatur verzichten. Aber ich fange heute schon damit an, Zürichdeutsch zu lernen, und versuche es dann vielleicht im Jahr 2022. Mit dem Slogan: «Ich bin e Zürcherin!»

Christa Rigozzi wurde 2006 zur Miss Schweiz gekürt. Sie arbeitet als Moderatorin und Entertainerin.

## Bekenntnisse eines Sünders

Von Christoph Mörgeli

Verdienstvollerweise informiert der *Blick*, wie die Polizei die Jagd auf uns Autolenker künftig noch verschärft. Erwünschter Nebeneffekt ist die Explosion der Ordnungsbussen. Zugunsten der schwindsüchtigen Staatskassen. Wir leben «gefährlich» und «illegal». Nämlich wir 30 Prozent «Handy-Sünder». Als knappes Drittel führen wir das Leben einer Minderheit. Doch in diesem Fall schützt uns kein Gesetz vor Diskriminierung, Verfolgung und Kriminalisierung.

Ja, ich bekenne: Auch ich war schon ein «Handy-Sünder». Es gab in meinem Leben dunkle Momente, in denen ich am Steuer einen Handy-Anruf angenommen habe. Weil die technische Errungenschaft fürs Freisprechen, Bluetooth, immer wieder ausfällt. Ja, ich habe in einer kriminellen Anwendung im Auto auch schon am Handy herumgefingert. Nicht darum, weil die Sünde das einzig Farbige ist, das im modernen Leben übrigblieb. Sondern weil privatwirtschaftlich Tätige ihre Zeit schlicht auch im Auto für die Arbeit nutzen müssen. Was die Gesetze erlassenden Staatsbeamten allerdings nicht nachvollziehen können.

Dank dem *Blick* erfahren wir auch, was sonst beim Autofahren noch verboten ist: lautes Musikhören, Radio programmieren, Einstellen des Navigationsgeräts, Telefonnummern suchen. Die Allianz Suisse hat laut *Blick* am Abend herausgefunden, dass sich 27 Prozent im Auto ablenken – mit «Körper- oder Kleiderpflege, Umziehen, Schminken». Das Bundesamt für Strassen warnt laut *20 Minuten* vor gefährlichen Ablenkungen wie «Essen, Kaffeetrinken oder Rasieren». Ja, ich bekenne: Sämtliche dieser drei Tätigkeiten habe ich am Steuer schon verbrochen. Doch das beste polizeiliche Verbot kommt noch. Es betrifft gemäss *Blick* «komplizierte und heikle Gespräche».

Jetzt wird's kompliziert. Und heikel. Ich versuche ganz ernsthaft, mich in ein Beamtenhirn zu versetzen. Was versteht dieses Beamtenhirn unter «komplizierten und heiklen Gesprächen»? Und wie unterscheidet es sie von «einfachen und problemlosen Gesprächen»? Werden die im Auto geführten Gespräche polizeilich überwacht? Wo doch jede Telefonüberwachung eines Richterspruchs bedarf. Sind Gespräche mit dem Chef oder mit Kunden «kompliziert und heikel»? Oder nur jene mit dem Steuerberater? Auch Gespräche mit der Ehefrau sind nicht immer völlig komplikationsfrei. Und jene mit der Schwiegermutter erst recht nicht.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## CVP: Die Katechismus-Analphabeten

Von Peter Bodenmann — Doris Leuthard und Gerhard Pfister schossen Yannick Buttet öffentlich ab.



Spass vorbei für das Walliser Trio infernale: Buttet, Darbellay, Amherd (v.l.).

Für Yannick Buttet war Rom zu wenig katholisch. Ecône war ihm lieber. Schwule und Lesben mochte der selbsternannte Familienpapst nicht. Der neubekennende Konsument harter Walliser Drogen hetzte ungehemmt gegen die Konsumenten weicher Drogen.

Viele gönnen es dem Berufspolitiker, dass er wegen seiner Doppelmoral fast alles verloren hat. Den Sitz im Nationalrat. Das Vizepräsidium der CVP Schweiz und das der Schweizerischen Offiziersgesellschaft. Oberstleutnant Buttet musste wegen Suizidgefahr seine Pistole im Zeughaus deponieren. Brutaler geht es nicht.

Yannick Buttet war ein dysfunktionaler Alkoholiker, der schon bei leicht steigendem Pegelstand die Kontrolle über das Verdrängte verlor. Und er hatte keine Freunde, die ihn rechtzeitig stoppten und auffingen.

Trotz aller verständlicher Schadenfreude gilt: Yannick Buttet war der mit Abstand beste CVP-Parlamentarier, den das Wallis in den letzten Jahren in Bern hatte.

Der «Katechismus der Katholischen Kirche» weist der kleiner werdenden Schar der Gläubigen im Umgang mit geständigen Sündern den richtigen Weg.

«Während seines öffentlichen Lebens vergab Jesus nicht nur Sünden, sondern zeigte auch die Wirkung der Vergebung: Er gliederte die Sünder, denen er verziehen hatte, wieder in die Gemeinschaft des Gottesvolkes ein, aus der

die Sünde sie entfernt oder sogar ausgeschlossen hatte. Ein offensichtliches Zeichen dafür ist es, dass Jesus Sünder an seinen Tisch lädt, ja dass er sich selbst an ihren Tisch setzt – eine Handlung, die auf ergreifende Weise zugleich die Vergebung durch Gott [vgl. Lukas 15] und die Rückkehr in den Schoß des Volkes Gottes [vgl. Lukas 19,9] zum Ausdruck bringt.»

Davon wollten CVP-Bundesrätin Doris Leuthard und CVP-Präsident Gerhard Pfister nichts wissen. Sie schossen Yannick Buttet öffentlich ab und zwangen ihn so zum Rücktritt.

Dies mit Berufung auf angeblich «christliche Werte». Die beiden Katechismus-Analphabeten wissen nicht, was immer die Stärke ihres Glaubens war: den Sündern in den eigenen Reihen zu vergeben, sofern sie bekennen und beichten.

Feige waren auch die Walliser CVP-Politikerinnen und -Politiker. Sie alle liessen Buttet ihren eigenen Karrieren zuliebe einfach fallen. Und die der CVP nahestehende, ansonsten mehr als träge Walliser Staatsanwaltschaft goss Öl ins Feuer. Auch der für christliche Werte zuständige Walliser Bischof Jean-Marie Lovey schwieg und schweigt in beiden Landessprachen.

Buttets Rücktritt bestätigt die alte Soziologen-Regel: Ein Skandal braucht ein Opfer, damit alles bleibt, wie es war. Seine Wählerinnen und Wähler hätten ihm übrigens vergeben.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

## Vergleichsweise harmlos

Von Kurt W. Zimmermann — Wenn Journalisten eingeklagt werden, jubeln sie. Es kommt später sowieso zu einem Vergleich.

Der Fall Müller gegen Müller ist erledigt. Der Fall Müller gegen Müller endete in einem Vergleich.

Patrik Müller, Chefredaktor der *Aargauer Zeitung*, lancierte die Story 2014 in der Sonntagsausgabe. Geri Müller, grüner Nationalrat und Stadtammann von Baden, hatte aus seinem Büro Selfies seines Gemächts verschickt.

Politiker Müller klagte nun Journalist Müller wegen Persönlichkeitsverletzung ein.

Nun einigten sich die beiden. Der Politiker zog die Klage zurück. Man schloss einen Vergleich.

Wir sind damit bei einem bewährten Medienritual. Es ist das Ritual von Klage und Vergleich. Es ist für beide Seiten ein hilfreiches Szenario. Es ist eine Win-win-Situation.

Der Kläger gewinnt, indem er sich als Opfer der üblen Presse darstellt. Er redet laut vom Missbrauch der Medienmacht. Er sagt: «Man führt eine gezielte Kampagne gegen mich.»

Die beklagte Zeitung gewinnt, indem sie sich als Opfer der üblen Pressefeinde darstellt. Sie redet laut von der Unterdrückung der Meinungsfreiheit. Sie sagt: «Man versucht, uns zum Schweigen zu bringen.»

Der Kläger holt sich mit der Klage Prestige. Er zeigt, dass er sich von den Medien nichts gefallen lässt. Weil viele Bürger den Journalisten ohnehin nicht trauen, ist eine Klage gegen diese in der öffentlichen Wahrnehmung schon fast eine Verurteilung.

Die Journalisten wiederum jubeln, wenn sie eingeklagt werden. Es hebt ihr Selbstwertgefühl als unerschrockene Wachhunde. Zu befürchten haben sie nichts. Die Prozesskosten, inklusive allfälliger Bussen, übernimmt der Arbeitgeber.

Irgendwann interessiert der Fall niemanden mehr. Es kommt die Zeit für den Vergleich. Meist geht die Initiative vom Anwalt des Medienhauses aus.

Man muss nun eine Formulierung finden, bei der die Journalisten etwas in die Knie gehen müssen, aber nicht zu sehr. Im Fall Müller etwa drückte die Zeitung ihr «Bedauern» aus, dass durch ihren Artikel «ein Medienwirbel entstand, dessen nationales Ausmass und dessen Dauer so nicht vorhersehbar waren».

Sehr schön. Journalist Müller hatte also nicht im Traum erwartet, dass sich seine Kollegen wie verrückt auf seine süffige Story stürzen würden.

Ähnlich endete der Fall des ehemaligen Swissfirst-Inhabers Thomas Matter gegen die *NZZ am Sonntag*. Das Blatt hatte ihm zu Unrecht



«Bedauern»: Chefredaktor Patrik Müller.

unterstellt, die Pensionskassen geschädigt zu haben. Im Vergleich wurde dann von der Zeitung «bedauert, dass mit ihrer Berichterstattung ein falscher Eindruck erweckt wurde». Matter zog dafür die Schadenersatzklage von zehn Millionen Franken zurück.

Bei Müller wie bei Matter ging es ohne finanzielle Entschädigung durch die Verlage ab. In der Regel ist es mit einer Entschuldigung getan.

Eine Ausnahme war der Vergleich von Ringier mit dem früheren Botschafter Thomas Borer, dem die *Blick*-Gruppe Seitensprünge vorgehalten hatte. Ringier zahlte Millionen. Borer hätte über seine texanische Gattin sonst in den USA geklagt. Das Risiko der dortigen Schadenersatz-Praxis wollte der Verlag nicht eingehen.

Der neuste Fall dürfte wieder harmlos enden. Der Tamedia-Verlag klagte soeben die *Wochenzeitung* ein. Deren Kolumnist Hansi Voigt hatte die geschäftsschädigende These verbreitet, Tamedia habe ihre Zeitungen und Zeitschriften zum Spottpreis von 500 Millionen zum Kauf angeboten. Nach der Klage jubelte prompt der Journalist, er habe «einen Nerv getroffen».

Der Vergleich ist absehbar. Bald schon werden wir lesen: «Die *Wochenzeitung* bedauert es, falls mit ihrer Darstellung ein falscher Eindruck entstanden ist.» Oder so ähnlich.

## Lampenputzer

Von Henryk M. Broder — Mitmachen und dagegen sein, macht mehr Spass.

Alles, was man über die deutschen Sozialdemokraten wissen muss, findet sich in einem Gedicht, das der Schriftsteller und politische Anarchist Erich Mühsam im Jahre 1907 geschrieben und «der deutschen Sozialdemokratie gewidmet» hat. Es heisst «Der Revoluzzer» und fängt mit diesen Worten an: «War einmal ein Revoluzzer, im Zivilstand Lampenputzer; ging im Revoluzzerschritt mit den Revoluzzern mit.» Der Revoluzzer stellte sich schützend vor «seine» Laternen und rief den anderen Revoluzzern zu: «Lasst die Lampen stehn, ich bitt! Denn sonst spiel' ich nicht mehr mit!» Doch die lachten ihn nur aus und liessen die Gaslaternen krachen. Worauf der Revoluzzer «bitterlich» weinen musste. «Dann ist er zuhause geblieben. Und hat dort ein Buch geschrieben: Nämlich, wie man revoluzt und dabei doch Lampen putzt.»



Einhundertundelf Jahre später ist Mühsams Spottgedicht auf die SPD so aktuell wie zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Die SPD ist immer noch auf der Suche nach sich selbst. Die älteste und grösste deutsche Volkspartei mit derzeit 440 000 Mitgliedern kann sich nicht entscheiden, ob sie regieren oder opponieren will. Am liebsten möchte sie beides zugleich. Oder zumindest so tun, als ob es möglich wäre, Wasser zu predigen und Wein zu schlürfen, ohne an Glaubwürdigkeit zu verlieren. Während der letzten neunzehn Jahre hat die SPD fünfzehn Jahre die Politik an entscheidender Stelle mitbestimmt. Sieben Jahre lang mit Gerhard Schröder als Kanzler und acht Jahre lang als Juniorpartner von Angela Merkel. Die führenden Politiker der SPD, von Martin Schulz bis Sigmar Gabriel, von Andrea Nahles bis Manuela Schwesig, traten im letzten Wahlkampf so auf, als kämen sie grade aus der Verbannung zurück in die politische Arena. In Deutschland gehe es nicht gerecht zu, die Kluft zwischen den Armen und den Reichen werde immer grösser, das Land sei «gespalten» wie nie zuvor, behaupteten sie, ohne zu merken, dass sie Verhältnisse beklagten, die sie mit herbeigeführt hatten.

Nun will die SPD zum dritten Mal eine grosse Koalition mit der CDU bilden, um aus der Regierung heraus gegen die Regierung zu opponieren. Dabei sein macht Spass und zahlt sich aus, mitmachen und dagegen sein macht noch mehr Spass. Das ist es, was die Lampenputzer unter Revolution verstehen.

# Flüchtlinge ausser Rand und Band

Weil ihnen weniger Taschengeld ausbezahlt wird, gingen jugendliche Asylbewerber in Kriens mit Steinen auf die Polizei los. In der Bevölkerung weicht das anfängliche Wohlwollen gegenüber dem Durchgangshaus einer kritischen Haltung. *Von Michael Baumann*

Ein weiterer Routineeinsatz, dachten sich wohl die Polizisten, die am Freitagabend vor zwei Wochen zum Durchgangszentrum Grosshof für junge Flüchtlinge in Kriens LU gerufen wurden. Ein Einsatz wie schon tags zuvor, als es gleichenorts Tumulte unter den minderjährigen Asylsuchenden zu schlichten gab. Aber weit gefehlt: Diesmal wurden die Polizisten beim Eintreffen mit Steinen «empfangen», wie die Medienstelle später schrieb. Ausserdem beschädigten die Aufständischen Mobiliar und das Gebäude und richteten so einen Sachschaden von mehreren tausend Franken an. Abfallsäcke flogen herum, Bänke und Tische wurden umgestossen und Scheiben eingeschlagen. Einige der jungen Asylbewerber waren derart ausser Rand und Band, dass sich die Situation erst rund zwei Stunden später und nach dem Aufbieten von zusätzlichen Einsatzkräften definitiv beruhigte. Um sich die Kontrolle über das Geschehen zu verschaffen, musste die Polizei auch Pfeiferspray einsetzen.

## Gesprächsthema Nummer eins

Immerhin soll niemand verletzt worden sein, obwohl an Ort und Stelle von Anwohnern ein Sanitätsfahrzeug gesehen wurde. Drei Rädelführer wurden schliesslich vorübergehend festgenommen und am gleichen Abend in ein anderes Heim verlegt. Kurt Graf, Chef Kommunikation der Luzerner Polizei, sagt auf Anfrage, dass es angesichts der angetroffenen Situation sinnvoll gewesen sei, die Rädelführer in Polizeigewahrsam zu nehmen, damit Sicherheit und Ordnung wiederhergestellt werden konnten. Die Umplatzierung der Anstifter sei in Zusammenarbeit mit der Dienststelle Asyl- und Flüchtlingswesen erfolgt.

Silvia Bolliger, Leiterin dieser Dienststelle, erklärte in der *Luzerner Zeitung*, es habe keine Gewalt zwischen den Asylbewerbern oder gegen das Personal des Zentrums gegeben. Der Anlass sei auch kein ethnischer Konflikt gewesen. Immerhin – doch es kam zu Steinwürfen gegen die Polizei, die zu einem gegenwärtigen Trend passen: Gewalt gegen Polizisten und Sanitäter nimmt seit einiger Zeit im gleichen Umfang zu, wie der Respekt vor den Vertretern dieser Berufsgruppen abnimmt. Waren es anfänglich vor allem Personen aus linksautonomen Kreisen, militante Fussballfans oder alkoholisierte Partygänger, die gegen Ordnungshüter gewalttätig wurden, so sind heutzutage auch Flüchtlinge und Asylbewerber

zunehmend handgreiflich und widersetzen sich behördlichen Anordnungen.

Doch was hatte im Durchgangshaus, wo neunzig junge Asylbewerber aus Afrika, Nahost und China leben, zu einer derartigen Eskalation geführt, die seither in der luzernischen Kleinstadt am Fusse des Pilatus das Gesprächsthema Nummer eins ist? Obwohl in den überregionalen Medien nur kurz über diesen Vorfall berichtet wurde, waren die Online-Leserkommentare zahlreich und äusserst kritisch. Der Grund für die Ausschreitungen ist bei den Ereignissen vom Vortag zu suchen: Etliche sogenannte UMA (unbegleitete minderjährige Asylsuchende) hatten Randalen angezettelt und für Unruhe im Heim gesorgt. Auslöser war der Umstand, dass die ganz jungen Asylsuchenden neu noch drei statt elf Franken wirtschaftliche Sozialhilfe pro Tag erhalten, sie dafür aber dreimal täglich im Zentrum mit Mahlzeiten versorgt werden – sogar unter Berücksichtigung der kulinarischen Vorlieben.

Die Reduktion um acht Franken, wohlgeachtet für eine Gegenleistung, stiess auf wenig Wohlwollen, denn die jungen Leute geben das Geld lieber für anderes aus – und führte zum Ausbruch der Randalen. Schon am Donnerstagabend musste die Polizei um 23 Uhr im Heim vorbeischaun und für Ruhe bei den rund zwanzig aufgebrauchten Asylsuchenden unter sechzehn Jahren sorgen. Dies wiederum veranlasste die Heimleitung, die Verlegung von vier Rädelführern für den nächsten Tag vorzubereiten. Als es dann am Freitagabend mit der Umsetzung dieser Massnahme ernst galt, eskalierte die Situation vollends. Trotz der Proteste ändert sich an der neuen Praxis nichts, denn die Jugendlichen sollen sich regelmässig, ausreichend und gesund ernähren.

Es darf nicht vergessen werden, dass es sich bei den drei Franken pro Tag, welche die Flüchtlinge unter sechzehn Jahren erhalten, um Sackgeld zur völlig freien Verfügung handelt. So kommen Monat für Monat rund neun-

zig Franken zusammen – mehr als Pro Juventute für Jugendliche ab dem elften Schuljahr empfiehlt. Unter dem alten Regime, als elf Franken pro Tag ausbezahlt wurden und sich dafür jeder selber um die Verpflegung kümmern musste, gab es von der Schule Reklamationen, weil die jungen Ausländer vor Hunger müde und unkonzentriert waren. Jugendliche über sechzehn Jahre bekommen sechs Franken Sackgeld pro Tag und ein tägliches Mittagessen. Für die restlichen Kosten wie Unterkunft, Krankenkasse, Haftpflicht, Zahnarzt, Schule, ÖV-Abonnement kommt sowieso der Staat auf.

## Fehlender Wille zur Integration

Vor diesem Hintergrund ist das ausfällige Verhalten der Flüchtlinge doppelt unverständlich, waren sie doch angeblich in ihren Heimatländern an Leib und Leben bedroht und sind vor Gewalt geflohen. Wer als Flüchtling und Gast in der Schweiz grundlos Steine gegen Polizisten wirft, dem fehlt es nicht nur an Intelligenz, Anstand, Demut und Dankbarkeit – sondern auch gänzlich am Willen

zur Integration. Laut Silvia Bolliger verhält sich der grosse Teil der Flüchtlinge zwar anständig und ist dankbar. Eine Minderheit verlange aber den gleichen Lebensstandard, wie sie ihn bei gleichaltrigen Schweizern täglich beobachte.

Im Kanton Luzern wird konsequent gegen gewalttätige Fussball-Hooligans mit Strafbefehlen vorgegangen. Oberstaatsanwalt Daniel Burri sagte schon Ende 2014, dass Bussen und unbedingte Geldstrafen für die meist jungen Straftäter einschneidend seien. Vielfach müssten die jungen Straftäter die hohen Geldbeträge über längere Zeit «abstottern»,

was sie davon abhalte, rückfällig zu werden. Die Vorkommnisse im Durchgangszentrum Grosshof – Gewalt und Drohungen gegen Polizisten und damit ein Offizialdelikt – sollen für die Beteiligten ebenfalls Konsequenzen haben. Laut Polizeisprecher Graf seien



Silvia Bolliger.

---

Eine Minderheit verlange den Lebensstandard, wie sie ihn bei gleichaltrigen Schweizern beobachte.

---



«Viel Energie und Weltverbesserungsideen»: Durchgangszentrum Grosshof in Kriens LU.

bezüglich der Sachbeschädigungen bereits Strafanträge gestellt worden. Silvia Bolliger kann sich auch Arbeitseinsätze oder die Streichung der Tagespauschale vorstellen. Alle seien über die hiesigen Gepflogenheiten, Regeln und über die Folgen bei Verstössen ins Bild gesetzt worden.

Das Krienser Durchgangszentrum Grosshof für junge Asylbewerber ist erst im Dezember 2017 eröffnet worden und ist für maximal 120 Personen ausgelegt. Die Bewohner sind zwischen vierzehn und siebzehn Jahre alt – in einigen Fällen ist das Alter allerdings zu bezweifeln – und stammen vorwiegend aus Eritrea, Äthiopien, Syrien und Afghanistan. Vorher diente in Kriens das ehemalige Motel «Pilatusblick» als Asylzentrum für Jugendliche. Schon dort war es, im Frühling 2017, zu einem Streit unter Bewohnern gekommen, bei dem fünf Personen verletzt wurden und die Polizei einschreiten sowie Verhaftungen vornehmen musste.

#### «Teenager mit Flausen im Kopf»

Die SVP Kriens hatte sich gegen den neuen Standort mit mehr Plätzen zur Wehr gesetzt – erfolglos. «Es war zu erwarten, dass es wieder Probleme geben wird bei einer so ungünstigen Anhäufung von pubertierenden Jugendlichen

aus aller Herren Länder», sagt Rätob. Camenisch, SVP-Kantonsrat und Fraktionspräsident seiner Partei im Einwohnerrat Kriens. Diese jungen Leute seien vorwiegend aus lebensperspektivischen Gründen in die Schweiz gekommen und erwarteten nach gelungener Flucht mehr, als ihnen im Moment geboten werde. Camenisch räumt ein, dass sich das Betreuungsteam im neuen Heim redlich Mühe

#### Noch vertraut die SVP auf die harte Hand der kantonalen Asylbehörden.

gebe. Gerade deshalb sei man nun in Kriens darüber befremdet, dass es Unruhen gegeben habe.

Raphael Spörri, Einwohnerratspräsident 2016 und Präsident der SP Kriens, beurteilt die Situation anders und zeigt viel Verständnis für das Verhalten der jungen Flüchtlinge. «Ich möchte die Ereignisse nicht verharmlosen und stehe hinter den Massnahmen bei der Ernährung, aber bei den Jugendlichen handelt es sich um Teenager mit den üblichen Flausen im Kopf, mit viel Energie und Weltverbesserungsideen.» Spörri kann nachvollziehen, dass sie sich ungerecht behandelt

fühlen und sich zur Wehr setzen, wenn das Sackgeld reduziert wird. «Damit verlieren sie die letzte Eigenbestimmung», sagt er und fragt: «Würden wir uns nicht auch dagegen auflehnen?»

Das anfängliche Wohlwollen gegenüber dem Durchgangsheim scheint in Kriens aber doch langsam einer kritischen Haltung zu weichen. Viele fühlen sich laut Camenisch hintergangen, weil aus dem ursprünglich versprochenen Familienheim eine Problemunterkunft für minderjährige Asylbewerber geworden sei. Die SVP will die Bemühungen des Asyl diensts genau verfolgen. Noch vertraut sie auf die harte Hand der kantonalen Asylbehörden und auf den zuständigen Regierungsrat Guido Graf, denen mehr zugetraut wird als der früher federführenden Caritas.

Im Krienser Einwohnerrat hat die SVP bereits eine Interpellation zu den Krawallen eingereicht. Unter anderem will sie wissen, wie das Gefahrenpotenzial der jugendlichen Flüchtlinge eingeschätzt wird. Aber lange will die Partei nicht mehr zuschauen: «Wenn im Durchgangsheim nicht bald Ruhe einkehrt, werden wir nicht nur parlamentarisch aktiv, sondern dann ist auch mit öffentlichen Kundgebungen zu rechnen», kündigt Camenisch kämpferisch an. ○



Grenzen des Tolerierbaren: muslimische Hochzeit.

## Grauzone Scharia

Polygamie, Ehe mit Minderjährigen, Verstossung der Ehefrau? Das islamische Familienrecht fordert unseren Rechtsstaat heraus. Ist die Schweiz zu willfährig? Das Parlament wird demnächst über härtere Regeln gegen Scharia-Recht entscheiden. *Von Katharina Fontana*

Auf den ersten Blick sieht es aus wie ein «Anti-Scharia-Urteil», das der Europäische Gerichtshof in Luxemburg Ende Dezember gefällt hat. Der Fall betrifft ein Ehepaar, das 1999 in Syrien geheiratet hat und nun in Deutschland lebt, beide besitzen sowohl den syrischen wie den deutschen Pass. 2013 liess sich der Mann vor einem geistlichen Scharia-Gericht in Syrien scheiden, indem sein Bevollmächtigter eine einseitige Scheidungsformel aussprach. Als der Mann die Scheidung auch in Deutschland anerkennen lassen wollte, stellte sich die Frau quer. Der Fall landete vor dem Europäischen Gerichtshof, der zum Schluss kam, dass die massgeblichen EU-Vorschriften Deutschland nicht dazu verpflichteten, die nach islamischem Recht durchgeführte Scheidung als gül-

tig zu erklären. Dies, weil sie nicht von einer öffentlichen Behörde oder von einem staatlichen Gericht ausgesprochen worden sei.

In Internetforen wurde der Entscheid freudig begrüsst: Das archaische islamische Recht habe in Deutschland nichts verloren, so der

---

**Es besteht eine starke Tendenz, dass man im Ausland gültige Vielehen nicht zerstören soll.**

---

Tenor. Zeitungskommentatoren gaben demgegenüber zu bedenken, dass das Urteil keineswegs nur Scharia-Scheidungen betreffe, sondern ebenso die in westeuropäischen Ländern immer beliebteren schnellen und un-

komplizierten Privatscheidungen; diese würden nun unter Druck geraten. Kurioserweise könnte nun also ein «Anti-Scharia-Urteil» dazu führen, dass Scheidungen innerhalb der EU tendenziell schwieriger werden.

### Wenig Berührungängste

Inwieweit Scharia-Recht zu berücksichtigen ist, gibt auch in der Schweiz zu reden. In erster Linie geht es dabei um Familienrecht, das in islamischen Staaten in die Zuständigkeit religiöser Gerichte fällt. In der Rechtskommission des Nationalrates ist eine parlamentarische Initiative des Zürcher SVP-Vertreters Claudio Zanetti hängig, die «kein Scharia-Recht durch die Hintertüre» zulassen will. Nach Ansicht von Zanetti braucht es klare

Vorgaben für Behörden und Justiz, wie sie mit islamischem Recht umzugehen haben. In seinem Vorstoss verlangt er, im Bundesgesetz über das Internationale Privatrecht (IPRG) festzuschreiben, dass Scharia-Recht im Kollisionsfall generell nicht anzuerkennen sei. Schiebe man hier keinen Riegel, werde das islamische Recht durch die Migration aus arabischen Ländern mehr und mehr in der Schweiz Einzug halten.

Zanettis Befürchtungen rühren zum einen daher, dass ein Teil der hiesigen Professorschenschaft kaum Berührungängste zeigt gegenüber islamischen Rechtsinstituten, die aus Schweizer Sicht fragwürdig oder schlechterdings inakzeptabel sind. Besonders weit ging dabei ein Freiburger Professor, der vor ein paar Jahren forderte, einen Rechtspluralismus und damit auch die Scharia in der Schweiz zumindest teilweise zuzulassen. Diese Idee sorgte in der Öffentlichkeit verständlicherweise für einige Empörung; für säkulare Muslime dürfte sie wie ein schlechter Scherz geklungen haben.

### Keine klare Regeln für Behörden

Wenig Vertrauen hat Zanetti zum anderen in die hiesigen Behörden: Diese würden leichtfertig Scharia-Ehen anerkennen und schweizerische Rechtsgrundsätze übergehen. Der SVP-Nationalrat ärgert sich vor allem über ein älteres Urteil der früheren Asylrekurskommission, heute Bundesverwaltungsgericht. Dieses stellte sich 2006 auf den Standpunkt, dass die Ehe eines in der Schweiz wohnhaften ägyptischen Flüchtlings, der sich bei der Heirat von einem Bevollmächtigten hatte vertreten lassen, gültig sei. Die Frau durfte daraufhin zu ihrem Ehemann in die Schweiz reisen.

Das Parlament wird sich also demnächst mit dem Thema Scharia beschäftigen müssen. Doch wie berechtigt ist die Kritik, dass die Schweiz gegenüber islamischem Recht zu willfährig sei? Grundsätzlich lässt sich sagen, dass die Regelung des IPRG vernünftig ist, gerade auch, wenn man sie mit jener der Nachbarländer vergleicht. In Deutschland oder Frankreich etwa ist es bei familienrechtlichen Belangen häufig die Staatsangehörigkeit, die über das anwendbare Recht entscheidet. Die dortigen Behörden vollziehen Heiraten oder Scheidungen von Ausländern also vielfach nach ausländischem Recht, in Deutschland etwa ist dies häufig türkisches Recht. In der Schweiz hingegen zählt laut dem IPRG in erster Linie der Wohnsitz: Wer hier eine Ehe eingeht oder auflöst, tut dies nach Schweizer Recht. Das macht die Situation schon einmal deutlich einfacher als in den Nachbarländern. Die Frage, ob eine Braut minderjährig sein darf oder ob sich ein bereits verheirateter Mann eine Zweitfrau nehmen kann, stellt sich in der Schweiz nicht.

Doch was ist, wenn ein Algerier auf dem Zivilstandsamt auftaucht, der in seiner Heimat mehrere Frauen rechtsgültig geheiratet hat und diese Ehen nun im Register eintragen lassen will? Oder wenn ein afghanisches Paar in die Schweiz einreist, und die Ehefrau noch ein Kind ist? Laut dem IPRG muss die Schweiz ausländische Akte zwar grundsätzlich anerkennen. Eine Ausnahme besteht aber dann, wenn die Anerkennung «mit dem schweizerischen Ordre public offensichtlich unvereinbar wäre» – das bedeutet: wenn ein Entscheid die fundamentalen Prinzipien der schweizerischen Rechtsordnung auf nicht tolerierbare Weise verletzen würde.

Wann dies zutrifft, lässt sich nicht immer eindeutig sagen. Klare Regeln, wie die Behörden vorzugehen haben, gibt es nur wenige. Die Frage der Stellvertreter-Ehe (die übrigens nicht nur in arabischen Ländern, sondern beispielsweise auch in Frankreich erlaubt ist) wurde wie erwähnt auf gerichtlichem Weg geklärt. Von einer religiösen Instanz ausgespro-

### Der eine oder andere Beamte dürfte versucht sein, hin und wieder ein Auge zuzudrücken.

chene ausländische Scheidungen scheinen in der Schweiz ebenfalls zulässig zu sein. Wie mit Ehen von Minderjährigen umzugehen ist, dazu gibt es immerhin Weisungen des Bundes. Handelt es sich bei der Ehefrau um ein Mädchen, das jünger als sechzehn Jahre ist und damit noch dem Schutzalter untersteht, wird die Ehe in jedem Fall für ungültig erklärt.

Spielraum haben die Behörden dagegen in Fällen, in denen die Braut älter als sechzehn Jahre ist. Scheint die junge Frau in ihrer Ehe glücklich zu sein und legt sie glaubhaft dar, dass sie ihren Mann nach ihrem achtzehnten Geburtstag ohnehin wieder heiraten würde, dürfte der Richter die Verbindung wohl für gültig erklären.

Viele offene Fragen gibt es zu polygamen Ehen. Dass solche Verbindungen nach schweizerischem Rechtsempfinden völlig unhaltbar sind, wird zwar nicht bestritten – auch nicht von Professoren, die als besonders aufgeschlossen gelten. Dennoch ist in der Rechtslehre eine starke Tendenz auszumachen, dass man Viel-ehen, die im Ausland gültig eingegangen wurden und die gelebt werden, nicht zerstören soll, sondern sie anzuerkennen habe. Zumindest müsse man an sie gewisse Rechtswirkungen knüpfen wie einen Unterhaltsanspruch oder die sozialversicherungsrechtliche Absicherung. Dies gebiete der Schutz der Ehefrauen. «Islamisches Recht kann den Frauen nützen», titelte in diesem Sinn etwa die linke Juristenzeitung *Plädoyer* 2011.

Die Kantone gehen bei polygamen Ehen unterschiedliche Wege; die Rechtsprechung ist

uneinheitlich. Das Bundesgericht hat im Fall eines Türken 2007 zwar keinen Zweifel daran gelassen, dass eine Ehe mit mehr als einer Frau gegen den schweizerischen Ordre public verstosse. Dass eine polygame Ehe dennoch gewisse Wirkungen haben kann, zeigt ein jüngerer Fall einer Anwältin aus der Schweiz, der vor dem Bundesgericht gelandet war. Die Frau hatte in Mali einen bereits zweifach verheirateten Mann geheiratet, einzig in der Absicht, als malische Ehefrau ein malisches Kind adoptieren zu können; mit diesem reiste sie dann in die Schweiz. Nach einigem Hin und Her wurde die Adoption mit Blick auf das Wohl des Kindes schliesslich anerkannt und ins Zivilstandsregister eingetragen, obschon sie erst durch die polygame Ehe ermöglicht worden war.

### Schutz des Patriarchats

Die Auslegeordnung zeigt: Wie mit Scharia-Recht umzugehen ist, ist nicht immer klar, die Behörden bewegen sich in einer Grauzone. Der eine oder andere Beamte dürfte durchaus versucht sein, hin und wieder ein Auge zuzudrücken und einen fragwürdigen ausländischen Entscheid der Einfachheit halber als gültig anzusehen. Insofern wäre eine politische Diskussion darüber, wie die Schweiz mit islamischem Recht umgehen soll und wo die Grenzen des Tolerierbaren liegen, sicher sinnvoll. Die Haltung, man müsse das Schutzbedürfnis der islamischen Frauen jeweils in die Erwägungen einbeziehen, führt dabei in die Irre. Denn stellt man auf das Interesse der Frauen oder auf jenes der mitbetroffenen Kinder ab, bietet das hiesige Rechtsempfinden, der Ordre public, keinen Schutz mehr vor der Übernahme unerwünschter islamischer Praktiken. Letztlich würde das dazu führen, dass patriarchale Familienstrukturen auch in der Schweiz geschützt würden. ○

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit [www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch) die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch)

**worker jobs.ch**

# Levrats rote Katzenmusik

Flügelkämpfe auf der linken und auf der rechten Seite: Die Sozialdemokraten wirken orientierungslos. Verliert SP-Präsident Christian Levrat die Kontrolle über seine Genossen?

Von Hubert Mooser

Welch vielstimmiger Chor. Welch bunter Strauss an Solisten. Da kämpft der Bieler Ständerat Hans Stöckli als Vizepräsident des Initiativkomitees für Olympische Spiele in der Schweiz. Gleichzeitig kritisiert Vizefraktionschef Cédric Wermuth, dass für Vaterschaftsurlaub oder Kinderzulagen das Geld fehle, während man für Olympia jedoch locker eine Milliarde Franken aufwerfen könne. Daniel Lampart, Chefökonom des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, geht im *Sonntagsblick* auf Distanz zum Rahmenvertrag mit der EU, während SP-Präsident Christian Levrat diesen so schnell wie möglich unter Dach und Fach bringen will. Worauf sich auch Genosse Bundespräsident Alain Berset vernehmen liess, es habe mit einem institutionellen EU-Abkommen keine Eile. So kurvenreich, wie die SP derzeit unterwegs ist, schlängelt sich nicht einmal die Slalompartei CVP durch die Berner Politik.

## Parteispitze toleriert Widerstand

Dem gegenwärtig etwas von der Bildfläche verschwundenen SP-Präsidenten Levrat bleibt kaum Zeit zum Durchschnaufen. Wenn nicht der linke Flügel um Juso-Präsidentin Tamara Funciello mit einer extremistischen Besteuerungsiniziativa auf den Putz haut, funken der SP-Spitze die Rechtsabweichler mit einem Arbeitspapier dazwischen. Der Reformflügel trat als Zürcher Doppel – Ständerat Daniel Jositsch und Nationalrätin Chantal Galladé – mit einem neuen Sicherheitspapier an die Öffentlichkeit. Kernpunkt ist die Zustimmung zum Kauf von rund dreissig neuen Kampfjets ab 2030. Die Gruppe stellt sich damit gegen die eigene Partei. Denn die Genossen haben im Oktober 2017 beschlossen, dass die F/A-18-Flieger etwas länger als geplant im Dienst bleiben sollen – über das Jahr 2035 hinaus. Dies hält die Gruppe um Jositsch und Galladé nicht für sinnvoll.

Für Ständerätin Pascale Bruderer, eine der treibenden Kräfte hinter der SP-Reformplattform, ist das erst der Anfang. Eine Palastrevolution steht bei den Sozialdemokraten zwar nicht auf der Agenda, dafür weitere Positionspapiere zu anderen Themen. «Künftig wollen wir uns aber auch in den Parteigremien stärker einbringen», betont die Aargauerin. Sie selber sei Mitglied der parteiinternen Arbeitsgruppe «Wirtschaft». Laut Bruderer stösst die Plattform auf reges Interesse: «Es haben sich schon tausend Leute bei



Wie ein Sack Flöhe: SP-Präsident Levrat (r.), SP-Ständerat Jositsch.

uns registriert», freut sie sich. Diese Leute gehörten nicht alle der SP an. Einige seien der Partei aber dank der Reformplattform beigetreten. Von der Bundeshausfraktion gehören nebst Jositsch, Galladé und Bruderer der frühere Topdiplomate Tim Guldemann sowie die Nationalrätinnen Yvonne Feri oder Evi Allemann der Gruppe an.

Die Parteispitze nervt sich über diese Abweichler. Der Widerstand der Reformgruppe ist aber nicht stark genug, um die SP vor eine echte Zerreihsprobe zu stellen. Vizepräsidentin Géraldine Savary findet, der Reformflügel sei mit seinem Konzept zu den Kampfjets nicht weit von der offiziellen SP-Linie entfernt. Unschön findet Savary, dass er sich nicht darum bemüht habe, die eigenen Vorstellungen parteiintern durchzubringen. SP-Fraktionschef Roger Nordmann urteilt über die Parteirechten: «Sie schärfen ihr Pro-

fil zu Lasten der SP.» Er findet aber gleichzeitig, das Bemühen des Reformflügels zeige, wie breit die Partei aufgestellt sei. Und selbst SP-Präsident Levrat hielt im Interview mit der NZZ fest: «Die SP muss alle Stimmen integrieren.»

## Jagd auf CVP-Wähler

Dies war wohl auch eine Art Antwort auf die durchgezogene Bilanz bei den kantonalen Wahlen der letzten zwei Jahre. Zwar konnte die Partei im Aargau deutlich zulegen. Aber sonst bewegte sich die SP nicht vom Fleck. Dabei hat Levrat Grosses vor: Die SP peilt bei den Wahlen 2019 einen Wähleranteil von 25 Prozent an (2015 lag sie unter 20 Prozent). Und das kann sie nur schaffen, wenn es gelingt, neue Wählerschichten anzusprechen. «Mitte-links gibt es ein Potenzial», davon ist SP-Reformerin Pascale Bruderer überzeugt. «Die

kleinen Parteien schwächeln, und die CVP zieht nach rechts.»

Besonders der linke Flügel der CVP präsentiert sich aus Sicht der SP-Granden fast wie ein Übernahmekandidat. «CVP-Präsident Gerhard Pfister schreckt mit seinem prononcierten Rechtskurs und seiner Leitkulturdebatte viele CVP-Wähler ab», hat SP-Fraktionschef Nordmann festgestellt. Pfister versuche, aus Slalomspezialisten Abfahrtspezialisten zu formen – und das funktioniere nicht. Die SP könne so für Mitte-links-Wähler der CVP eine Alternative darstellen. «Diese Wähler haben inzwischen gemerkt, dass wir keine kleinen Kinder fressen», meint der Waadtländer.

Natürlich sieht dieser Plan auf den ersten Blick wie der durchsichtige Versuch aus, von den eigenen Schwächen abzulenken und den

## Wenn nicht der linke Flügel auf den Putz haut, funken die Rechtsabweichler dazwischen.

früheren Verbündeten CVP einzuschüchtern. Zumal die Christlichdemokraten bei den letzten Umfragen in der Wählergunst unter die 10-Prozent-Marke gefallen sind. Dies ist eine erschreckende Entwicklung für die Bundesratspartei. Aber ganz abwegig ist der SP-Plan nicht. Bei den Parlamentswahlen im Aargau von 2016 – einem der wenigen SP-Lichtblicke – zeigte sich, dass die Genossen auch auf Kosten der CVP deutlich zugelegt haben, wie sich Cédric Wermuth erinnert. Nationalrat Corrado Pardini bleibt allerdings skeptisch: «Das gelingt uns aber nicht mit billiger PR und inhaltslosen Reformpapieren», meint der Gewerkschafter an die Adresse der SP-Rechten.

## Zäsur nach verlorener Abstimmung

Darunter würde das Parteiprofil leiden und deutlich an Kantenschärfe verlieren. Der Zeitgeist weht zudem von rechts, und der Trend scheint eindeutig: Die SVP und die FDP, welche die letzten Parlamentswahlen gewonnen haben, sind in den Kantonen weiter auf dem Vormarsch. Trotz der SVP-FDP-Mehrheit im Nationalrat konnte sich die SP anfänglich weiter behaupten. Sie brachte die Altersreform ihres Bundesrates Alain Berset in beiden Kammern über die Runden. Sie führte mit der CVP und Teilen der FDP die «Energierstrategie 2050» sicher ins Ziel und bodigte die Unternehmenssteuerreform III. Doch die Zäsur folgte mit der Volksabstimmung über das Prestigeprojekt Altersreform, das die SP verloren hat – unter tatkräftiger Mithilfe der Juso. Seither wirkt die Linkspartei orientierungslos und ist auf der Suche nach ihrer Identität – als habe sie auf ihrem derzeitigen Schlingelpfad den Kompass endgültig verloren. ○

## Politik

# Bundesamt für Belästigung

Die Leute leben zwar immer länger, doch dem Bundesamt für Gesundheit geht die Arbeit nicht aus. Die behördliche Erziehung erklimmt neue Höhen.

Es sind Sätze, wie sie nur Informationsbeauftragte so überzeugend formulieren können. «Menschen setzen sich in allen Lebensphasen Risiken aus, die die Gesundheit negativ beeinflussen können», schreibt das Bundesamt für Gesundheit (BAG) in seiner neuen Broschüre «Chancengleichheit und Gesundheit». Und nennt den Berufseinstieg, die Elternschaft oder Migrationserfahrung als die besonders gefährlichen Klippen im Leben, an denen schon manch einer gesundheitlich gescheitert ist. Und weiter: «Wissenschaftliche Studien zeigen, dass die Ressourcen der einzelnen Menschen zur Risikobewältigung ungleich verteilt sind.» Das ist ein bisschen kompliziert ausgedrückt, bedeutet letztlich aber nichts anderes, als dass staatlicher Handlungsbedarf besteht. Denn durch die Intervention der Behörden «können die Chancen auf ein Leben in guter Gesundheit noch gerechter verteilt werden».

## Wer auf dem Spielplatz rumschleicht

Zusammen mit der Gesundheitsförderung Schweiz und den kantonalen Gesundheitsdirektoren will das BAG das Problem, dass nicht alle Leute gleich krank sind, in diesem Jahr nun mit hoher Priorität angehen. Im Visier stehen vorab Schlechtverdiener und Migranten. Von ihnen treiben beispielsweise

## Dass Migranten seltener zum Arzt gehen, findet man als Prämienzahler eigentlich gut. Nicht so das BAG.

nur 54 Prozent einmal pro Woche Sport, während es bei den Gutverdienern 75 Prozent sind. Auch punkto Ernährung fällt die erste Gruppe ab: Nur 15 Prozent essen genügend Gemüse und Früchte, während es bei den Gutverdienern 22 Prozent sind – der Laie mag hier zwar keinen frappanten Unterschied erkennen, doch zum Glück gibt es ja die Experten des BAG, die das besser wissen. Dass Migranten offenbar weniger häufig zum Arzt gehen als Einheimische, findet man als Prämienzahler eigentlich eine gute Sache. Nicht so das BAG, das auch diese eklatante Ungleichheit ausmerzen will.

Die Massnahmen, mit denen die Gesundheitsexperten die Chancengleichheit verbessern wollen, kann man durchaus als originell bezeichnen. Etwa das Projekt der



Problem: Nicht alle Leute sind gleich krank.

interkulturellen Vermittler, die Orte wie Spielplätze aufsuchen und dort mit «sozial benachteiligten Familien (Migranten, Alleinerziehende)» über Ernährung und Bewegung sprechen. Damit es nicht zu Missverständnissen kommt, sollten Eltern also bedenken: Wer auf Spielplätzen um Sandkasten und Schaukel herumschleicht, ist nicht unbedingt ein Pädophiler. Es kann sich auch um einen interkulturellen Vermittler handeln, der nach sozial Benachteiligten Ausschau hält.

Das BAG ist überzeugt, auf dem richtigen Weg zu sein. Die bisherigen Anstrengungen zur Förderung der Chancengleichheit seien ermutigend, schreibt das Amt. Zwei Millionen Franken jährlich wendete das Amt bisher auf. Dieser Betrag dürfte aber bald nicht mehr ausreichen, sollen doch künftig auch weitere benachteiligte Bevölkerungsgruppen einbezogen werden. Die vage Möglichkeit, dass Migranten und Alleinerziehende mit ihrem Leben ganz zufrieden sind und die Gesundheitserziehung durch den Staat als Belästigung empfinden könnten, vermag die Fachleute nicht aus dem Konzept zu bringen. Gleichheit ist schliesslich das oberste Ziel. Selbst wenn die Schweiz dadurch zum Kindermädchenstaat wird.

Katharina Fontana

# Service­lücken beim Dienstleister

Bei der Swisscom hat es kürzlich Netzstörungen gegeben. Sind das einfach technische Probleme, oder hat das mit der Führung zu tun?

Von Beat Gygi

Die Swisscom hat eine Art Wachstumsschmerzen. In den vergangenen zwei Wochen haben technische Pannen im Festnetz und im Mobilfunknetz etliche Kunden, vor allem auch Unternehmen, gegen den mächtigen Telekom-Anbieter aufgebracht. Das jüngste auffällige Netzversagen geschah am 19. Januar, da bestätigte die Swisscom eine Störung im Mobilfunknetz, der Fehler sei aber korrigiert, die Stabilität wieder hergestellt, und es gebe keinen Zusammenhang mit den Störungen vom 8. Januar und vom 15. Januar. Diese zwei kurz vorher aufgetretenen Festnetzstörungen trafen viele kleine und mittlere Unternehmen.

Brisant war, dass die Swisscom-Führung zunächst keine genaueren Angaben machen konnte. Heinz Herren, Konzernleitungsmitglied und Leiter des Geschäftsbereichs IT, Netze und Infrastruktur, legte in Videos dar, dass man alles unternehme, um den Mängeln auf die Spur zu kommen, aber der grundlegende Fehler sei noch nicht entdeckt. Es sei nicht einfach, in einem tausendseitigen Computerprogramm einen einzelnen Fehler zu finden. Etwas später kam die Entwarnung, verantwortlich seien Fehler in einer Lieferantensoftware gewesen, das Netz sei wieder stabil.

## Brûlés Ärger­nis

Gibt es zwischen diesen zwei Fällen von Netzversagen wirklich keinen Zusammenhang? Immerhin stehen das gleiche Unternehmen und die gleiche Führung dahinter. Zudem erinnert man sich unwillkürlich an frühere Pannen, und ins Auge stach auch ein Gastbeitrag des Journalisten und Verlegers Tyler Brûlé in der *NZZ am Sonntag* vom 14. Januar. Unter dem Titel «Absurder Kundenservice im digitalen Zeitalter» schilderte er seine Erfahrungen mit dem Kundendienst, nachdem bei ihm das WLAN ausgestiegen war.

Es war die von Swisscom mehrheitlich kontrollierte Gesellschaft Mila, die sich bei ihm an die Lösung des Problems machte – oder in diesem Fall an die Vergrößerung des Problems. Nach einigen Weiterleitungen am Telefon und verwirrenden Auskünften wurde der Besuch eines Technikers vereinbart, der dann zur Pointe des Beitrags wurde, Brûlé schreibt es so: «24 Stunden später war ich bereit, Mila (in diesem Fall einen Techniker namens Valentin) zu begrüßen, aber genau in dem Augenblick, in dem es an meiner Haustüre eigentlich allmählich hätte läuten sollen, erhielt ich eine weitere E-Mail von Mila, in der sie meinte, sie sei ver-



Netz wieder stabil?

hindert, und ich müsse einen neuen Termin vereinbaren.» Es folgten weitere Hürdenläufe in Telefon-Warteschlangen und Bemühungen um Abhilfemassnahmen.

Man könnte dies als Einzelfall abtun, aber in letzter Zeit ist vermehrt von unzulänglichen Leistungen beim Kundendienst im Zusammenhang mit Mila zu hören. Mila wurde 2013 gegründet als Plattform zur Organisation von gegenseitiger Hilfe unter Nachbarn oder Freunden. 2015 wurde sie mehrheitlich von der Swisscom übernommen, der Verwaltungsrat besteht aus den Managern Marc Werner (COO Swisscom), Roger Wüthrich-Hasenböhler (Chief Digital Officer Swisscom) und Francesco Castelletti (Chef Kundendienst Swisscom). Heute dient Mila im Prinzip als Plattform, auf der Telekom-Kunden ihr Problem anmelden können und wo sie dann mit den Problemlösern zusammengebracht werden, die bei Mila angemeldet sind und die Fälle anklicken, die sie gerne übernehmen würden.

Die Swisscom sieht dies als alternativen Service-Kanal, der den Nerv der Zeit treffe und auf wachsende Nachfrage stosse, zurzeit würden pro Monat über 2500 Anfragen via Mila erledigt. Problemlöser können «Friends» sein, die ein gewisses technisches Wissen besitzen und die Ratsuchenden in einer Art Nachbarschaftshilfe unterstützen. Es können auch

«Profis» sein, die bei anspruchsvolleren Problemen zum Einsatz kommen und die Aufträge von Mila zugewiesen erhalten.

Und unter den «Profis» gibt es offenbar einige Unzufriedenheit mit der Art und Weise, wie Swisscom und Mila mit den Problemen umgehen. Von sogenannten Swisscom-Partnern – das sind externe Firmen, die von der Swisscom als langfristige Partner für Vertrieb und Service qualifiziert wurden – ist zu hören, dass im Viereck Kunde–Mila–Swisscom–Partnerfirma die Kommunikation oft schlecht funktioniert.

Der Kunde melde zum Beispiel sein Problem der Hotline, aber diese kommuniziere nicht sachgerecht mit dem Partner, der das Problem lösen sollte. Bisweilen komme es zu Doppelspurigkeiten und Widersprüchen, weil von Swisscom-Seite und Mila unterschiedliche Anweisungen an die externen «Profis» kämen, bestellte Produkte nicht oder zu spät geliefert würden, Telekom-Verbindungen zu spät geschaltet oder Testmessungen in Leitungen unzulänglich durchgeführt würden. Das führe zu Mehrfachfahrten, übermässigem Zeitaufwand, Ärger bei Partnern, Swisscom-Technik und Hotline – und vor allem zu enttäuschten Kunden.

Ins Bild passt jedenfalls, dass die Kundenzufriedenheit, gemessen am sogenannten Net Promoter Score (NPS), bei der letzten Erhebung im Sommer gesunken ist. Dieser Wert misst den Anteil der begeisterten Kunden, die das Unternehmen weiterempfehlen würden,

## Problemlöser können «Friends» sein, die ein gewisses technisches Wissen besitzen.

abzüglich der weniger zufriedenen. Die Swisscom-Führung sagt, sie nehme den Rückgang sehr ernst, man analysiere die Gründe und habe bereits begonnen, erste Massnahmen abzuleiten. Die Swisscom ist dieser Tage zudem auf der Finanzblog-Plattform «Inside Paradeplatz» des Journalisten Lukas Hässig wegen ihrer Führungsstruktur und Corporate Governance in die Kritik geraten – unter anderem mit Hinweis auf die Netzwerk-Pannen. Die Führung des zu 51 Prozent vom Bund kontrollierten Konzerns sieht einen wichtigen Teil des Geschäfts im Bankensektor, aber gerade deswegen müsste er auch im Umgang mit normalen Leuten die Reputationsrisiken so gering wie möglich halten. ○

# Warme Luft

Das Bundesamt für Energie zeichnet Mitläufer der Energiewende mit Preisen aus. Wohin führt diese Politik?

Von Silvio Borner

Ein Plädoyer für einen Kuh-Gorps-Preis ist fällig. Kürzlich fand im Kursaal Bern vor gut einem halben Tausend Zugewandten der Jahresapéro des Bundesamtes für Energie statt, dessen Höhepunkt die Preisverleihung «Watt d'Or 2018» war. Das kostete die Steuerzahler wohl etwa einen Hunderttausender, aber für die Propaganda zugunsten der 2000-Watt-Gesellschaft ist dieser Preis Gold wert. Ich war nicht selber dort, weil die Eingeladenen praktisch alle Subventionsempfänger oder Energiewende-Ideologen waren. In ökologistischen Planwirtschaften sind Apéros mit Auszeichnungen für die Mitläufer ein wichtiges Lenkungsinstrument.

Ein Preis ging an die Elektrizitätswerke des Kantons Zürich (EKZ) und eine private Engineering-Firma für Strassenlampen, die nachts nur dann leuchten, wenn sich etwas bewegt. Das wird die Welt bewegen, obwohl ich in meinem alten Bauernhaus im Sundgau seit mindestens zehn Jahren genau so eine Aussenbeleuchtung habe. Ausgezeichnet wurden auch die Stadtwerke von Genf für ein Serviceangebot, das Liegenschaftseigentümern eine Gesamtoptimierung des Energiehaushaltes ermöglicht – eine Ohrfeige für das private und eigenfinanzierte Gewerbe!



Wie viele Millionen Tonnen Kuhmist brauchte es, um auch ein AKW zu ersetzen?

## Bilanz des Kuhfladensammelns

Ein weiterer Preis galt einem Verfahren zur direkten Umwandlung von Biomasse in Methan. Der unter Mithilfe des Paul-Scherrer-Instituts (PSI) entwickelte Prozess soll die Umwandlung von Kuhdung (oder anderer Biomasse) durch die Zugabe von reinem Wasserstoff, erzeugt mittels «überschüssigem» Solar- oder Windstrom, um sagenhafte 60 Prozent erhöhen. Moment – Methan, chemisch gleich wie Erdgas, ist doch ein etwa zehnmal schädlicheres Treibhausgas als das sündige CO<sub>2</sub>! Ist für Energiewender nicht so schlimm, denn das preisgekrönte Methan ist ja eine Umwandlung von Abfällen und überschüssigem und daher überflüssigem Flatterstrom in einen Zwischenspeicher, der dann bei Bedarf in Strom zurückverwandelt wird. Bei einem Wirkungsgrad nahe null bringt ein Plus von 60 Prozent allerdings nur wenig mehr als nichts. Und wenn man den Rohstoff- und Energieaufwand zum Einsam-

eln der Kuhfladen einberechnet, sieht die Bilanz noch schlechter aus.

Laut einem vertrauenswürdigen Augen- und Ohrenzeugen wurde in Bern aber explizit auf Kuhmist als Energiequelle verwiesen. Eine sozialdemokratische Ständerätin, Jurymitglied ohne theoretische oder praktische Marktkenntnisse, attestierte diesen Innovation Markterfolg. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass ein solches Unternehmen ohne Subventionen dem Konkurs zusteuert so wie eine frühere Preisträgerin mit ihrem Wasserwirbelkraftwerk. Wie viele Millionen Tonnen Kuhmist brauchte es denn, um auch nur ein AKW zu ersetzen? Da könnte man höchstens noch den ganzheitlichen Ansatz

ins Feld führen nach dem Motto: «Wenn schon Kuh, dann konsequent!» Die Kühe produzieren ja nicht nur Fäkalien, die aufwendig in Methan umgewandelt werden können, nein, durch ihr Rülpsen liefern sie das Gas auch direkt. Das heisst: Der nächste Goldwattpreis muss unbedingt an den gehen, der ein «Smart-Gorps-Grid» erfindet, das die Kühe dazu bringt, bei Bedarf nicht nur die Melkmaschine aufzusuchen, sondern auch den Rülps-Sauger, so dass man das Methan direkt an der Quelle abfangen kann. Der Kuh-Gorps-Preis würde perfekt zu den Wahnvorstellungen der sogenannten Energiewende passen.

In der wirklichen Welt läuft es anders. Die Energiewende ist in vollem Gang, beruht aber nicht auf Kuhmist, Wasserwirbeln, Schwachwindrädern, CO<sub>2</sub>-Staubsaugern oder Vollmondsolarzellen, sondern auf dem Schiefergas, das auch ohne politische Propaganda die Welt erobert und als Ersatz für Kohle den CO<sub>2</sub>-Ausstoss deutlich reduzieren wird. Was nachher kommt, soll die freie Forschung herausfinden, nicht Beamte und Subventionsjäger. Vor über hundert Jahren erkannte die amerikanische Regierung des Potenzial der Fliegerei und beauftragte mit viel Geld den berühmtesten MIT-Professor und Flugforscher mit der Entwicklung eines Flugzeugs. Seine beiden Prototypen versanken buchstäblich im Wasser. Kurz darauf gelang es zwei Velomechanikern mit wenig eigenem Geld, den Gebrüder Wright, vom Boden abzuheben und wieder zu landen und eine Entwicklung einzuleiten, welche die Welt revolutionierte.

## Nahost

### Giftige Hilfe

Warum US-Präsident Trump dem Hilfswerk für palästinensische Flüchtlinge misstraut.



Pierre Krähenbühl.

Pierre Krähenbühl, der oberste Chef der palästinensischen Flüchtlingshilfe mit Schweizer Pass und IKRK-Vergangenheit, ist unter Druck. Die USA haben dem Hilfswerk der Vereinten Nationen für Palästina-Flüchtlinge im Nahen Osten (UNRWA) einen grossen Teil der Zu-

wendungen gekürzt. Das sei, so Krähenbühl gegenüber Nachrichtenagenturen, das Resultat diplomatischer Auseinandersetzungen und habe weniger «mit der Leistung» seiner Organisation zu tun. Krähenbühl hat recht. Die UNRWA ist äusserst effizient – aber leider mit negativen Folgen. So hat ihre Wirksamkeit dafür gesorgt, dass die Zahl der palästinensischen Flüchtlinge seit 1948 um ein Mehrfaches gestiegen ist, von ursprünglich 750 000 auf heute rund fünf Millionen. Die rasante Vermehrung ist nicht auf Kriege oder Hungersnöte zurückzuführen, sondern auf die Flüchtlingsdefinition seitens der UNRWA, gemäss der die Kinder und Kindeskinde der ursprünglichen Flüchtlinge ebenfalls Flüchtlinge bleiben. So trägt das Hilfswerk wesentlich dazu bei, dass der palästinensische Flüchtlingsstatus verewigt wird. Die von der UNRWA geleiteten Schulen sorgen zudem mit Verve dafür, dass die Palästinenser seit Jahrzehnten davon träumen, in die Heimat ihrer Eltern und Grosseltern und Urgrosseltern zurückzukehren, also ins heutige Israel. Das verunmöglicht jede Lösung im Nahostkonflikt.

Ursprünglich war die UNRWA als reine Hilfsorganisation gegründet worden. Inzwischen ist sie auch für eines der grössten Schulsysteme verantwortlich. So gesehen, hat die Organisation ein ureigenes Interesse daran, dass die Zahl der Flüchtlinge Jahr für Jahr ansteigt. Effizient ist die UNRWA auch beim Kaschieren von Terrorismus. Wiederholt hat sie radikale Islamisten und Dschihadisten als Lehrer angestellt. Fliegen deren Nebenbeschäftigungen als Gewaltaktivisten auf, gibt sich die UNRWA so täuschend echt entsetzt, dass man ihr das angebliche Unwissen fast schon glaubt. Terror-Organisationen benützen deshalb gerne auch UNRWA-Institutionen als Waffenlager oder Angriffsstützpunkte gegen Israel, weil sie wissen, dass die UNRWA da effizient wegschaut, wo sie eigentlich Terroralarm geben müsste. *Pierre Heumann*



*Bittere Realität:* Ignaz Walker setzte einen Killer auf seine Frau an.

## Randale und Skandale

Das Debakel um den Mordfall Walker wirft ein schlechtes Licht auf die SRF-«Rundschau». Das Problem liegt im Konzept der Sendung, die um jeden Preis den Scoop sucht – und notfalls erfindet.

Von Alex Baur

Diesmal wollte sich das Urner Obergericht nicht auf die Äste hinauslassen. Die fünf Richter hielten sich strikte an die Vorgaben des Bundesgerichts. Dieses hatte bereits letztes Jahr klargemacht: Es besteht kein Zweifel, dass der Milieuwirt Ignaz Walker am 12. November 2010 den Killer Sasa Sindelic auf seine Gattin Nataliya K. angesetzt hatte. Selbstverständlich steht es Walker frei, seine Verurteilung erneut beim Bundesgericht anzufechten. Doch die Wahrscheinlichkeit, dass dieses sein eigenes Verdikt kippt, liegt irgendwo bei null.

Nach über fünf Jahren Aufregung sind wir – abgesehen von ein paar juristischen Retuschen – also wieder beim Urteil angelangt, welches das Urner Landgericht bereits im Oktober 2012 gefällt hatte: zehn Jahre Gefängnis für Ignaz Walker. Die von der SRF-«Rundschau» verbreitete Verschwörungstheorie, gemäss der das Opfer Nataliya K. den Mordanschlag gegen sich selber inszeniert haben soll (*Weltwoche* Nr. 47/17, «Tatort Leutschenbach»), entbehrt jeder Grundlage. Der Urner Justizskandal, eine Reality-TV-Serie in insgesamt elf Folgen, ist in Wahrheit ein «Rundschau»-Skandal.

Die Ernüchterung im Gerichtssaal zu Altdorf war mit Händen zu greifen. Doch bei SRF ist von Selbstkritik nichts zu spüren. «Wir stehen zu 100 Prozent zu unseren Recherchen», verkündete Moderator Sandro Brotz kürzlich via *Blick*,

«ein Politmagazin muss auch Justizkritik betreiben.» Gewiss. Doch die «Rundschau» hatte sich nicht mit der Rolle des kritischen Beobachters begnügt. Sie machte sich selber zum Akteur in einem laufenden Verfahren. Auf eigene Faust führten die TV-Sheriffs im Gefängnis Zeugeneinvernahmen durch und produzierten Beweise. Dabei reichten sie gemäss Bundesgericht auch mal manipulierte Dokumente zu den Gerichtsakten. Was ihrer Verschwörungstheorie im Wege stand, blendeten sie konsequent aus.

### Im dümmsten Moment

Das Walker-Debakel trifft das Schweizer Fernsehen, kurz vor der «No Billag»-Abstimmung, im dümmsten Moment. Unter «Qualitätsjournalismus» und «Service public» stellt man sich etwas anderes vor. Dabei war spätestens im Sommer 2015 klar, dass der Kronzeuge der «Rundschau», der Killer Sindelic, gelogen hatte (*Weltwoche* Nr. 49/17, «Sie machten das Opfer zur Täterin»). Doch statt die Notbremse zu ziehen, traten die TV-Macher die Flucht nach vorne an und strahlten sogar noch Interviews aus, die der Killer zurückgezogen hatte. «Recherchen mit Sprengkraft» lautet das Motto, welches «Rundschau»-Chef Mario Poldetti gebetsmühlenartig predigt, «den Mächtigen auf die Finger klopfen». Im Klartext heisst das: Randale und Skandale. Lässt man indes die Scoops Revue passieren, welche die «Rund-

schau» kürzlich in ihrer Sondersendung zum 50-Jahr-Jubiläum selber als ihre Juwelen präsentierte, erscheint die Ausbeute mager. Jeder Knüller hinterlässt einen schalen Nachgeschmack – und oft nicht einmal das.

— Anfang der nuller Jahre sorgt die «Rundschau» mit Berichten über angebliche Hungerlöhne bei der Migros für Aufregung. Von 2500 bis 3000 Franken monatlich ist die Rede. Angestellte klagen über «Sklaventreiberei», Kunden fordern «Boykott». Was der Zuschauer nicht erfährt: Die vermeintlichen Sklaven sind zum Teil bedingt leistungsfähige IV-Rentner und Sozialhilfebezüger, andere arbeiten Teilzeit. Zumindest einer der «Rundschau»-Berichte ist offenkundig mit einer Gewerkschaftskampagne synchronisiert.

— Teil einer NGO-Kampagne sind die «Rundschau»-Berichte über die angeblich mörderische Luftverschmutzung in Afrika durch Glencore aus dem Jahr 2014. Die Behauptung, nach der die Mopani-Kupfermine in Sambia tötet, wird mit drastischen Bildern von kranken Menschen untermalt, jedoch nirgends bewiesen. Vom wirklichen Dilemma erfährt der TV-Zuschauer wenig. Glencore hatte die uralte Mine im Jahr 2000 gekauft und seither in Absprache mit der Regierung eine halbe Milliarde Dollar in die Lufthygiene investiert. Eine sofortige Sanierung hätte die Stilllegung

der Anlage und die Entlassung von 9000 Arbeitern bedingt – eine Katastrophe für die ganze Region. Wer an der Armutsgrenze lebt, hat andere Prioritäten als EU-Luftgrenzwerte.

— Im gleichen Jahr enthüllte die «Rundschau», dass die Ammann-Gruppe – damals unter der Regie des späteren Bundesrates Johann Schneider-Ammann – rund eine Viertelmilliarde Franken in Luxemburg und Jersey «parkiert» habe. Nur: Das Finanzgeschäft war legal und mit der Berner Steuerverwaltung abgesprochen, wie sich schnell herausstellte.

— Im Januar 2016 stöberte die «Rundschau» Ousman Sonko, den ehemaligen Innenminister von Ghana, in einem Berner Asylantenheim auf. Der Mann sitzt seither in Untersuchungshaft. Ob er tatsächlich verantwortlich ist für die Folterungen in seiner Heimat oder ob er als Opfer einer politischen Intrige Asyl verdient, ist bis heute nicht geklärt – und kann wohl auch nie geklärt werden.

— Kaum war Verteidigungsminister Guy Parmelin (SVP) im Amt, platzte ihm die «Rundschau» Anfang 2016 mit einer «Insiderinformation» in die Parade: Die Armee plane den Kauf einer untauglichen Fliegerabwehr (Bodluf). Parmelin sistierte darauf das Projekt. Später rügte die parlamentarische Aufsicht den Bundesrat, weil er auf Druck von SRF die Evaluation von Bodluf gestoppt hatte, bevor überhaupt belastbare Resultate vorlagen.

Hinter all diesen Berichten verstecken sich interessante, komplizierte Geschichten. Doch sie enthalten nicht die Skandale, nach denen die «Rundschau» giert. Also wird zugespitzt und insinuiert, und was nicht ins Bild passt, wird ausgeblendet. Löcher in der Anklage werden mit Wiederholungen, scharfer Rhetorik, eingängigen Bildern und ganz viel Hintergrundmusik überspielt. Um die Form zu wahren, wird zwar stets darauf geachtet, dass auch die Angeschossenen zu Wort kommen – aber möglichst unvorteilhaft, unter keinen Umständen mit ihren besten Argumenten und sicher nicht an prominenter Stelle.

### Reporter machte Opfer zur Täterin

In heiklen Fällen geben die Hausanwälte den finalen Schliff. Dabei geht es definitiv nicht mehr darum, was echt ist, sondern was justiziabel erscheint. «Rundschau»-Geschichten sind wie Büchsenravioli: Die Etiketten und die Ingredienzen versprechen eine bunte Vielfalt, doch der Geschmack ist stets derselbe. Die Walker-Kampagne ist ein typisches Beispiel.

Als Reporter Roman Banholzer im Herbst 2014 erstmals über den Fall von Ignaz Walker berichtete, ging es um eine zweifelhafte DNA-Spur auf einer Patronenhülse und um Polizisten, die möglicherweise eine alte Rechnung mit dem Milieuwirt offenhatten. Und Banholzer bekam wenig später vom Bundesgericht

sogar recht: Die DNA-Spur durfte nicht verwendet werden. Der Fall ging damit zurück ans Urner Obergericht.

Juristen mag Derartiges elektrisieren. Doch der durchschnittliche TV-Konsument kümmernt sich – zumindest solange er nicht selber in der Klemme sitzt – herzlich wenig um verfahrenstechnische Feinheiten. Ein Scoop riecht anders. Den bekam Roman Banholzer nun auf dem Silbertablett serviert. Der Auftragskiller Sasa Sindelic, Walkers Verbündeter, bot ihm die Story einer Verschwörung an, wie sie sonst nur in TV-Krimis vorkommt.

Banholzer kannte die Akten. Er musste erkannt haben, dass eine Kette von Indizien gegen seine These sprach, aber nichts Konkretes dafür. Er wusste, dass die Forensiker Sindelic als notorischen Lügner und Psychopathen eingestuft hatten. Ihm war auch nicht entgangen, dass ihm der Kroatier bei jedem Knastbesuch eine andere Version auftischte.

Der von der «Rundschau» inszenierte Reality-TV-Krimi vernebelte den Blick auf die zynische Realität: Ein Mörder machte sein Opfer zur Täterin – und das Fernsehen zu seinem Komplizen. Die Gier nach dem grossen Scoop war stärker als alle Skrupel. Und keiner bremste Banholzer. Schliesslich war er umringt von Profis, die wissen, wie man Löcher in der Beweisführung überspielt – mit scharfer Rhetorik, eindringlichen Bildern und viel Hintergrundmusik. ○

# TAGES ANZEIGER

# REIZE ANGESAGT

Wie sich die Qualitätsmedien im Kampf um Klicks verändern: ein Thema für persönlich und [persoenlich.com](http://persoenlich.com).

**persönlich**



© Esatour

## Exklusive Kulturreise «Mailänder Scala» Viva l'opera!

«Aida» gilt als eine der bedeutendsten Opern des 19. Jahrhunderts. Auf unserer exklusiven Leserreise vom 2. bis 4. Juni 2018 erleben Sie Verdis Meisterwerk im legendären Teatro alla Scala in Mailand. Sie logieren im 5-Sterne-Traditionshotel «Principe di Savoia» im Stadtzentrum. Opernherz, was willst du mehr?

Was wäre die Oper ohne Giuseppe Verdi? Mit Werken wie «Nabucco», «La Traviata», «Rigoletto» oder «Aida» zählt der Italiener zu den grössten Komponisten überhaupt. Die 3-tägige Reise führt uns nach Mailand, in jene glanzvolle Metropole, in der Verdi lange lebte und auch begraben wurde.

Hier geniessen Sie mit allen Sinnen und auf höchstem Niveau: seien es die kulinarischen Köstlichkeiten der lombardischen Küche, das einmalige Flair rund um den Dom und die Via Monte Napoleone oder – als Krönung – die unvergessliche Inszenierung in der Scala mit ihrer unvergleichlichen Akustik.

### Programm (Auszug):

#### 1. Tag: Samstag

- Flug Zürich–Mailand oder eigene Anreise
- Spaziergang «Auf den Spuren von Verdi»

- Zeit zum Bummeln und Shoppen
- Exklusives Welcome-Dinner

#### 2. Tag: Sonntag

- Spaziergang durch das Kanalviertel Navigli
- Mittagessen in einer lebhaften Trattoria
- Besuch des Doms und des Scala-Museums
- Verdis «Aida» in der Scala (Regie: Franco Zeffirelli)

#### 3. Tag: Montag

- Spaziergang «Quadrilatero d'oro della moda», Via Monte Napoleone, Via Manzoni, Via della Spiga und Corso Venezia
- Lunch mit regionalen Spezialitäten
- Rückflug bzw. eigene Rückreise

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



### Platin-Club-Spezialangebot

#### Platin-Club-Spezialangebot Kulturreise «Mailänder Scala»

##### Reisetermin:

2. bis 4. Juni 2018

##### Leistungen:

- Flug Zürich–Mailand–Zürich (inkl. Gebühren)
- 2 Übernachtungen mit Frühstücksbuffet im 5-Sterne-Hotel «Principe di Savoia»
- 1 Welcome-Dinner, 1 Mittagessen, 1 Lunch
- Spaziergang «Auf den Spuren von Verdi»
- Rundgang «Navigli»
- Besuch Mailänder Dom und Scala-Museum
- «Aida»-Vorführung (Loge Kategorie 1)
- Spaziergang «Quadrilatero d'oro della moda»
- Qualifizierte deutschsprechende Reiseleitung

##### Preis:

- Mit Abonnement: ab Fr. 1980.– (p.P. im DZ)
- Ohne Abonnement: ab Fr. 2280.–
- Einzelzimmerzuschlag: Fr. 450.–
- Ermässigung bei eigener Anreise: Fr. 300.–

##### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an [info@mondial-tours.ch](mailto:info@mondial-tours.ch)

##### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)



«No Billag»

## Zahlen und schweigen

Die SRG gleicht einer geschützten Werkstatt, in der niemand Verantwortung trägt. Um den Gebührentopf scharft sich eine Oberschicht, die komfortabel auf Kosten der Bevölkerung lebt.

Von Olivier Kessler

Wer garantiert, dass es die SRG nach Abschaffung der Zwangsgebühr immer noch gibt? Im Abstimmungskampf zur «No Billag»-Initiative scheint sich offenbar alles zu dieser Frage zu verdichten. Die Hartnäckigkeit, mit der diese Frage gestellt wird, offenbart das abnehmende Vermögen, sich vorzustellen, wie Produkte und Dienstleistungen auch ohne Zwang finanziert werden können. Dabei wäre die Antwort naheliegend: Gibt es eine Nachfrage, wird es auch ein Angebot geben.

Wenn niemand bestimmte Sendungen sehen will, die heute unter dem Deckmantel der inhaltsleeren «Service public»-Floskel produziert werden, dann werden diese wohl tatsächlich von der Bildfläche verschwinden. Dies wäre jedoch nicht weiter schlimm – im Gegenteil: Die Produktion derartiger Sendungen ist eine Verschwendung knapper Ressourcen, die andernorts grösseren Nutzen stiften könnten.

### Ohne Zustimmung der Kunden

Auch unbeliebte Sendungen haben heute so etwas wie eine politische Existenzgarantie. Was sind die Folgen davon? Eine erste ist die bedenkliche Entkoppelung von Einkommen und Leistung bei vom Staat subventionierten Medien. Ehemalige SRG-Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter kritisieren, dass man bei der SRG viel verdiene und nur wenig arbeite. Doch der Vorwurf zielt in seiner Absolutheit ins Leere. Selbstverständlich gibt es auch bei Staatsmedien engagierte Journalisten, die einen guten Job machen. Es geht nicht darum, dass alle zwangsgebührenfinanzierten Journalisten «faul» sind, sondern vielmehr darum, dass sie keine Verantwortung tragen müssen für ihr Tun.

Das Kernproblem ist, dass die Finanzierung der Medienprodukte ohne die Zustimmung der Kunden passiert. Um den Verkauf ihrer Leistungen müssen sich die staatsfinanzierten Medienmacher keine Gedanken machen. Die Einnahmen sprudeln auch dann munter weiter, wenn sich Journalisten dazu hinreissen lassen, einseitig und unausgewogen zu berichten, schlecht zu recherchieren und unliebsame Persönlichkeiten ungerechtfertigterweise zu diffamieren. Die vielen Beanstandungen beim Ombudsmann zeugen von diesen sich wiederholenden Fehlleistungen. Nur, ändern daran wird sich nichts, solange die Kunden nicht die Freiheit haben, ihr Abo gegebenenfalls auch

zu kündigen, wenn sie mit den Leistungen nicht mehr zufrieden sind.

Die Vehemenz, mit welcher gewisse Zwangsgebühren-Profiteure gegen die «No Billag»-Initiative ankämpfen, führt uns auch deren übersteigerte Anspruchshaltung vor Augen: Sie brandmarken jene, die eine verursachergerechte Finanzierung möchten, als «Egoisten», wenn es in Tat und Wahrheit sie sind, die ein rücksichtsloses Leben auf Kosten anderer führen. Kein Wunder: Wer es sich in der geschützten Werkstatt einmal gemütlich gemacht hat, ver-



Top-Löhne: Moderatorin Eva Wannemacher.

liert bald den Sinn für die Realität und vergisst, dass wir in einer Welt mit begrenzten ökonomischen Mitteln und Ressourcen leben. Das Geld fällt nicht einfach vom Himmel, sondern muss von irgendjemandem erarbeitet werden. Doch von diesen Verlierern – der anonymen Masse der bevormundeten Zwangsgebührenzahler – spricht selbstredend niemand.

Besonders grotesk mutet an, dass durch die Zwangsfinanzierung gewisser staatlich privilegierter Medien eine enorme Umverteilung von der Durchschnittsbevölkerung, auch von Geringverdienern, hin zur überdurchschnittlich gut verdienenden Oberschicht stattfindet. Der

SRG-Durchschnittslohn beträgt rund 9000 Franken monatlich, während der Medianlohn in der Schweiz bei lediglich 6000 Franken liegt. In der Chefetage zahlt man sich Saläre aus (der SRG-Generaldirektor verdient monatlich 44 692 Franken), die wesentlich über dem Lohn eines Bundesrates, nicht zu reden von dem eines Durchschnittsbürgers, liegen. Dass die Sozialdemokraten in Anbetracht dieser Ungerechtigkeit noch applaudieren, zeigt, dass es diesen Kreisen wohl nur um die Sicherung von Sonderprivilegien für ein Medienhaus geht, in welchem eine grosse Mehrheit sich als «links» bezeichnet. Die Interessen des «kleinen Mannes» haben gefälligst zurückzutreten, wenn es um Machterhaltungspolitik geht.

So verwundert es kaum, dass zu den härtestgesottenen Zwangsgebührenbefürwortern jene Medienvertreter gehören, die sich am Gebührentopf bedienen. Wie Drogensüchtige haben diese Angst davor, künftig keine Subventionspritzen mehr zu erhalten, die es ihnen bislang ermöglichten, der Realität des Wettbewerbs und der Kundenorientierung zu entweichen.

Die Zwangsgebührenbefürworter vergessen allerdings in ihrem Verlangen nach dem Geld anderer Leute, sich die Frage nach der Ethik ihres Handelns zu stellen. Seine Mitmenschen unter Androhung von Zwang dazu zu drängen, dass sie Dinge gegen ihren Willen tun, gilt unter normalen Umständen als unwürdig. Verbrechen wie Nötigung, Diebstahl und Raub basieren auf der Verletzung dieses moralischen Prinzips und werden zu Recht verfolgt.

Doch was sind Billag-Zwangsgebühren sonst, wenn nicht eine vom Staat zugelassene Nötigung und gesetzlich legalisierter Diebstahl? Ist es tatsächlich moralisch, seinen Mitbürgern zur Finanzierung von staatskapitalistischen Medien mit marktverzerrenden Privilegien unter Zuhilfenahme des staatlichen Gewaltmonopols Geld wegzunehmen? Ist die Protektion eines Quasimonopols im Medienbereich wirklich Aufgabe eines liberalen Rechtsstaats? Oder hat dieser nicht vielmehr dafür zu sorgen, Freiheit und Eigentum der Bürger zu schützen sowie einen echten Medienwettbewerb zu gewährleisten? Der Stimmbürger kann am 4. März an der Urne der Gerechtigkeit zum Durchbruch verhelfen.

Olivier Kessler ist Initiant der Volksinitiative «No Billag».



*Geld allein ist noch keine Idee: Winterspektakel in Arosa.*

## Good news aus den Bergen

Welche Schweizer Skigebiete innovativ sind und weshalb.

Von Mark van Huissingling

«120 cm, Pulver, gut» oder so ähnlich lautete der Pistenbericht in der analogen, weit zurückliegenden Vorzeit des Wintersports, vor zwanzig oder so Jahren also. Heute ist dieser natürlich digital und anders – Webcams übermitteln Echtzeitbilder, Apps geben laufend Schnee- und Wetterstatus-Updates auf dem Smartphone durch. In den vergangenen Wochen waren diese erfreulich: reichlich Schnee, auch von der natürlichen Sorte, alle Anlagen in Betrieb, sämtliche Pisten offen, Wetter mehrheitlich schön und gut (von stürmischen «Burglind»-Tagen abgesehen und, Schneemassen oder Lawinen zu Folge, abgeschnittenen Orten abgesehen). Und das alles und mehr, obwohl es erst Januar ist und also noch früh in der Saison.

Entsprechend flockig war der Niederschlag in einigen Medien: «Schönes Wetter, volle Pisten: Wintersportdestinationen blicken auf die besten Festtage seit Jahren zurück» (*NZZ am Sonntag*). Oder: «Viele Skigebiete so gut ausge-

lastet wie seit Jahren nicht mehr – Bahnbetreiber können sich aus der finanziellen Notlage befreien» (*Sonntagszeitung*).

### Fünfmal Schweiz, einmal Österreich

Mit anderen Worten: *good news* aus den Bergen, zur Abwechslung. Denn die Zahl der Gäste in Schweizer Skigebieten nimmt ab. Seit der Spitzensaison Winter 2008/09 fiel diese von fast 30 Millionen auf noch etwas mehr als 21 Millionen im vergangenen Winter, ein Minus von knapp 28 Prozent. Gründe dafür gibt es zahlreiche. Etwa hohe Kosten, die mit Ski- oder Snowboardfahren verbunden sind; besonders für ausländische Touristen, bei denen der hochbewertete Franken dazukommt. Weiter, auf der Mikroebene sozusagen, die Konkurrenz. Jedes Ski-Resort bietet mehr als die anderen, falls man der Eigenreklame glaubt. Doch es gibt zu viele Anbieter, sagen Branchenkenner. Weshalb bloss die fitten respektive innovativen bestehen

und im Geschäft bleiben können. Die *Weltwoche* hat die Verantwortlichen von über dreissig Ski-Resorts in der Schweiz, in Österreich, Frankreich, Amerika und Kanada gebeten, über ihr Angebot Auskunft zu geben. Ziel war, herauszufinden, wie innovativ und somit gut aufgestellt für das Weiterbestehen in Zukunft Schweizer Skiorte sind. Von folgenden sechzehn Schneesportzielen gingen Rückmeldungen ein: Arosa-Lenzerheide, Davos-Klosters, Engadin St. Moritz, Flumserberg, Gstaad, Meiringen-Hasliberg, Jungfrauabahn, Laax (Weisse-Arena-Gruppe), Saas-Fee/Saastal, Tödi, Zermatt, Arlberg, Ischgl-Samnaun (Silvretta-Arena), Courchevel, Aspen, Lake Louise.

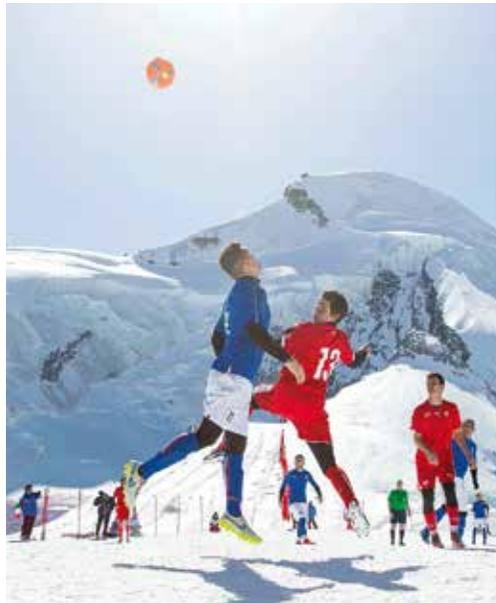
Ein wenig verkürzt lässt sich sagen: In den meisten Schweizer Skigebieten, von denen Angaben eingingen, fahren mehrheitlich neuere bis neuste Lifte, viele davon mit Schutzhauben oder Sitzheizung. Ebenso stehen mindestens so moderne sogenannte

Schnee-Erzeuger – Propellermaschinen und/oder Schneelanzen, vulgo «Schneekanonen» – sowie Pistenpräparationsfahrzeuge, ausgerüstet mit Snowsat, einem satellitengestützten System für wirtschaftlich und ökologisch optimierte Anwendung, im Einsatz wie anderswo.

Ist also alles in Ordnung? Steht Schweizer Skigebieten eine erfolgreiche Zukunft bevor? «Investitionen sind nicht gleich Innovationen», sagt Christian Laesser. Unter Innovation verstehe man eine Neuheit, die marktfähig gemacht wurde, erklärt der Professor an der Hochschule St. Gallen und Direktor des Forschungszentrums für Tourismus und Verkehr. Und wenn man das Angebot daraufhin untersuche, komme man zu einer Einschätzung, die von der Selbstwahrnehmung vieler Tourismusverantwortlicher abweiche. Zu Resorts, die tatsächlich Innovationen bieten, gehören in seinen Augen bloss fünf in der Schweiz sowie eines in Österreich; nämlich Laax, Saas-Fee, Titlis, Arosa, Zermatt und Ischgl. Plus in geringerem Umfang Flumserberg.

**Laax** — Unter dem Weisse-Arena-Chef Reto Gurtner ist der Bündner Ort zum führenden Resort für Freestyle aufgestiegen – die grösste Halfpipe der Welt befindet sich dort, das Gebiet wurde zweimal nacheinander als weltbestes Freestyle-Resort ausgezeichnet (an den World Ski Awards, einer Bewertungsinstitution der Skisportindustrie; Auskunftgeber Laesser ist Präsident der Organisation, die Laax vermarktet). Rentabilität der Bergbahnen: 3,8 Prozent (Cashflow, gemessen an Anlagekosten; Schnitt der Jahre 2012–2016, Quelle: OTC-X).

**Saas-Fee** — Die Walliser betreiben eine innovative Preisfestsetzung der Skipässe – das Wintersaison-Abonnement kann für 222 Franken



*Innovative Preisfestsetzung: Saas Fee.*

gekauft werden, Inhaber fahren also ab dem vierten Tag gratis auf den Pisten. Professor Laesser sagt aber: «Ich habe die Jahresrechnung von Saas-Fee nicht gesehen.» Rentabilität: 2,6 Prozent.

**Titlis** — Die Gletscherpisten auf 3000 Metern Höhe des Zentralschweizer Bergs sind fast das ganze Jahr befahrbar – die Schneesaison dauert acht Monate. Von den jährlich zirka 1,1 Millionen Besuchern reist die Hälfte im Sommer hin. Rentabilität: 6,6 Prozent.

**Arosa** — Den Verantwortlichen gelingt es, dank Events auch nicht Wintersport treibende Gäste ins Gebiet hoch über Chur zu holen; vergangenen Dezember fand etwa das Humorfestival zum 26. Mal statt. Diesen Sommer eröffnet das erste sogenannte Bärenland der Alpen (ein Wildpark; Laesser ist Verwaltungsrat der Arosa-Bergbahnen). Rentabilität: 2,5 Prozent.



*Fast das ganze Jahr: Titlis.*

**Zermatt** — Der Walliser Wintersportort ist in der Schweiz grösstmässig der Vergleichsmassstab – die Gesamtpistenlänge beträgt 360 Kilometer. Rentabilität: 4,2 respektive 2,7 Prozent (Gornergratbahn).

**Ischgl** — Die Österreicher Silvretta-Arena hat sich auch durch die Grösse des Skigebiets und die Anzahl der Anlagen positioniert – auf 515 Hektaren Gesamtfläche gibt es etwa 25 verschiedene Sessellifte und sieben Gondelbahnen. Ferner ist das Resort bekannt für sein Après-Ski-Angebot. Keine vergleichbare Rentabilitätsangabe ausser Bergbahnen Samnaun: 2,7 Prozent.

**Flumserberg** — Die St. Galler sind innovativ, was die Erreichbarkeit mit öffentlichen Verkehrsmitteln angeht: An Wochenenden fährt eine S-Bahn vom Zürcher Hauptbahnhof im Stundentakt hin. Der ÖV-Anteil ist der höchste der Schweiz, 28 Prozent der Gäste reisen so an. Keine vergleichbare Rentabilitätsangabe.

#### **Und St. Moritz?**

Auffällig ist, welche Skigebiete es nicht auf Laessers Innovativen-Liste geschafft haben – Engadin St. Moritz zum Beispiel. Handelt es sich dabei doch, wie Hanspeter Danuser, ehemaliger St. Moritzer Kurdirektor, sagt, um das wohl bekannteste Ski-Resort der Schweiz, Europas oder der Welt vielleicht. Und um einen von drei «Innovations-Pacemakern der Schweiz» (die anderen beiden Schrittmacher seien Laax und Zermatt). Vor allem aber um eine besteingeführte, hochbekannte Marke – die Tourismusorganisation Engadin St. Moritz beschäftigt zwei Brand-Manager und einen Mitarbeiter für Branding-Aktivitäten.

«Branding ist die halbe Miete», sagt Danuser und bestätigt damit das Geschäftsmodell seiner Nachfolger – er hatte die Wortmarke «St. Moritz» und den dazugehörenden



*Bekannt fürs Après-Ski-Angebot: Ischgl in Tirol.*

Schnürlischrift-Schriftzug vor dreissig Jahren schützen lassen. Als aktuelle Anlässe, die die Marke stärken, und als «echte Innovationen» bezeichnet er das St. Moritz Ice Cricket – die Spiele würden unter anderem in Indien im Fernsehen gezeigt – und die Schweizer Eisschnelllauf-Meisterschaften, die Anfang Januar auf dem gefrorenen St. Moritzersee stattfanden.

Der Nutzen solcher Brand-Building-Aktionen sei oft kurzfristig, hält Laesser dagegen. Deshalb sei er skeptisch, was deren Wert angehe (Rentabilität der Engadiner Bahnen 2,5 respektive 1,1 Prozent für Corvatsch – die tiefen Werte bestätigen Laesser, wie es aussieht. Andererseits schätzt er das Pilatus-Skigebiet bei Luzern, dessen Bahnen mit über 7 Prozent am besten rentieren, nicht als innovativ ein). Er findet, die Stärkung der Marke solle im Zusammenhang mit einem bestimmten Angebot stehen. Beispiel: «Wir sind das Resort, in dem man Skifahren lernt.» Was bedeutet, dass die Verantwortlichen beispielsweise Busverbindungen bereitstellen, mit denen Schulkinder ins Gebiet gefahren und wieder nach Hause gebracht werden. Für Laesser stehen echte Innovationen meistens im Zusammenhang mit

## Die Innovativen konzentrieren sich zurzeit vor allem auf verschiedene Preismodelle.

Investitionen in Prozesse, betriebliche Abläufe. Die Zusammenarbeit mit einem chinesischen Tour-Operator möglicherweise, dank der Chinesen Alles-inklusive-Skiferien verkauft werden können. «Das ist natürlich komplexer, baut aber echte Kompetenzen auf.» Einig sind sich der praxiserprobte Danuser und Professor Laesser darin, dass ein frischdesignter Sessellift, ein Hundeschlittenplausch oder ein neuer Wasser-Abenteuerpark «ausge-



Grösste Halfpipe der Welt: Laax.



Schrittmacher: Iglu-Romantik in Zermatt.

lutscht» seien (Danuser) und keine matchentscheidenden Innovationen darstellten.

### Bei den Kreativen

Die Firma Steiner Sarnen Schweiz – sie nennt sich «Kreativwerkstatt» – entwickelt seit 1997 Tourismusattraktionen, Museen und Markenwelten. Domenico Bergamin, Leiter Tourismusprojekte, findet, die aufgezählten Skigebiete seien alle mehr oder weniger aktiv daran, stetig ihr Angebot zu verbessern und zu erneuern. Grundsätzlich stelle er aber fest, dass sich Innovationen zurzeit vor allem auf verschiedene Preismodelle konzentrieren. «Das ist zwar für die Branche innovativ und erfreulich, im touristischen Umfeld aber überfällig.» Schliesslich zeigten Fluggesellschaften oder Betriebe der Hotellerie schon länger, dass Kunden flexible Preise akzeptieren. «Innovationen, die Begehrlichkeiten wecken, sind selten», fasst er zusammen. Vielleicht auch deshalb habe «Alles fährt Ski» in der Schweiz keine Gültigkeit mehr (der Vico-Torriani-Schla-

ger ist von 1963). «Sind Bergbahnen auch für Nichtskifahrer interessant?», fragt Bergamin. Weil die Antwort eher «nein» laute, verlangt er mehr Fantasie. Eine Innovation, die vergleichbare Ergebnisse brächte wie das Snowboard Ende der 1990er oder die Carving-Ski Anfang der 2000er Jahre, wäre hilfreich – sei aber nicht zu erkennen. Was umso schwerer wiege, weil nicht mehr bloss Wettbewerb unter verschiedenen Bergbahnen und Skigebieten herrsche, sondern diese sich auch gegen Anbieter von Badeferien an exotischen Stränden durchsetzen müssten.

Da kommt der gute Wintersaisonanfang mehr als gelegen – «Viele Skigebiete so gut ausgelastet wie seit Jahren nicht mehr – Bahnbetreiber können sich aus der finanziellen Notlage befreien» (*Sonntagszeitung*). Tatsächlich? Die finanzielle Lage habe sich verbessert, sagt Berater Bergamin. Obwohl noch die Sportferien und die Ostertage abzuwarten seien, bevor Bilanz gezogen werden könne. Doch sein Beispiel von einem Ski-Resort, in das in jüngerer Vergangenheit bereits viel investiert wurde – was in Zukunft anderswo vielleicht erst noch getan wird –, lässt Zweifel am Investitionserfolg: Die Verantwortlichen der Lenzerheide-Bergbahnen haben in den vergangenen zehn Jahren massiv investiert: 140 Millionen Franken in Bahnen, Pisten und Schnee-Erzeuger. «Unter anderem deshalb ist es gelungen, die Abwärtsspirale zu stoppen und die Gästezahl auf stagnierendem Niveau zu halten», sagt Bergamin und versteht das als «leicht positiv».

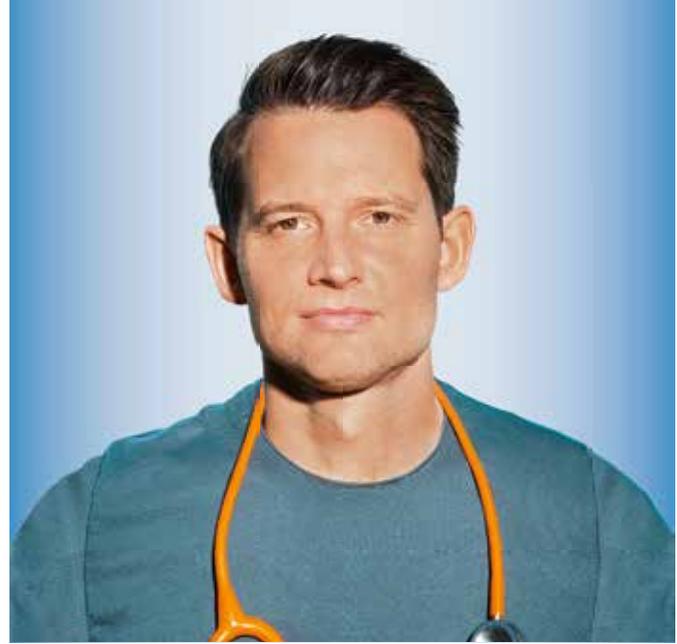
Das heisst, sie haben weniger Gäste verloren als andere Skigebiete. Auf Kosten der Rentabilität des eingesetzten Kapitals allerdings – diese lag in den fünf Jahren bis 2016 im Schnitt bei 2,7 Prozent. Oder wie Christian Laesser, der HSG-Professor, sagt: «Ein Geschäft in einem wachsenden Markt zu managen, ist etwas Schönes. In einem schrumpfenden Markt dagegen ist es interessant.»



Höchster ÖV-Anteil: Flumbersberg.

Mitarbeit: Carole Bolliger

## Weltwoche on the Road



# Die andere Sicht

## Roger Köppel im Gespräch mit Fabian Unteregger über die brisanten Themen des Monats

**Mittwoch, 7. Februar 2018**

Zunftstube «Weisser Wind», Oberdorfstrasse 20, 8001 Zürich

**Beginn:** 18.30 Uhr, Türöffnung: 17.30 Uhr

**Anmeldung bis 5. Februar erforderlich an:**

[monatsgespraeche@weltwoche.ch](mailto:monatsgespraeche@weltwoche.ch)

Sie erhalten als Einlass-Ticket eine Bestätigung per E-Mail (beschränkte Teilnehmerzahl).

**Weitere Veranstaltungen:**

15. Februar: Corrado Pardini, Biel

7. März: Matthias Aebischer, Bern

22. März: Tamara Funicello, Bern

Genauere Informationen folgen.



- 42 «Nicht blenden lassen»  
Grosse Umfrage
- 47 Die klügsten Köpfe  
Wer nimmt am WEF teil?
- 48 «Er wird alle in den  
Schatten stellen»  
Interview mit Larry Kudlow
- 49 Inside Washington  
Historisch
- 50 «Zentralbanken  
haben alle Zeit der Welt»  
Interview mit Martin Lück  
von Black Rock
- 52 Die überdehnte Union  
Herfried Münkler über Europa
- 55 Ist die Schweiz zu wenig  
produktiv?  
Essay von Mathias Binswanger
- 56 «Insgeheim lieben sie  
doch alle Trump»  
Interview mit Harvard-Professor  
Niall Ferguson
- 58 Emma Marcegaglia  
Treffen mit einer der wichtigsten  
Unternehmerinnen Italiens
- 60 Optimismus mit Fragezeichen  
Das Jahr 2018 aus Sicht von  
Wirtschaftswissenschaftlern
- 62 «Macron bleibt mindestens  
zehn Jahre»  
Interview mit Oxford-Politologe  
Sudhir Hazareesingh
- 65 Im Rausch  
Gefahren der Geldpolitik

# «Nicht blenden lassen»

Hält der Boom an? Welche Rolle spielt das Weltwirtschaftsforum in Davos? Prognosen, Forderungen und Analysen von wichtigen Vertretern aus Politik und Wirtschaft zehn Jahre nach der grossen Finanzkrise.



**Johann Schneider-Ammann, Wirtschaftsminister** — Das WEF findet dieses Jahr in einem Umfeld des Schweizer Aufbruchs statt: Die wirtschaftlichen Perspektiven sind so positiv wie zuletzt Ende 2014. Nicht wenige Firmen spüren drei Jahre nach

Aufhebung des Euro-Mindestkurses noch Nachwehen der Frankenstärke. Viele können aber dank weltwirtschaftlicher Zuversicht und einer Korrektur des Wechselkursgefüges wieder auf die Zukunft setzen. Zuversicht ist jedoch kein Freipass für Euphorie. Vor dem Hintergrund der sehr hohen öffentlichen und privaten Verschuldung rund um den Globus ist der ungebrochene Optimismus an den Finanzmärkten mit Vorsicht zu betrachten. Die notwendige Normalisierung der ausserordentlichen Geldpolitik wirft nicht nur bei Zentralbanken viele Fragen auf. In diesem Umfeld ist auch die Politik gut beraten, sich nicht von den rosigen Aussichten blenden zu lassen. Spätestens jetzt ist die Zeit gekommen, um die notwendigen liberalen Reformen zur Sicherung unserer Wettbewerbsfähigkeit und damit unseres Wohlstandes noch konsequenter voranzutreiben. Dies insbesondere mit Blick auf die Digitalisierung: Gewinnen werden hier diejenigen Länder, die unter Verzicht unnötiger Regulierungen den Unternehmen und der Wissenschaft Freiraum zur Erschliessung des Innovationspotenzials geben.



**Sergio P. Ermotti, CEO UBS Group** — Selten zuvor hat die Weltwirtschaft ein ähnlich breit abgestütztes Wachstum erlebt wie 2017. In nur sechs der vergangenen dreissig Jahre konnten alle G-20-Staaten ein positives Wirtschaftswachstum vorweisen. 2017 war eines dieser Jahre, und 2018 dürfte ein weiteres werden. In den USA werden die Steuerreform sowie Deregulierungen die lange nur verhalten wachsenden Unternehmensinvestitionen in neue Technologien und Kapazitäten antreiben.

Auch in der Euro-Zone brummt der Wirtschaftsmotor, was in Kombination mit der deutlichen Abschwächung des Frankens ge-

genüber dem Euro der Schweizer Exportwirtschaft spürbar Rückenwind verschaffen wird. Und in den grossen Schwellenländern sehen wir, dass das leicht rückläufige, aber noch immer hohe Wachstum in China durch die Beschleunigung in Brasilien, Russland und Indien mehr als kompensiert wird. Weil gleichzeitig weltweit kaum Anzeichen für einen Anstieg der Teuerung auszumachen sind, gibt es für die Zentralbanken keine Gründe, den Aufschwung mit aggressiven Zinserhöhungen abzuwürgen.

Dennoch könnte der graduelle Entzug der noch immer beträchtlichen Liquiditätszufuhr durch die grossen Notenbanken oder die Eskalation eines geopolitischen Risikos im Verlauf dieses Jahres auch höhere Schwankungen in die Finanzmärkte bringen.

Wir schauen daher durchaus optimistisch, gleichzeitig aber auch wachsam dem angelauten Jahr entgegen.



**Kenneth Rogoff, Ökonom Harvard University** — Da sich die Nebel der Finanzkrise von 2008 zu lichten beginnen, ist es keine grosse Überraschung, dass sich das globale Wirtschaftswachstum kräftig zurückmeldet. In dem Buch «This Time Is

Different», das ich 2009 gemeinsam mit Carmen Reinhart publiziert habe (wie auch in früheren gemeinsamen Arbeiten), haben wir die Geschichte tiefgreifender Finanzkrisen genau untersucht. Dabei haben wir festgestellt, dass eine langgezogene, tiefe Rezession und eine langsame Erholung die Norm sind. Bei Ausbruch der Finanzkrise hielt man uns für viel zu pessimistisch, da die üblichen Prognosemodelle auf eine sehr schnelle Erholung kalibriert waren. Anstatt auf hochgradig formalisierte ökonomische Modelle zu achten, haben wir unser Augenmerk auf historische Erfahrungen gelegt und sind zu anderen Schlüssen gekommen. Betrachtet man die hundert schlimmsten Finanzkrisen der letzten zwei Jahrhunderte, so dauerte die Erholung durchschnittlich rund acht bis zehn Jahre. Bei typischen Rezessionen dauert sie hingegen nur ein Jahr. Natürlich waren einige Elemente der Finanzkrise 2008 einzigartig. So erfuhr die Währung des Landes, das im Epizentrum

stand – die USA –, eine Aufwertung statt einer Abwertung. Und dann gab es noch die historische Euro-Krise...

Bis vor kurzem haben viele Kommentatoren vergessen, dass im Zuge der Rückbildung einer Finanzkrise einige der Faktoren, welche das Wachstum hemmen, sich normalisieren. Vertreter der sogenannten Theorie der «säkularen Stagnation», also der Vorstellung, dass eine fast permanente Zeit mit tiefen Wachstumsraten anbrechen würde, haben einen Schulden-Superzyklus mit einem langsamen Trendwachstum verwechselt. Was können wir tun, um das jetzt stärkere Wachstum beizubehalten? Es ist zu hoffen, dass der wirtschaftliche Aufschwung dabei hilft, die populistische Welle aufzuhalten. Diese ist zwar Ausdruck echter Probleme, aber sie kommt meistens im Gewand von kontraproduktiven Massnahmen daher, beispielsweise als Handelsprotektionismus. Meine Vermutung ist, dass die üblichen Prognostiker (wie Notenbanken oder der Internationale Währungsfonds), die in der Finanzkrise ihre Prognosen immer nach unten korrigieren mussten, sie in den kommenden Jahren häufig nach oben korrigieren müssen. Natürlich ist eine neue Rezession immer möglich, aber die nächste wird wohl kaum eine Finanzkrise sein und uns nicht nachhaltig vom Trend zur Verbesserung abbringen.



**Michael Haefliger, Intendant Lucerne Festival** — Ich denke, die Erholung der Weltwirtschaft und das damit verbundene Wachstum werden weiter anhalten. Fürs «Sein oder Nichtsein» dieser Weiterentwicklung werden die Wirtschaftspoli-

tik der Volksrepublik China und der USA eine entscheidende Rolle spielen. Donald Trump und seine Administration wissen, dass sie sich in einer äusserst kompetitiven Herausforderung befinden. Dies beweisen die jüngsten Steuerentscheide in den USA und auch der diesjährige Davos-Besuch mit grosser Entourage, der vor einem Jahr noch undenkbar gewesen wäre.

Mit seinem auf forsches amerikanisches Unternehmertum angelegten Schnellstart («America first») versucht Donald Trump die immer noch grösste Wirtschaftsmacht der Welt zu neuem Wachstum anzuspornen und potente Investoren und Firmen anzulocken. Anders verhält sich der Wirtschaftsgigant China, der in den vergangenen Jahren enorm viel in seine eigene Infrastruktur investiert hat und aus einer Position der inneren Ruhe und Sicherheit zu agieren scheint. «China first» ist dort schon seit langem Strategie, nur spricht man nicht darüber und hält sich nach aussen bedeckt. Die Kunst der Diplomatie.



**Urs Rohner, Präsident Credit Suisse** — Seit 2017 befindet sich die Weltwirtschaft in einem sichtbaren Aufschwung – das weltweite Vermögen ist in den letzten zwölf Monaten um 16,7 Billionen Dollar gewachsen und liegt nun bei der Rekord-

summe von 280 Billionen Dollar. Für die kommenden fünf Jahre gehen wir von weiteren Vermögenszuwächsen und dementsprechend von einer Reduzierung des Anteils der in extremer Armut lebenden Weltbevölkerung um etwa einen Fünftel aus.

Im gleichen Zeitraum sollen mehr als 230 Millionen Menschen neu der Mittelschicht angehören. Gleichzeitig sehen wir in vielen Ländern einen weiteren Anstieg der Schulden, was vor allem im Hinblick auf globale Finanzstabilität genau zu verfolgen ist. Auch deshalb bin ich der Überzeugung, dass in Zukunft insbesondere der Nachhaltigkeit als auch den Auswirkungen des Wirtschaftswachstums mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden muss. Dies gilt gleichermaßen für öffentliche Entscheidungsträger und für private Investoren. Solange wir das Bruttoinlandprodukt als Massstab für den Erfolg unserer Gesellschaften betrachten, werden die Hoffnungen auf eine nachhaltige Erholung jedoch enttäuscht werden. Nur mit einer angemessenen Einkommensverteilung und der Vermeidung übermässiger Umweltbelastung wird Wirtschaftswachstum langfristig zu einer geopolitisch stabilen Weltordnung beitragen. Andernfalls dürfte eine Zunahme gesellschaftlicher Konflikte, nicht nur in den Schwellenländern, sondern auch in den alternden Industriegesellschaften, kaum zu vermeiden sein.



**Andrew McAfee, Ökonom Massachusetts Institute of Technology** — Das weitverbreitete Wachstum der jüngeren Vergangenheit ist erfreulich. Weltweit hilft es Menschen mehr als jemals zuvor in der Menschheitsgeschichte, die Armut zu über-

winden. In Zukunft werden jedoch die Rezepte, die uns bis hierher gebracht haben, in einer turbulenten, wechselseitig vernetzten und hochtechnisierten Welt, die wir derzeit erschaffen, nicht mehr so gut funktionieren. Zum Glück wissen wir, was die notwendigen Änderungen sind. Wir benötigen Bildungssysteme, die weniger auf Routinetätigkeiten und Standardtests ausgerichtet sind, sondern mehr auf Förderung der Vorstellungskraft und der zwischenmenschlichen Fähigkeiten; eine Politik, die weniger die Platzhirsch-Unternehmen oder die jetzigen Arbeitnehmer beschützt; und Institutionen, welche einen

fruchtbaren Boden schaffen für Innovatoren und Unternehmen, ohne dabei die Mitarbeiter und ihre Familien zu vergessen, während wir uns rasch von der industriellen Ära in das zweite Zeitalter der Industrialisierung bewegen.

Diese Veränderungen sind schnell aufgezeichnet, aber sehr schwierig umzusetzen. Ich bin gespannt, wer die Führung übernimmt.



**Mark Pieth, Professor für Strafrecht, Universität Basel** —

Aus meiner Sicht ist es von Interesse, dass Vertreter von Schwellenländern (wie Indien und China, aber etwa auch Brasilien) bereit sind, am WEF heikle Themen wie Integrität und

Korruption anzuschneiden. Trotz aller guten Prognosen gilt es allerdings, die grossen Unterschiede zwischen Arm und Reich im Auge zu behalten, die nicht einfach mit dem Wirtschaftswachstum von selbst verschwinden werden.



**Karin Keller-Sutter, Präsidentin des Ständerats** —

Die Konjunkturaussichten für die Weltwirtschaft sind sehr gut. Das ist für die Exportnation Schweiz eine positive Nachricht. Die Schweizer Unternehmen haben sich nach dem Frankenschock

2015 wieder gut aufgestellt, der Franken hat an Stärke eingebüsst, und unsere Exportindustrie kommt wieder auf Touren. Allerdings bezweifle ich, dass das weltwirtschaftliche Wachstum auf einer soliden Basis steht. Zum einen bilden die grossen Wachstumstreiber USA und China ein Klumpenrisiko. Zum andern basiert das Wachstum nach wie vor auf Pump. Die Geldschwemme in der EU verhindert notwendige strukturelle Anpassungen in den hochverschuldeten Ländern. Zudem ist die Kreditfinanzierung in China und den USA hoch. Auf diesem Hintergrund tut die Schweiz gut daran, ihre Hausaufgaben zu machen. Hohe Priorität haben dabei die Reform der Unternehmenssteuern sowie die Sanierung der AHV. Die Schweiz muss dort, wo sie unabhängig handeln kann, ihren Handlungsspielraum konsequent nutzen.



**Peter Friedli, Investor** —

Zyklen liegen in der Natur der Sache. Krisen kommen und gehen, auch wenn die Gründe unterschiedlich sind. Damit müssen wir umgehen, und das benötigt eine gewisse Gelassenheit. Es wird so vieles gesagt über die Zukunft.

Wichtig ist, dass wir sie gestalten. Regulierungen zurücknehmen und mit den Steuern runtergehen sind wichtige und richtige Schritte. Es gibt immer Chancen und Opportunitäten. Man muss sie nur sehen und nutzen zum Wohl der Menschen. Das ist Unternehmertum. Risiken gehören dazu. Es kommt, wie es kommt.



**Klaus-Michael Kühne, Mehrheitsgesellschafter und Honorary Chairman, Kühne + Nagel International AG** — Die Weltwirtschaft befindet sich in einem robusten Zustand. Die grössten Impulse gehen von Asien aus, aber auch von einer Reihe von Entwicklungsländern auf anderen Kontinenten.

Auch Europa hat sich wieder gefangen: Das Nord-Süd-Gefälle ist nicht mehr so ausgeprägt wie noch vor wenigen Jahren. In den USA hat sich die Wirtschaft nach dem Regierungswechsel und – bei allen politischen Unwägbarkeiten – auch der Unternehmergeist belebt. Damit die Erholung weitergeht, muss der freie Handel zwischen vielen, wenn nicht allen Teilen der Welt fortbestehen. Protektionistische Tendenzen sind zu bekämpfen. Politischer Weitblick, wirtschaftliche Kompetenz und Initiativbereitschaft sind gefragt. Die Ansagen aus den USA sollte man nicht zu ernst nehmen. Selbst der Brexit ist umkehrbar. In Grossbritannien hat man das schon erkannt, bei der EU leider noch nicht. Ihr unflexibles und extrem bürokratisches Verhalten ist bedauerlich. Aber die Kräfte des Liberalismus sollten sich durchsetzen.



**Valentin Vogt, Präsident Schweizerischer Arbeitgeberverband** — Mit den USA, Europa, China und selbst Japan kommen vier wichtige Wirtschaftsregionen gleichzeitig in Schwung. Damit besteht die berechtigte Hoffnung, dass wir am Anfang eines globalen und breitabgestützten Wirtschaftsaufschwungs stehen.

Wie nachhaltig diese Entwicklung ist, hängt zum einen davon ab, wie weit die Politik verlorenes Vertrauen wieder zurückgewinnt. Der Brexit in Grossbritannien, die Wahl von Macron zum Präsidenten Frankreichs oder die schwierige Regierungsbildung in Deutschland verunsichern die etablierte Ordnung und das politische Establishment in Europa. Neben dem Kitten von sozialen und politischen Bruchstellen braucht es zum ändern strukturelle Reformen in der Europäischen Union, eine behutsame Abkehr von der Politik des billigen Geldes und namentlich in der Schweiz mehr Mut und Willen zu echten Reformen in der Gesundheitspolitik, der Altersvorsorge und den Aussenbeziehungen.



**Marc Walder, CEO Ringier** — Das Motto der wirtschaftlichen Erholung scheint mehr «länger und breiter» als «höher» zu lauten. Die entwickelten Länder wachsen teilweise bereits über ihrem Wachstumspotenzial, weshalb dort in den kommenden

Jahren ein höheres Wachstum als heute überraschen würde. In den Schwellenländern dürfte die Wachstumsdynamik weiter zunehmen. In Osteuropa profitieren Länder wie Polen und Ungarn vom stabilen Wachstum der Kern-EU. Dies hat zu einer deutlichen Steigerung der verfügbaren Haushaltseinkommen geführt, den Konsum beflügelt und ein Wirtschaftswachstum von 4 Prozent und mehr ermöglicht. Kommen noch Reformen hinzu wie im Falle Rumäniens, sind gar Wachstumsraten im Bereich von 8 Prozent möglich. Südlich der Sahara dürften Länder wie Nigeria dank anziehenden Erdölpreisen das Tal der Tränen durchschritten haben und wieder positive Wachstumsraten ausweisen. Blickt man weiter östlich, nach China, so beobachtet man dort einen Reformtrend von Quantität zu Qualität – etwas weniger Wachstum, dafür getrieben durch Binnenkonsum und weniger durch öffentliche Investitionen.

Die Voraussetzungen für eine Fortsetzung der Erholung sind mannigfaltig: Ein Grossteil der entwickelten Länder schöpft das Wachstumspotenzial bereits aus, daher sind vermehrt fiskalpolitische Lösungen gefragt – seien dies strukturelle Reformen oder Initiativen (Stichwort Digitalisierung), um das Wachstumspotenzial zu erhöhen. Im Falle Grossbritanniens kann eine Einigung mit der EU dazu verhelfen, das Wachstum nicht abzuwürgen. Im Bereich der Schwellenländer reichen die Voraussetzungen von stabilem Wachstum der Kern-EU (z.B. für Länder wie Polen, Ungarn, Rumänien) über stabile Erdölpreise (im Falle Nigerias) bis hin zu sorgfältig ausgeführten Wirtschaftsreformen wie im Falle von China.



**Bjørn Johansson, Inhaber Dr. Bjørn Johansson Associates** — Endlich globales, sogar europäisches Wirtschaftswachstum von 2 bis 4 Prozent, trotz – unter anderem – Brexit, Euro-Krise, EU-Bürokratie und Trump. Aber es braucht nicht nur professionelle Verwaltungsräte, motivierte CEOs und Konzernleitungsmitglieder – auch die Politiker müssen

2018 die Wirtschaft fördern und nicht bremsen; die Journalisten müssen Positives vermitteln und nicht nach dem Haar in der Suppe suchen. Konkret in der Schweiz müssen wir unsere erfolbringenden Werte wie Weltoffenheit, kombiniert mit direkter Demokratie, Kreativität und Innovation, beibehalten. Etwas mehr schweizeri-

sches Selbstvertrauen wünsche ich mir, denn den Neid, der zum Teil herrscht, haben wir uns echt verdient. Übrigens, das World Economic Forum und das jährliche Davos Meeting bilden eine sehr wichtige Plattform für die positive wirtschaftliche Entwicklung, indem alle Stakeholder unter einem Dach vereint werden.



**Monika Rühl, Direktorin Economiesuisse:** — Die Weltwirtschaft hängt massgeblich vom Gedeihen des internationalen Handels ab. Fruchtbare Handelsbeziehungen brauchen Sicherheit: politisch, rechtlich und gesellschaftlich. Und sie setzen faire

Regeln im Falle von Streitigkeiten voraus. Diese Sicherheit und Stabilität brauchen die Unternehmen, damit sie investieren, Innovationen vorantreiben und Stellen schaffen können – und so den Wohlstand fördern. Das Anziehen der Weltkonjunktur ist auch für die Schweizer Wirtschaft der wichtigste Wachstumstreiber, denn die Aussenwirtschaft ist für unser Land eine tragende Stütze der gesamten Volkswirtschaft. Deshalb sollte die Schweiz, wie die anderen Länder auch, innen- wie aussenpolitisch für erstklassige Rahmenbedingungen für die Unternehmen im grenzüberschreitenden Handel sorgen. Das bedingt unter anderem eine stärkere Berücksichtigung der Wirtschaftsinteressen in der Aussenpolitik und einen entschiedenen Kampf gegen protektionistische und isolationistische Vorhaben im Inland.



**J. Erik Fyrwald, CEO Syngenta** — Der weltweite Abschwung in der Landwirtschaft, der Klimawandel und der erhöhte Regulierungsdruck dämpfen unsere Erwartungen eines signifikanten Wachstums in unserer Branche für das Jahr 2018.

Aufgrund der niedrigen Rohstoffpreise konnte unsere Branche in den letzten vier Jahren kaum Wachstum verzeichnen. Unter dieser anspruchsvollen Ausgangslage leiden die Bauern ebenso wie die gesamte Agrarindustrie. Wir erwarten nicht, dass sich diese Situation bald ändert. Dennoch sehen wir Wachstumsschancen für unsere Branche, vor allem dank dem technologischen Fortschritt. Unsere Technologien befähigen die Bauern, auch bei niedrigen Rohstoffpreisen profitabler zu arbeiten. Viel Potenzial sehen wir in einigen Schwellenmärkten, insbesondere in China, wo wir gut aufgestellt sind. Auch erwarten wir, dass die Digitalisierung sowie neue Saat- und Pflanzenschutztechnologien die Innovation in der Landwirtschaft beschleunigen, was die Chancen für langfristiges Wachstum in der Branche unterstützen wird. Mit Akquisitio-

nen werden wir unsere Position im Bereich Saatgut in Zukunft weiter ausbauen. Und schliesslich dürfte auch unser verstärktes Engagement für die Nachhaltigkeit weiteres Wachstumspotenzial bieten.



**André Kudelski, Präsident und CEO Kudelski Group**

— Die Finanzkrise war kein zufälliges Ereignis, sondern das Resultat von Strukturen und Vorgehensweisen, die nicht mehr auf eine globalisierte Realität abgestimmt waren. Um diese Krise anzugehen, haben sowohl Europa als auch Amerika Massnahmen ergriffen, die die Symptome bekämpft haben, ohne die Ursachen bei der Wurzel zu packen. Jetzt ist es vorrangig, die strukturellen Reformen wirklich anzugehen, die absolut unverzichtbar sind, um die neuen Herausforderungen zu bewältigen. Insbesondere geht es darum, flexibel und schnell auf neue Chancen, aber auch Herausforderungen in der rasch digitalisierten Welt einzugehen.

gehen, haben sowohl Europa als auch Amerika Massnahmen ergriffen, die die Symptome bekämpft haben, ohne die Ursachen bei der Wurzel zu packen. Jetzt ist es vorrangig, die strukturellen Reformen wirklich anzugehen, die absolut unverzichtbar sind, um die neuen Herausforderungen zu bewältigen. Insbesondere geht es darum, flexibel und schnell auf neue Chancen, aber auch Herausforderungen in der rasch digitalisierten Welt einzugehen.



**Thomas Bieger, Rektor Universität St. Gallen**

— Von einer gesunden Weltwirtschaft zu sprechen, wäre derzeit wohl zu hoch gegriffen, denn sie ist immer noch von massiven Ungleichgewichten geprägt. Viele Staaten und der private Sektor in vielen Märkten sind verschuldet, die Lockerung der Geldmenge und die niedrigen Zinsen haben wiederum zu Preissteigerungen in den Anlagemärkten geführt. Wir verfügen jedoch kaum über Erfahrungen, wie man diese grossen Geldmengen neutralisieren kann, ohne eine Inflation auszulösen. Entscheidungsträger orientieren sich bei ihren Entscheiden mit begrenzter Rationalität an Erwartungen, die wiederum auf Erwartungen anderer beruhen. Auch aus diesem Grund reagieren Märkte nicht sofort und verläuft die Wirtschaftsentwicklung in Zyklen.

Im Moment wird zwar viel konsumiert und investiert; wie lange diese Phase dauern wird, weiss jedoch niemand. Von der Finanzkrise haben wir gelernt, dass sich ein Einbruch in einem Markt rasch auf andere Märkte ausdehnen kann. Ein Gewitter kann somit die gesamte Grosswetterlage verändern. Viele werden dann wieder von Marktversagen sprechen, obwohl die dann stattfindende Korrektur gerade Ausdruck des Funktionierens der Märkte ist. Eines der Entwicklungsziele der Vereinten Nationen ist ein längerfristiges, zyklenübergreifendes und nachhaltiges Wachstum. Dafür wären jedoch Wachstumsfaktoren wie eine moderne Infrastruktur sowie offene und flexible Märkte nötig. In vielen europäischen Ländern wird der Infrastrukturausbau jedoch vernachlässigt, und protektionistische Massnahmen sind

weltweit auf dem Vormarsch. Kurzfristige konjunkturelle Massnahmen scheinen insbesondere in westlichen Demokratien wichtiger als langfristige Investitionen zu sein. Es gibt somit genügend gute Gründe, das WEF als Plattform für Ideen zu nutzen, die zu einer nachhaltigen Gesundung der Weltwirtschaft beitragen und dadurch zu einem für die Menschen positiven Wachstum führen könnten.



**Pierre Maudet, Staatsrat Kanton Genf**

— Die Experten sind sich einig, dass sich die wirtschaftliche Erholung mit all ihren Auswirkungen im Jahr 2018 entfalten wird. Darüber muss man sich freuen, weil sie der Beschäftigung und den Steuereinnahmen

hilft. Den Staaten erlaubt dies, ihre Budgets auszugleichen und wieder neu zu investieren. Allerdings kann man die wirtschaftliche Verbesserung nicht losgelöst vom internationalen politischen Kontext betrachten. Und auf dieser Ebene sind die Aussichten deutlich weniger gut. Die internationalen Konflikte, verschärft durch eine protektionistische US-Politik und vor dem Hintergrund der Spannungen zwischen den grossen Mächten des Orients und in Korea, lassen Befürchtungen militärischer Konflikte grösseren Ausmasses aufkommen.

Wenn wir bei uns schauen, bleibt die Schweiz grossen Unsicherheiten ausgesetzt, was die Entwicklung der Rahmenbedingungen betrifft. Während sich eine Lösung bei der Umsetzung des Artikels 121a (Masseneinwanderungsinitiative) abzeichnet, bleiben die Unternehmenssteuerreform und die Beziehung der Schweiz zur Europäischen Union wichtige Herausforderungen für die wirtschaftliche Entwicklung unseres Landes. Die Beziehung zur EU muss geklärt werden. Sie ist bei weitem nicht stabilisiert, wenn die EU unser Bankensystem angreift und die SVP mit dem Feuer spielt, indem sie erneut die Personenfreizügigkeit angreift. Die Gesamtheit dieser Faktoren dämpft den Optimismus, der bei reiner Betrachtung der Wirtschaftsdaten entstehen kann. Es wäre demnach vernünftig, die politischen Spannungen abzuschwächen, damit das Wachstum tatsächlich all seine Wirkungen entfalten kann und unseren Mitbürgern zugutekommt.



**Roland Fischer, CEO OC Oerlikon**

— Die Weltwirtschaft präsentiert sich gegenwärtig robust und befindet sich in einem Aufschwung. Sie wird nicht nur getragen von einer lockeren Geldpolitik und einer moderaten Inflation, sondern auch von einer soliden und breitabgestützten industriellen Nachfrage. Ganz ohne

Schatten ist die Situation jedoch nicht. Als Risiko sehen wir das teilweise fragile politische Umfeld in einigen Weltregionen. Diese Rahmenbedingungen könnten sicherlich besser sein. Um nachhaltiges Wachstum zu generieren, braucht es neben den erwähnten wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen auch ein positives Investitionsklima bei Innovation und Technologie. Es braucht Unternehmertum und die Bereitschaft, Neues zu wagen. Es braucht Investitionen in die Bildung, um beispielsweise die Chancen der Digitalisierung zu nutzen. Die digitale Transformation ist kein Zukunftsthema mehr, sie ist in der Wirtschaft und Gesellschaft angekommen und findet bereits statt.



**Walter B. Kielholz, Präsident Swiss Re**

— Das globale Wirtschaftswachstum beschleunigt sich, und die gesamtwirtschaftliche Erholung ist breit abgestützt. Das sind die guten Neuigkeiten, sie sollten begrüsst werden. Jedoch sind die Zeichen alles

andere als sicher. Das Produktivitätswachstum bleibt gering, und man muss die langfristigen Folgen der Kombination von Populismus, demografischem und technologischem Wandel – zusammen mit dem grössten monetären Experiment der Geschichte – erst noch abwarten. Ich bin zwar ein Optimist, aber gleichzeitig auch ein Realist. Wir müssen sicherstellen, dass das Produktionswachstum gesteigert wird. Wir müssen aber auch wirtschaftliche Ungleichheiten angehen. Nur so können wir gewährleisten, dass die Globalisierung nicht stagniert oder sich ins Gegenteil verkehrt. Das kann ein wirkliches Risiko für die kommenden Generationen darstellen.

Nur wenn private Marktteilnehmer und vor allem auch politische Entscheidungsträger langfristig denken, können sie die richtigen Voraussetzungen für das zukünftige Wohlergehen unserer Gesellschaften schaffen. Es wäre falsch, zu glauben, dass das heutige starke Wirtschaftswachstum mehr als nur zyklisch ist. Es ist eine verpasste Chance, die strukturellen Herausforderungen nicht anzugehen. Niedrigzinspolitik ist und bleibt keine Option. Obwohl die Renditen für Staatsanleihen zuletzt gestiegen sind, haben wir immer noch einen sehr hohen Anteil an Vermögensbestandteilen, die aufgrund der negativen Zinsen an Wert verlieren. Für eine von fünf Anleihen müssen wir Zinsen an die Regierung zahlen! Ich hoffe, dass in den Diskussionen am WEF ein stärkerer Dialog mit dem öffentlichen Sektor über neue Wachstumsrezepte geführt wird. Strukturelle Herausforderungen müssen angegangen werden, und wir müssen sicherstellen, dass die privaten Märkte offen und zugänglich bleiben. Auch wenn wir hier

in der Schweiz eine gute Infrastruktur haben, gibt es diesbezüglich weltweit eine erhebliche Finanzierungslücke. Diese kann nur geschlossen werden, wenn Investitionsbarrieren gesenkt werden und Regierungen, samt multinationaler Entwicklungsbanken sich auf gemeinsame Standards einigen können, um solche Projekte zu finanzieren.



**Rolf Dörig, Präsident Swiss Life** — Die Weltwirtschaft befindet sich erstmals seit 2009 wieder in einem breit-abgestützten Aufschwung. Das spürt auch die Schweizer Binnenwirtschaft: Der alpine Tourismus profitiert vom schwächeren Franken

und von der robusten Konjunktur in Europa. Die Unternehmen sind wieder eher bereit, im Inland zu investieren. Somit kann man davon ausgehen, dass das Kapitel Frankenschock vorerst geschlossen werden kann. Am Buch der europäischen Schuldenkrise wird aber weitergeschrieben. Auch wenn das Anleihenkaufprogramm gedrosselt wird, hat Mario Draghi klargemacht, dass die EZB noch lange am Markt aktiv bleiben werde – und damit die Finanzrepression fortschreitet: Die günstigen Refinanzierungsbedingungen und die Reduktion der Schuldenberge gehen aber auf Kosten der Ersparnisse der Bürger. Auch wenn das Gerüst für die Konjunktur grundsätzlich robust ist, setzt die Politik Fragezeichen: die noch ausstehende Koalition in Deutschland, der unsichere Wahlausgang in Italien, die schwierigen Brexit-Verhandlungen mit der EU, die Situation in Spanien, die wiederkehrenden Drohgebärden Nordkoreas und der Konflikt zwischen dem Iran und Saudi-Arabien.



**Herbert Scheidt, Präsident Vontobel und Schweizerische Bankiervereinigung** — Unternehmen brauchen verlässliche Rahmenbedingungen, um investieren zu können. Dies ist einer der grossen Standortvorteile der Schweizer Unternehmen. Sie

können auf stabile politische Verhältnisse, eine hervorragende Infrastruktur und bestens ausgebildete Mitarbeitende bauen. Fakt ist aber auch, dass die Welt um uns herum derzeit eher durch Unsicherheiten geprägt ist. Europa sucht weiterhin eine gemeinsame Antwort auf das Selbstverständnis und die Arbeitsweise der Europäischen Gemeinschaft von morgen. Der Weg der USA wie jener Russlands gibt noch vielen Rätsel auf. China macht – für viele von uns noch unbemerkt – einen nächsten evolutionären Schritt zu einer modernen, nachhaltigen Wirtschaft. Es ist an der Politik, die

Rahmenbedingungen für eine friedliche und prosperierende Welt zu schaffen. Ganz im Sinne des diesjährigen WEF-Mottos «Gemeinsame Zukunft in einer zerbrochenen Welt» ist dies eine Gemeinschaftsaufgabe, zu der jede Nation, aber auch jeder Einzelne mit gutem Willen und dem Blick für das Ganze entscheidend beitragen kann. Die Welt war Ende des 20. Jahrhunderts schon einmal auf dem Weg, Grenzen zu überwinden. Auf diesen Weg gilt es zurückzukehren. Wirtschaft braucht keine Schlagbäume, sondern offene Märkte, um Arbeitsplätze und Wohlstand zu schaffen.



**Daniel Sauter, Präsident Julius Bär** — In der Weltwirtschaft ist für das neue Jahr durchaus Optimismus angebracht. Der Start ist gut gelungen, und die Voraussetzungen für anhaltendes Wachstum sind erkennbar. Sah der «Global Risks Report» des WEF in der Vergangenheit die Risiken hauptsächlich in der Wirtschaft, stellen heute geopolitische Bedrohungen, politische Entwicklungen hin zu den extremen Polen sowie der Klimawandel mit seinen dramatischen Folgen die weitaus grössten Gefahren für uns dar. Ein hohes Risikobewusstsein – gepaart mit gesundem Optimismus – bleibt angezeigt.



**Pascale Baeriswyl, Staatssekretärin EDA** — Die Finanzkrise war eine wesentliche Erfahrung in Sachen kollektives Vertrauen: zuerst zu viel Vertrauen in neue Finanzinstrumente, danach zu wenig in Banken, Wirtschaft und schliesslich die Politik. So weitete sich die Finanzkrise zu einer Wirtschaftskrise aus. In einigen Ländern – Griechenland ist nicht das einzige Beispiel – führte dies zu einer tiefen politischen Krise. Wenn wir heute einen breiten Aufschwung beobachten, neue Investitionen getätigt, Unternehmen gegründet und neue Stellen geschaffen werden, so ist dies also eine eigentliche Renaissance dieses Vertrauens.

Allerdings ist das keine Rückkehr, sondern ein *new normal*. Wir haben aus dieser Krise einiges gelernt, was wir hoffentlich nicht so schnell wieder vergessen werden: Erstens wissen wir, dass wir das globale Finanzsystem als integrierten Teil der Wirtschaft betrachten und behandeln müssen. Zweitens haben wir unterschätzt, wie volatil, komplex und folglich verwundbar das Finanzsystem für alle Weltregionen und Bevölkerungsschichten sein kann und dass dies Auswirkungen auf die politischen Beziehungen zwischen Ländern haben kann. Drittens hat der Vertrauensverlust poli-

tische Narben hinterlassen, eine Tendenz zu wirtschaftlichem Protektionismus, politischer Abschottung und Skepsis gegenüber der Globalisierung.

kleinere Länder leiden darunter potenziell stärker als grössere. Das Wohlergehen der Schweiz ist deshalb auf eine solide wirtschaftliche, politische und rechtliche Einbettung angewiesen, in Europa und der Welt. Klaus Schwabs Forderung nach einem *qualitative easing* als natürliche Fortsetzung des monetären *quantitative easing* der Notenbanken scheint mir eine Notwendigkeit, wenn wir den globalen Aufschwung erhalten wollen: eine Überwindung der «zerrissenen Welt» (WEF-Motto 2018). Eine engagierte, aktive und selbstbewusste Schweizer Aussenpolitik auf der Basis unserer Verfassung hat genau dies zum Ziel.



**Lino Guzzella, Präsident ETH Zürich** — Zwei Dinge scheinen mir von Bedeutung, wenn die positiven Signale der Wirtschaft in eine nachhaltige Stärkung der Schweiz münden sollen. Zum einen müssen wir in der Wirtschaft, vor allem aber in

Staat und Wissenschaft risikofreudiger und schneller werden, um mit dem Tempodiktat des digitalen Wandels Schritt halten zu können. Zum andern braucht es den Willen, langfristig zu investieren. Bezogen auf Hochschulen wie die ETH, bedeutet dies ein klares Bekenntnis zur Grundlagenforschung. Echte Durchbrüche entstehen in einem Klima unabhängiger und erkenntnisorientierter Forschung. Es braucht somit zwei – scheinbar widersprüchliche – Eigenschaften: Agilität und Geduld.



**Christoph Franz, Präsident Roche** — Die Weltkonjunktur gewinnt in der Tat an Fahrt. Das ist erfreulich, auch wenn zurzeit strukturelle Probleme wie die hohe Staatsverschuldung von einer überaus expansiven Geldpolitik übertüncht werden.

Für die Nachhaltigkeit des Aufschwungs ist es meines Erachtens wichtig, dass möglichst viele Menschen davon profitieren. Um Ungleichheiten abzubauen, sollte man beispielsweise mehr in die Gesundheit investieren. Es braucht überall auf der Welt funktionierende Gesundheitssysteme, die allen den Zugang zu einer ordentlichen Versorgung gewährleisten. Um dieses Ziel zu erreichen, ist neben mehr finanziellen Mitteln vor allem die lokale und internationale Zusammenarbeit aller Interessengruppen unabdingbar. Roche sieht sich hier als Teil der Lösung und arbeitet mit Behörden, lokalen Gemeinschaften und

nichtstaatlichen Interessengruppen zusammen, um den Zugang zur Gesundheitsversorgung nachhaltig zu verbessern.



**Nicola Forster, Präsident Foraus** — Ist Trump nur ein Betriebsunfall der Geschichte oder der Vorläufer eines globalen Trends hin zu einer Welt, in der jeder für sich selber schaut? Die Vorzeichen stehen heute besser als auch schon: Die Weltwirtschaft boomt wie schon lange nicht mehr, und auch die EU-Länder verzeichnen ein beeindruckendes Wachstum. Die Schweiz muss schauen, dass sie mithalten kann. Geopolitische Turbulenzen beschränken sich derzeit mehrheitlich auf eine starke Rhetorik zwischen selbstbewussten Präsidenten einiger mächtiger Staaten.

Die gefährliche Mischung von Populismus und Protektionismus hat sich in Europa nicht durchgesetzt – ausser in Grossbritannien, das nun die Folgen des Brexit spürt. Auch in der Schweiz kann eine Abschottung mit den entsprechenden Folgen für die Wirtschaft nicht ausgeschlossen werden, da bald über die sogenannte Selbstbestimmungs- und die Beschränkungsinitiative abgestimmt wird, die beide den bilateralen Weg gefährden würden. Die fortschreitende Digitalisierung ist enorm positiv für die Innovationskraft der Wirtschaft, stellt uns aber in den nächsten Jahrzehnten vor grosse soziale Herausforderungen. Es muss darüber nachgedacht werden, wie die Verlierer dieser Entwicklung entschädigt werden können. Reformfähige Staaten sind dabei im Vorteil, und die Schweiz muss hier nach der gescheiterten AHV-Reform sowie der Unternehmenssteuerreform schauen, dass sie den Anschluss wahren kann.



**Naomi Oreskes, Professorin für Wissenschaftsgeschichte, Harvard University** — Wir alle wissen, wie wichtig Wohlstand für die Gesundheit, das Wohlbefinden und das menschliche Glück ist. Das – von den Ökonomen auch erkannte – Problem ist, dass das Wachstum des Bruttoinlandprodukts (BIP) die hohen Kosten der Umweltschäden, namentlich des Klimawandels, nicht erfasst. Solange wir die Treibhausgasemissionen nicht unter Kontrolle bringen, ist es problematisch, den BIP-Zahlen irgendeine Bedeutung beizumessen.

## Wirtschaftsgipfel

# Die klügsten Köpfe

Sie gehört zum Weltwirtschaftsforum wie Davos: die rituelle Kritik an den «Davos Men» oder, wie es bei Steve Bannon heisst, der «Partei von Davos». Solche Schlagworte verkennen die Essenz des Jahrestreffens.

Von Sir Martin Sorrell

Wenn Davos nur der privilegierten «Elite» vorbehalten ist, sollten wir die Bedeutung des Wortes vielleicht wieder einmal überdenken. Denn angekündigt sind in diesem Jahr nicht nur Präsident Trump, ein populistisches Phänomen, sondern auch der bekennende Marxist und wahrscheinlich nächste britische Schatzkanzler, John McDonnell.

In Wahrheit war das World Economic Forum (WEF) immer ein Begegnungsort sehr heterogener Personen, der das pauschale Etikett, das man ihm anhängte, nie wirklich verdiente – ob es von Linksaussen-Globalisierungsgegner, libertären Populisten oder professionellen Zynikern stammte.

Die Gefahr, in einer Blase gefangen zu sein, nur mit unseresgleichen zu reden, die Meinung von Mehrheiten falsch einzuschätzen oder zu ignorieren, ist real. Der Brexit und die amerikanische Präsidentschaftswahl sind erstklassige Beispiele dafür. Die Voraussagen von Davos-Teilnehmern (meine eingeschlossen!) haben eine sehr mangelhafte Trefferquote.

Aber Voraussagen sind nicht der Zweck des Forums: Er besteht darin, die klügsten Köpfe zu versammeln und Einsatz, Leidenschaft und Expertise zu kombinieren, um die Trends zu erkennen, die unsere Welt prägen werden. Und dann zu versuchen, diese Trends so zu beeinflussen, dass jedermann davon profitiert.

Wirklich atemberaubend am Programm des Forums sind seine Breite, seine Tiefe und die Menge aussergewöhnlicher Menschen aus allen Bereichen: Politik, Business, Regierung, Wohltätigkeit, NGOs, Technologie, Wissenschaft und Kultur. Das WEF bietet die beste erdenkliche Erfahrung in Networking. Damit meine ich nicht bedeutungsloses Händeschütteln, sondern die Chance, neue Partnerschaften zu bilden, die zu greifbaren Resultaten führen.

Das Forum arbeitet hart daran, langfristiges Denken zu ermutigen. Veranstaltungen über die Zukunft von Infrastruktur, über die digitale Ökonomie und integratives Wachstum sind ein Gegenmittel gegen die zurzeit in vielen Geschäftsleitungen und Investment-Häusern vorherrschende Haltung, Entscheidungen lediglich mit Blick auf Kurzzeiterfolge zu treffen. Das Buch «Die Vierte Industrielle Revolution» von WEF-Gründer Klaus Schwab und seine

demnächst erscheinende Fortsetzung sind hervorragende Beispiele für Langzeitdenken.

Für mein Unternehmen WPP ist Davos eine Gelegenheit, zu dieser Art von Diskussionen beizutragen. Dieses Jahr nehme ich an einer CNBC-Runde mit Führungspersonen von Alphabet, Uber und *New York Times* teil. Wir debattieren über die Grenzen des Vertrauens, das wir in Technologie haben können.

### Viel Farbe

Ausserdem stellen wir den jährlichen Report über die besten Länder vor, eine Rangliste der Wettbewerbsfähigkeit der Nationen, die unsere Firma BAV Consulting gemeinsam mit dem *U.S. News & World Report* und der Wharton School von der University of Pennsylvania erstellt hat.

Im dritten Jahr seines Bestehens evaluiert das Ranking die Länder nach einer Vielzahl von Kriterien: nach Bedeutung, wirtschaftlichem Einfluss, Bürgerrechten, Lebensqualität und der Frage, wie einzelne Nationen vom Rest der Welt wahrgenommen werden. Dass die Schweiz im letzten Jahr den ersten Platz belegte, war mehr als angemessen.

Unser Treffen mit Google befasst sich ungeachtet der gegenwärtigen Hierarchien mit der Frage, woher die nächste Milliarde von Konsumenten stammen wird (Antwort: nicht aus den weitgehend gesättigten westlichen Märkten).

Die Ankunft von Präsident Trump wird viel Farbe und zweifellos Kontroversen ins diesjährige Forum bringen. Ich hoffe, dass dennoch nicht nur über die USA geredet werden, sondern ebenso über die andere Hälfte unserer G-2-Welt: China und (wie die Anwesenheit von Präsident Xi im letzten Jahr zeigte) seine wachsende strategische Bedeutung als Markt und als aufsteigende Weltmacht.



Sir Martin Sorrell ist CEO des Medien- und Kommunikationsunternehmens WPP Group.

Aus dem Englischen von Beatrice Schlag

Zusammengestellt von Florian Schwab



«Wir wollen die Besten und die Intelligentesten»: Ökonom Kudlow.

## «Er wird alle in den Schatten stellen»

Lawrence «Larry» Kudlow ist einer der einflussreichsten wirtschaftspolitischen Taktgeber der Republikaner. Er arbeitete bereits für Ronald Reagan und hat Trumps Steuerreform massgeblich mitgeprägt. In Davos werde Trump neue Leitlinien für den Welthandel aufzeichnen, sagt er. *Von Jeffrey Vögeli*

Der Ökonom und Politikberater Larry Kudlow ist als Verfechter des Freihandels auf den ersten Blick kein typischer Unterstützer von Donald Trump. Doch Trump, der Obamas «Krieg» gegen die Wirtschaft beendet habe, sei ganz auf seiner Linie, sagt der Siebzigjährige. Im Wahlkampf beriet er den Kandidaten Trump und arbeitete unter anderem am ersten Entwurf des letzten Monat verabschiedeten Steuerpakets mit. Kudlow hat eine wöchentliche Radiosendung und ist regelmässiger Kommentator beim Fernsehsender CNBC.

**Präsident Trump reist ans WEF, also genau zu jener globalen Elite, die er oft kritisiert hat. Was verspricht er sich davon?**

Als US-Präsident ist Trump per definitionem ein Globalist. In seinem ersten Jahr ist er bereits Hunderttausende von Meilen gereist, er war in ganz Europa, im Nahen Osten, in Asien. Und er hat viele heikle Verhandlungen mit eigentlich allen Mächtigen der Welt geführt, mit Ausnahme von Wladimir Putin. Steve Bannon mag ein Globalisierungsfeind sein, aber der Präsident der Vereinigten Staaten ist es nicht.

**Was soll Trump den Teilnehmern des WEF sagen?**



Ich bin sicher, dass er über die Wettbewerbsfähigkeit der USA sprechen wird und über sein erfolgreiches Steuerpaket. Man sieht, dass die Geschäfte in den USA sehr, sehr gut laufen, und es wird noch besser werden. Unser Programm haben wir spezifisch für den Unternehmenssektor und den Investitionssektor entworfen. Das wird eine Kettenreaktion von Produktivitätsgewinnen und höheren Reallöhnen auslösen. Trump kann argumentieren, dass eine starke US-Wirtschaft nicht nur für die USA gut ist, sondern auch für den Rest der Welt.

**Der Präsident hat sich deutlich gegen Freihandel ausgesprochen und will die Nordamerikanische Freihandelszone (Nafta) neu verhandeln. Was steht zu erwarten?**

Hier mag der Wunsch Vater des Gedankens sein, aber ich denke nicht, dass wir aus der Nafta austreten werden. Es ist ein hartes Stück Arbeit, aber für die Amerikaner ist die Nafta im Moment das Thema Nummer eins. Wenn wir sie aufgeben, ist das sehr schlecht fürs Geschäft und würde wirtschaftlich keinen Sinn ergeben. Mit China haben wir Gespräche über den Handel aufgenommen. Die EU ist ein protektionistischer Handelsblock; auch etwas, worüber Trump sprechen

könnte. Zudem denke ich, er wird seine Kritik an den Vereinten Nationen wiederholen und die Weltbank und den Internationalen Währungsfonds erwähnen.

**Ebenfalls kritisch?**

Ich bin für freien Handel, aber ich halte nicht viel von diesen multilateralen Institutionen. Ich glaube nicht, dass diese funktionieren. Was Trump sagt, ist Folgendes: «Wenn wir, die USA, Handelsabkommen schliessen, müssen diese in unserem Interesse sein. Nicht in eurem Interesse, sondern in unserem gemeinsamen Interesse.» Und ich finde, da hat er recht.

**Nicht allen in Davos wird seine Botschaft gefallen.**

Wenn er nun nach Davos geht, wird er im Mittelpunkt des Interesses stehen. Und ich denke, es ist gut, dass er geht, wirklich. Er wird all diese anderen Typen in den Schatten stellen.

**Wenn Sie sich in die Situation eines Firmenchefs in der Schweiz hineinversetzten, einem Land, das auf internationale Absatzmärkte angewiesen ist, wie würden Sie auf die Präsidentschaft von Donald Trump blicken?**

Hoffnungsvoll. Die Weltwirtschaftslage wird besser werden. Und wir werden keine Barrikaden errichten, auch wenn wir viel

leicht neu verhandeln. Eines der wichtigsten Themen ist der Mechanismus, wie Probleme gelöst werden: die Schiedsgerichtsbarkeit. Die WHO handelt nicht unbedingt im besten Interesse der USA. China missbraucht die WHO, das weiss jeder.

**Sie sagen, dass die globalisierungsfeindlichen Tendenzen von Steve Bannon ausgingen. Dieser verwendet gern den Begriff «Wirtschaftsnationalismus». Ist es gut, dass er weg vom Fenster ist?**

Ja. Bannon ist ein persönlicher Freund von mir. Trotzdem habe ich nach seinem Rauschmiss geschrieben, dass das gut fürs Geschäft ist. (Lacht) Und ich habe das seitdem wiederholt. Ich glaube nicht, dass Trump viele von Bannons Ansichten teilt. Bannon wollte einen Schutzwall aus Zöllen aufbauen und Vielverdiener höher besteuern. An so etwas hat Trump nie geglaubt. Worin sie übereinstimmen, ist betreffend den Sumpf von Washington. Als jemand, der für die Regierung gearbeitet und Regierungen beraten hat, stimme ich dem zu.

**Und das sollte auch seine Nachricht an die Elite in Davos sein?**

Korrekt. Im Grunde sind all seine Argumente pro Wachstum, aber mit einer Warnung versehen: «Trampelt nicht auf Amerika herum.»

**Trump verbucht das Wachstum in den USA und die boomende Börse als persönliche Erfolge, obwohl die Weltwirtschaft kräftig Schub gibt. Geht er damit ein Risiko ein?**

Ich stehe nicht unbedingt in jedem Fall hinter dem Kommunikationsstil des Präsidenten. Aber er hat recht, wenn er den Effekt seiner Politik auf die Wirtschaft lobt. Die USA überholen Europa und Asien im Moment voll und ganz. In Bezug auf Unternehmen, Investitionen und Vermögensbildung ist der Ausblick viel besser als während Obamas Regierungszeit. Ich sage es gern so: Trump beendet den Krieg gegen die Unternehmen. Er beendet den Steuerkrieg, er beendet den Regulierungskrieg, er beendet den Umweltkrieg – und das ist normalerweise positiv. Er hat enormes neues Vertrauen bei Konsumenten und Unternehmen geschaffen.

**Sie sind einer der Autoren von Trumps ursprünglichem Steuerplan – schon vor der Wahl. Das Paket von letztem Monat geht viel weniger weit als das Original. Kommt da noch etwas?**

Wir haben das meiste bekommen, was wir wollten. Im Kongress gibt es immer ein paar Kuhhandel. Aber in den Grundzügen ist es das, was wir im Frühling und Sommer 2016 geschrieben haben. Das ist wahrscheinlich eine erste Anzahlung. Es wird weitere Steuerreformen geben. Falls das funktioniert – und die ersten Zeichen

dafür stehen gut –, können wir darauf aufbauen.

**Die Immigrationsreform ist für Trump eines der wichtigsten Themen.**

Ob es den CEOs in Davos oder den linken Akademikern gefällt oder nicht, Trump wird damit vorwärts machen. Er wird den Tarif durchgeben. Und ich bin zu 100 Prozent damit einverstanden. Es ist ihm egal, ob jemand aus Haiti kommt oder aus Nigeria. Ihn interessieren die Fähigkeiten einer Person. Wir wollen die Besten und die Intelligentesten.

**Wer etwas beizutragen hat, ist also willkommen?**

Ja. Er ist in diese Kontroverse hineingeraten, aber das ist nicht das Thema. Die Demokraten bezeichnen ihn gern als Rassisten, aber er ist kein Rassist. Er hat keine rassistische Faser in seinem Körper. Was er versucht zu tun – und er ist sehr frustriert: Er will Reformen, er will das System ändern. Aus Sicherheitsgründen, aber auch aus unternehmerischen, wirtschaftlichen Gründen.

**Sie sagen selbst, Sie seien mit seinem Kommunikationsstil nicht immer einverstanden. Schadet ihm das nicht? Würde er nicht mehr erreichen, wenn er etwas weniger direkt wäre?**

Wir werden sehen, was herauskommt, mein Freund.

**In Ihrer Beschreibung war Bannon der Populist im Weissen Haus. Der Präsident liegt also mit seinen eher orthodoxen Wirtschaftsberatern auf einer Linie?**

Klar. Er ist auch ein Wachstumsbefürworter. Er mag es, wenn die Leute Geld verdienen. Er mag Erfolg. Er will Erfolg belohnen, nicht bestrafen. Das ist seine ganze Karriere, sein ganzes Leben.

**Wie steht seine Wählerbasis zur Wirtschaftspolitik?**

Die Löhne steigen. Die Situation ist völlig anders als unter Obama. Es ist wie Tag und Nacht, als hätte er einen Schalter umgelegt. Ich habe so etwas noch nie gesehen. Vielleicht lieben die Leute Trump nicht, vielleicht lieben sie nicht alles, was er sagt, aber nach einem Jahr sieht man bereits Resultate. Das ist ziemlich gut.

**Und das hat mehr Gewicht als die Tatsache, dass die Leute ihn vielleicht nicht gerade lieben?**

Ja, ich glaube, die mögen das. Seine Tweets bekommen zu viel Aufmerksamkeit von den Medien in Washington. Die Leute im Hinterland verfolgen dieses Zeug nicht wirklich, die wollen einfach Resultate.

Jeffrey Vögeli ist freischaffender Wirtschaftsjournalist in Houston, Texas.



## Inside Washington

### Historisch

**Die Demokraten knicken ein. Der Präsident ergreift das Wort für das ungeborene Leben.**

Präsident Trump hat Oberwasser. Am Montag hat sein demokratischer Rivale Chuck Schumer, Minderheitsführer im Senat, die 69-stündige Haushaltssperre für die amerikanischen Bundesbehörden aufgehoben. Die gewöhnlich verlässlichen Verbündeten der politischen Linken kommentierten schonungslos: «Demokraten knickten ein, und sie geben es zu» (*Washington Post*). «Die Demokraten verlieren den Blockadekrieg... sie stimmen für die Wiedereröffnung der Behörden, ohne dafür nennenswerte Zugeständnisse vorzuweisen.» Der Kongress hat nun bis zum 8. Februar Zeit, um sich über die Neuregelung der Einwanderungspolitik zu einigen.

Während sich der Kongress in den Haaren lag, schrieb Trump Geschichte, als er letzten Freitag als erster US-Präsident via Video-Übertragung eine Grussbotschaft an den «Marsch für das Leben» richtete. 100 000 Abtreibungsgegner beteiligten sich an der Demonstration zum Schutz des ungeborenen Lebens in Washington DC. Der Marsch wird seit 45 Jahren durchgeführt und ist die grösste Kundgebung in der Hauptstadt, dennoch findet er nur geringes Medienecho. So widmeten die drei grössten TV-Netzwerke dem Anti-Trump-Slogans skandierenden zweiten «Women's March» fast siebenmal mehr Sendezeit als dem «March for Life». Wie ein konservativer Kommentator ironisch bemerkte, erhält selbst Murmeltier Punxsutawney Phil mehr Sendezeit, wenn es alljährlich am Groundhog Day zum ersten Mal aus seinem Bau gelockt wird. Nichtsdestotrotz strotzt die Pro-Life-Bewegung dank Trump heuer vor Vitalität. Der dreimal verheiratete Präsident, einst ein dezidierter Abtreibungsbefürworter, verkündete stolz und andächtig: «Heute richten wir unser Augenmerk auf die Liebe und den Schutz, die jedes Leben verdient, ob geboren oder ungeboren, egal, ob behindert, welchen Geschlechts, welcher Hautfarbe oder Ethnie.» *Amy Holmes*

# «Zentralbanken haben alle Zeit der Welt»

Die grossen Volkswirtschaften sind wieder alle mehr oder weniger im Aufschwung. Black Rocks Investment-Experte Martin Lück sagt, worauf nun zu achten ist.

Von Beat Gygi

In der Weltwirtschaft hat sich das Wetter gebessert, vor allem in Europa scheinen sich etliche Wolken verzogen zu haben. Wieweit kann man dem günstigen Bild trauen, wie solid ist der Aufschwung? Martin Lück, Chef Kapitalmarktstrategie für Deutschland, Österreich, die Schweiz und Osteuropa bei Black Rock, dem grössten Vermögensverwalter der Welt, nimmt Stellung zu diesen Fragen. Lück, seit zwanzig Jahren in der Branche tätig, legt aus volkswirtschaftlicher und Marktsicht dar, wo sich Investitionen zurzeit am meisten lohnen.



**Herr Lück, ist die Weltwirtschaft plötzlich wie synchronisiert auf Wachstum eingestellt?**

Tatsächlich ist nun so viel Leben in die Wirtschaft gekommen, dass die Ampeln praktisch überall auf Grün stehen. Damit sind die grössten Volkswirtschaften der Welt alle mehr oder weniger in die gleiche Richtung unterwegs. Begonnen hat die Entwicklung aber eigentlich schon vor anderthalb Jahren, sie hat sich einfach zunehmend verstärkt.

**Woher kamen die wichtigsten Kräfte?**

Vor allem aus der seinerzeit von der Finanzkrise hart getroffenen westlichen Welt, primär aus Europa und Amerika. In den USA hatte im Grunde schon kurz nach 2009 eine stetige Aufwärtsentwicklung eingesetzt. In Europa kam der Aufschwung später, weil man da länger brauchte, um mit der Regulierung auf die Finanzkrise zu reagieren. Zudem hat die Euro-Krise als regionales Problem Europa zusätzlich gebremst. In China wirkte die Stop-and-go-Politik der Regierung immer wieder hemmend, aber diese Ungewissheit ist nun vorbei.

**Ist auch die in den letzten Jahren erlebte Verlangsamung des Welthandels vorbei?**

Die Welt hat zum alten Muster zurückgefunden, in dem Wirtschaftswachstum automatisch den Handel anregt – verstärkt dadurch, dass die Produktionsketten über alle Ländergrenzen hinweg zunehmend global verflochten sind. Wenn sich die Industrie in China erholt, spüren das die Zulieferer in Europa sogleich und umgekehrt.

**Wo könnte es Störungen geben?**

Sollte es rasch zu einer deutlichen Erhöhung der Zinsen kommen, könnte dies

den Aufschwung bei den Investitionen wieder drosseln, denn ein Mangel an Risikokapital in Industrieländern würde auch andere Teile der Welt bremsen. Und mit Blick auf geopolitische Spannungen gibt es sicher etliche Risiken, etwa das Verhältnis zwischen Saudi-Arabien und dem Iran. Wir halten diese Aspekte zurzeit aber nicht für so gravierend, dass wir den Investoren den Wechsel zu einer vorsichtigeren Anlagepolitik raten. **Wieweit ist der laufende Aufschwung eigentlich hart erarbeitet, und wieweit ist er der sehr lockeren Geldpolitik zu verdanken?**

Die Geldpolitik war sicher eine wichtige Hilfe, die Krise von 2008 zu überstehen, und ganz ausgestanden ist das Ganze ja noch nicht, jedenfalls in Europa nicht. Die Geldpolitik kann nur bis zu einem gewissen Grad Wachstum zurückbringen. Dauerhaft wird die Expansion erst dann, wenn Unternehmen wieder mehr Produkte verkaufen, Gewinne erzielen und damit rechnen können, dass der Schwung anhält. Das fehlte lange Zeit, obwohl Geld und Kreditmöglichkeiten reichlich verfügbar waren. Erst in den letzten zwölf Monaten hat sich das gedreht.

**Sind die Zentralbanken also letztlich das Schwungrad der Wirtschaft?**

Sie haben enorm geholfen, aber nicht von sich aus die neue Beschleunigung in die reale Wirtschaft gebracht. Deshalb wird das Schwungrad auch dann weiterdrehen, wenn nun die Geldpolitik allmählich zurückgefahren wird.



«Amerika bleibt eine Lokomotive»: Lück.

**In welchen Ländern bringen Investitionen in die Realwirtschaft zurzeit die besten Renditen?**

Wenn man den Ertrag auf dem eingesetzten Kapital oder auf dem Eigenkapital im Auge hat, kann man die Aktienkurse als Orientierungshilfe nehmen. Die attraktivsten Bewertungen sieht man heute in den Schwellenländern und in Japan, da wird man wohl am meisten für eine Investition zurückerhalten. Auch in Europa sind die Renditeaussichten gut. In den USA dagegen sind die Aktienkurse schon so hoch, dass wir nicht mehr so viel Spielraum nach oben sehen.

**Aber Trumps Steuerreform bringt doch gerade einen Kick.**

Ja, man kann auf solche Spezialwirkungen zählen, aber grundsätzlich sind Schwellenländer, Japan und grossenteils Europa attraktivere Investitionsregionen.

**Wie stark bleibt denn Amerika als Lokomotive der Weltwirtschaft?**

Die grösste Volkswirtschaft der Welt steht für ein gewaltiges Konsumvolumen, die Amerikaner sind insgesamt wohlhabend, und ihre Kaufkraft treibt die ganze Welt an. Ohne ihre Nachfrage hätten sich Europa und die Schwellenländer nach der Finanzkrise kaum erholen können. Amerika bleibt eine Lokomotive.

**Wieweit bewegt sich die Wirtschaft eigentlich immer noch in Zyklen? Kann man die nun vergessen, oder sind sie noch da?**

Man hatte schon um die Jahrtausendwende einmal gedacht, die Zyklen seien tot. Dann wurde aber klar, dass sie nur in einer Art Tiefschlafphase waren. Heute sehe ich es ähnlich. Wir befinden uns in einer sehr ungewöhnlichen Phase eines volkswirtschaftlichen Zyklus, weil viele Länder aus einer sehr tiefen Finanzkrise kommen und Jahre brauchen, um aus dem Abgrund zu klettern.

**War es nach der Internetkrise von 2001 leichter?**

Ja. Die Finanzkrise von 2008 mit Immobiliendesaster, Lähmung der Banken und teilweiser Zerstörung des Finanzsystems ging viel tiefer als eine normale wirtschaftliche Rezession. Auch die Forschung zeigt: Bei Rezessionen, die aus einer Zerstörung der Finanzsysteme entstehen, braucht es viel länger als bei normalen Rezessionen, um zu einem Normalzustand zurückzufinden. So seltsam es klingt, wir befinden uns nach wie vor in einer Reparaturphase nach 2008.



Attraktivste Bewertungen: Japan, hier die Hauptstadt Tokio.

**Die Indikatoren für Volatilität, also für die Nervosität an den Finanzmärkten, sind sehr gering. Sind die Anleger zu arglos?**

Wir glauben es nicht. Wir haben das bei Black Rock genau analysiert und gesehen, dass die Volatilität in der Vergangenheit praktisch immer dann niedrig war, wenn auch die makroökonomischen Daten wenig schwankten. Das sind in der Regel wirtschaftlich gute Phasen.

**Heisst das, bezogen auf heute: gute Phase dank Geldschwemme?**

Natürlich trägt auch die Zentralbankpolitik dazu bei, dass die Volatilität niedrig ist. Die grosszügige Geldversorgung schränkt die Alternativen beim Investieren ein; ein Aktieninvestor braucht schon gute Gründe, um Aktien zu verkaufen, denn rasch können ihm dann die Kurse davoneilen. Vom Brexit erwarteten damals viele Anleger Schockreaktionen an den Finanzmärkten und Verkaufswellen. Die gab es zwar, aber nur in den ersten Stunden, schon bald setzte sich dann die Meinung durch: Nachkaufen, die Risiken sind überblickbar! Ähnliches sah man nach der Trump-Wahl und den Wahlen in Frankreich.

**Was könnte denn ein echter Schrecken sein?**

Eine Störung, die eine systemische Krise auslösen könnte. Auch heute ist ja die Volatilität nicht durchgehend niedrig, es gab jüngst immer wieder einzelne Ausschläge

**«Nach unserer Einschätzung wird die Inflation nicht schlagartig zurückkehren.»**

für ein paar Tage, etwa bei Raketenabschüssen in Nordkorea. Die Kunst der Anlagepolitik ist es, herauszufinden, ob ein solcher Ausschlag ein Risiko mit dem Potenzial für eine langfristige Krise ist oder nur ein vorübergehender Schock. Im zweiten Fall wäre ein Aktienverkauf falsch.

**Das ist ungefähr die Stimmung heute am Markt?**

Ja, aber wir suchen zurzeit intensiv nach verlässlichen Verfahren, um bei Risiken zu erkennen, ob sie eine Veränderung des ganzen Rahmens und des Risikoumfelds anzeigen oder nur punktueller Natur sind.

**Was kann man eigentlich aus den Zinsen ablesen, die ja auch als Risikomass dienen? Lassen sich die Anleger einlullen, weil die Geldpolitik die Zinsen und damit allfällige Gefahrensignale nach unten verfälscht?**

Die Zentralbanken haben die Zinsen tatsächlich nach unten verzerrt, werden sie aber nun allmählich auf ein normaleres Niveau heben. Offen ist allerdings, wo der sogenannte normale Zinssatz liegt und wie schnell man dahin gelangen wird. Zur Geschwindigkeit so viel: Das wird sehr, sehr langsam gehen. Nach unserer Einschätzung wird die Inflation nicht schlagartig zurückkehren, sondern allmählich in kleinen Schritten, denn die Digitalisierung und die Globalisierung dämpfen den Preisauftrieb bei vielen Gütern und Dienstleistungen. Die Zentralbanken haben also alle Zeit der Welt, um die Geldpolitik zu normalisieren.

**Welche Zinssätze sind denn die neue Normalität?**

Wir glauben, dass die Zinsen nicht auf das Niveau von vor der Finanzkrise zurückkehren werden. Der sogenannte natürliche Zins liegt vermutlich tiefer als vorher, weil der Wachstumspfad der industrialisierten Welt flacher sein dürfte als früher. Höhere Staatsschulden und die Alterung der Gesellschaft drücken vielerorts auf das Wachstum. Wo die neue Normalität genau liegen wird, ist aber schwierig zu sagen.

**Können Zinssteigerungen zu einer ZerreiSSprobe werden für starkverschuldete Länder wie Italien oder Frankreich, weil ihre Zinslast dann extrem steigt?**

Zuerst ist die Frage zu klären, wie viel Zeit diesen Ländern bleibt, ihre heutige Finanzpolitik zu ändern und die Defizite zu reduzieren. Da ja nur die neu aufgenommenen Schulden mit höheren Zinsen belastet werden, ist die Neuverschuldung entscheidend. In Italien beträgt die durchschnittliche Laufzeit der Staatsobligationen etwa sechs Jahre, da dauert es ziemlich lange, bis ein Zinsanstieg alle Schulden erfasst. Am schlimmsten sind Länder dran, die hochverschuldet sind und Papiere mit relativ kurzen Laufzeiten haben. Aus dieser Sicht besteht für Portugal eher ein Risiko als für Italien. Frankreich hat eine niedrigere Schuldenlast und gibt sich auch finanzpolitisch nun mehr Mühe.

**Aber aus den Schuldenproblemen ist die Euro-Zone nicht heraus?**

Das Risiko besteht nach wie vor. Allerdings sieht die EZB im Rahmen ihres Krisenmechanismus für den Fall des Falles das Notfallinstrument der *outright monetary transactions* vor, des fast unlimitierten Aufkaufs von Staatspapieren, der die Zinsen eines Landes gezielt senken könnte, sollte das erforderlich sein. ○

# Die überdehnte Union

Das, was man «den Westen» nannte, löst sich allmählich auf. Nicht nur sicherheits- und geopolitisch hat Europa Mammutaufgaben zu bewältigen. Frankreich und Deutschland sollten ein «Kerneuropa» um sich scharen und entschlossen vorangehen. Sonst droht der Kollaps. Von Herfried Münkler und Damien Vignaux (Illustration)

Um Europa steht es derzeit nicht zum Besten. Die Herausforderungen, mit denen der alte Kontinent seit einiger Zeit zu tun hat, sind um einiges grösser und zahlreicher als die politischen Instrumente, die der Europäischen Union zur Problem- und Krisenbearbeitung zur Verfügung stehen. Zwar ist Europa als geografische Grösse nicht identisch mit der Europäischen Union als politischem Verband, aber die Staaten, die der EU nicht angehören, sind für sich noch viel weniger in der Lage, mit den Problemen fertig zu werden, vor denen die EU zurzeit steht und deren sie nicht Herr zu werden vermag. Für die weitere Entwicklung Europas, sei es nun zum Besseren oder zum Schlimmeren, sind somit die Handlungsfähigkeit der EU und deren konkretes Agieren ausschlaggebend. Das ist die Lage Europas, wie sie



auf den ersten Blick erscheint. Erste Blicke mögen recht oberflächlich sein. Deswegen bedürfen sie der Verfeinerung und Differenzierung. Sehen wir uns die Lage Europas darum genauer an, und prüfen wir dabei, ob dieser erste Eindruck einer genaueren Betrachtung standhält oder nicht.

Der wohl wichtigste Grund für die beschränkte Handlungsfähigkeit der EU ist, dass die Union überdehnt ist: Die Aufgaben, die sie zu bewältigen hat, sind grösser als die Fähigkeiten zu deren Bearbeitung. In seiner Analyse des Aufstiegs und Niedergangs der grossen Reiche hat der Historiker Paul

Kennedy vor drei Jahrzehnten *imperial overstretch*, imperiale Überdehnung, als den Hauptgrund für Niedergang oder Untergang ausgemacht. Die Politik kann jedoch, wenn sie dieses Problems rechtzeitig gewahr wird, in zweierlei

Weise darauf reagieren: indem sie Aufgaben abgibt und sich aus bestimmten Bereichen zurückzieht, den politischen Raum also verkleinert; oder indem sie ihre Kapazitäten steigert und Fähigkeiten erhöht, um der Probleme Herr zu werden. Welcher Weg der geeignetere ist, hängt von den jeweiligen Umständen ab: Es gibt Herausforderungen, die man nicht dadurch loswird, dass man sich als nicht zuständig für sie erklärt; und die Steigerung der Fähigkeiten, sie zu lösen, folgt nicht immer dem Willen und Beschluss dazu. Lässt sich das Problem der Überdehnung jedoch nicht auflösen, zerfällt eine politische und wirtschaftliche Ordnung, und mit ihr geht eine Epoche zu Ende.

## Zu viele Staaten

Worin konkret besteht die Überdehnung der EU, und wie ist es zu ihr gekommen? Offenbar sind zu viele Staaten als Vollmitglieder aufge-



Wachsende zentrifugale Kräfte: Staatschefs May, Macron, Merkel, Orbán, Putin.

nommen worden, die von ihren sozioökonomischen Voraussetzungen bzw. ihrer politischen Kultur her zum ursprünglichen «Europa der sechs» – Frankreich, Deutschland, Italien sowie die Beneluxstaaten – nicht passten.

Die Wirtschaftsmentalität der Südstaaten (Italien eingeschlossen), die auf Verschuldung und deren Begleichung durch Inflation setzt, ist ebenso ein Problem wie die nationale Orientierung eines Teils der Bevölkerung in den Viseigrád-Staaten, die, gerade erst der sowjetischen Herrschaft entkommen, die Politik der Union als Bevormundung wahrnehmen. Da die Verträge der Union in vielen Fällen Einstimmigkeit vorsehen, hat die Vervielfachung der Mitgliedstaaten zur partiellen Selbstblockade der Union geführt. Die zentrifugalen Kräfte sind beständig gewachsen, die Kraft des Zentripetalen dagegen nicht. Die Erweiterungsrounden der EU haben zu deren Überdehnung geführt. Offenbar waren die Konvergenzkriterien, die angelegt worden waren, nicht ausreichend beziehungsweise wurden sie aus politischen Gründen immer wieder aufgeweicht.

Es war freilich nicht die EU respektive deren Vorgängerinstitutionen, die auf immer neue Erweiterungsrounden drängten, sondern der Druck kam im Sinne «hereinbrechender Ränder» von aussen. Bei der Süderweiterung ging es darum,

Länder wie Portugal, Spanien und Griechenland, die sich gerade aus Militärdiktaturen oder autoritären Regimes herausgearbeitet hatten, politisch und wirtschaftlich zu stabilisieren, und bei den beiden Osterweiterungsrounden fürchtete man die Wiederkehr der Zwischenkriegszeit von 1919 bis 1938, als die Lage in Mittel- und Südosteuropa durch Kriege und Staatsstreichgezeichnet war. Die jugoslawischen Zerfallskriege der 1990er Jahre waren ein Indiz dafür, dass sich all dies wiederholen könnte.

### Sanfter Brexit

Die Osterweiterung der EU sowie die noch einzulösenden Aufnahmeversprechen gegenüber einigen Balkanstaaten waren eine Politik der Prävention; diese sollte die Entstehung einer notorisch instabilen Peripherie im Osten und Südosten verhindern. Vermutlich rechnete man auch mit einem Wiedererstarken des russischen Einflusses in diesem Raum und wollte dem entgegenwirken. So ist aus einem exklusiven Klub relativ homogener Länder innerhalb von drei Jahrzehnten ein Ensemble sozioökonomisch unterschiedlicher Staaten mit divergierenden politischen Interessen geworden.

Es gab also gute Gründe für die permanente Erweiterung des verfassten Europas, denen man sich schwerlich entziehen konnte. Vermut-

lich wären die Probleme des Europaprojekts bei Nichtaufnahme der südlichen und östlichen Länder für die EU heute eher noch grösser als kleiner. Aber man hätte bei der Aufnahme dieser Länder wohl stärker im Hinblick auf deren wirtschaftliche Lage und politische Traditionen differenzieren müssen, um sie unterhalb der Vollmitgliedschaft an die EU zu binden: nicht mit sämtlichen Solidarpflichten, aber auch nicht mit allen politischen Teilhaberechten. Ein sanfter Austritt Grossbritanniens könnte auf so etwas hinauslaufen; er könnte zum Vorbild für die Anbindung der Türkei an die EU werden.

Die stärkere Integration Deutschlands und Frankreichs sowie einiger anderer Staaten, die sich dem anschliessen wollen und können, zu einem «Kerneuropa» würde einen weiteren Typ abgestufter Mitgliedschaft hervorbringen. Das könnte der Königsweg sein, um die gegenwärtige Überdehnung zu reduzieren und der EU grössere Handlungsfähigkeit zu verschaffen. Es ist indes offen, ob die EU die Kraft hat, diesen Weg zu gehen, und mit welchen Friktionen dabei zu rechnen ist. Die Alternativen dazu sind eine schleichende Agonie infolge Überdehnung, ein Zerfall der EU in die Mitgliedstaaten, aus denen sie zusammengesetzt ist, oder aber die Spaltung in eine Süd- und Nord-EU und/oder eine West- und Ost-EU. >>>



Warum sind alle drei Möglichkeiten schlechter als ein geordneter Umbau der EU-Strukturen im oben umrissenen Sinn? Das hat mit der Lage Europas und den Herausforderungen zu tun, mit denen es konfrontiert ist, in sicherheitspolitisch-geostrategischer, in ökonomischer und sozialer sowie in demografischer Hinsicht. Allgemein formuliert: Die Weltordnung ist im Umbruch; nur bei gemeinsamem Auftreten können die Europäer jene gestaltende Kraft sein, die den Umbruch für sich in einen Umbau verwandelt; agieren sie hingegen nicht gemeinsam, so sind sie als Einzelstaaten zu schwach, um ihre Vorstellungen und Interessen zur Geltung zu bringen. Sie werden dann zwangsläufig zum Objekt des Umbruchs. Sie müssen hinnehmen, was andere wollen und entscheiden.

### Sicherheitspolitische Trittbrettfahrer

Beginnen wir bei den geopolitischen Konstellationen: Am bedeutsamsten an ihrer Veränderung ist die allmähliche Auflösung dessen, was man «den Westen» genannt hat, also die nahezu alle Politikfelder betreffende Entfremdung zwischen den USA und der EU, eingeschlossen die wachsenden Dissense innerhalb der Nato, die schon lange nicht mehr der Sicherheitsanker ist, der sie einmal war.

Das hat mit dem gegenwärtigen US-Präsidenten Trump zu tun, beschränkt sich aber keineswegs auf ihn. Bereits unter seinem Vorgänger Obama kamen die USA zu dem Ergebnis, eine gleichmässige und gleichzeitige Machtprojektion in den atlantischen und den pazifischen Raum überfordere das Land auf Dauer. Vor diese Alternative gestellt, wollen die USA dem Pazifik und Ostasien zukünftig ein grösseres Gewicht beimessen als dem Atlantik und Europa. Umgekehrt waren und sind die Europäer nur in engen Grenzen zu einem *burden sharing* innerhalb der Nato bereit, und dass sie, wie eigentlich beschlossen, zwei Prozent ihres Bruttoinlandprodukts (BIP) für militärische Rüstung ausgeben werden, ist vorerst unvorstellbar – keineswegs bloss deswegen, weil die Europäer lieber eine höhere Friedensdividende kassieren, als ihre Rüstungsausgaben zu steigern, sondern auch, weil die Zwei-Prozent-Marge bei einem nationalen Militär die politische Architektur Europas gravierend verändern würde.

Diese beruht nämlich darauf, dass die politische Stärke Deutschlands auf ökonomischer, nicht aber auf militärischer Macht basiert. Bei Rüstungsausgaben von zwei Prozent des BIP aber würde Deutschland zwangsläufig zur stärksten Militärmacht Europas aufsteigen. Das will in Europa keiner, auch nicht die Deutschen. Die Zwei-Prozent-Marge wäre nur bei einer europäischen Armee zu verwirklichen, doch die liegt politisch in weiter Ferne. Dementsprechend wird es kein *burden sharing* geben, und die Amerikaner werden die Europäer weiterhin als sicherheitspolitische Trittbrettfahrer ansehen.

Die Europäer wiederum werden künftig nicht darauf setzen können, als das sicherheitspolitische Mündel der USA behandelt zu werden. Vielmehr werden die USA ihr Engagement in und für Europa schrittweise zurückfahren, und die Europäer werden sich vielen Herausforderungen allein stellen müssen. Die Bewältigung dieser Aufgabe könnte, so sie denn gelingt, zum Ausgangspunkt einer Revitalisierung der EU werden, jedenfalls dann, wenn nicht mehr, wie bisher, die Finanz- und Währungspolitik, sondern die Aussen- und Sicherheitspolitik im Zentrum der EU-Politik steht.

### Neue Migrantenströme

Aber eine solche Umstellung ist institutionell nicht so leicht zu bewerkstelligen, und bevor man an ein solches Projekt geht, muss zunächst geklärt werden, worin denn die grossen sicherheitspolitischen Herausforderungen liegen. Vermutlich wird es bei deren Präferenzreihung eine Reihe von Dissensen geben: Die baltischen und ostmitteleuropäischen Staaten werden als Bedrohung das wiedererstarkte Russland an die erste Stelle setzen, die südöstlichen Staaten werden auf einen instabilen Balkan und die Schlüsselposition der Türkei verweisen, und den südlichen Ländern wird es vorrangig um die Stabilisierung der gegenüberliegenden Mittelmeerküste sowie der Sahelzone gehen.

Kurzum: Was für die einen die erstarkte Rolle Russlands ist, ist für die anderen der fortschreitende Zerfall der arabischen Welt. Die einen verweisen auf das russische Experimentieren mit hybrider Kriegführung, die anderen auf neue Migrantenströme, die aus Südosten oder Süden nach Europa drängen.

Sich auf beides gleichermaßen vorzubereiten, wird aber die Kräfte und Ressourcen der Europäer überfordern. Kommt es zu einem der ty-

---

### Europa hat eine im Vergleich mit anderen Regionen relativ alte Bevölkerung.

---

pischen europäischen Kompromisse, bei denen man allen gerecht zu werden sucht, wird man seine Kräfte zersplittern und weder der einen noch der anderen Herausforderung gewachsen sein. Hier stehen die Europäer vor demselben Problem wie die US-Amerikaner, als sie sich zwischen dem atlantischen und dem pazifischen Raum als Schwerpunkt ihrer Machtprojektion entscheiden mussten.

Dafür braucht man jedoch ein durchsetzungsfähiges Entscheidungszentrum; hier genügt nicht das in Brüssel vorherrschende Verfahren, unterschiedliche Interessen und Sichtweisen aufzusummieren und dann einen Kompromiss zu suchen, der allen gerecht wird. Der Bundesstaat USA ist dazu in der Lage; dass der europäische Staatenbund Ver-

gleichbares schafft, ist zu bezweifeln. Auch das ist ein Argument für die Formierung eines Kerneuropas, das bei tendenzieller Beibehaltung der Staatenbundstruktur deren Defizite zu kompensieren hat.

In der durch die Überschuldung Griechenlands ausgelösten Euro-Krise hat Deutschland im Verbund mit einigen kleineren Ländern die einem künftigen Kerneuropa zugedachte Rolle gespielt, als es gegen griechischen Widerstand und erhebliche Kritik aus dem europäischen Süden eine Politik der Restrukturierung der Wirtschaft Griechenlands und des griechischen Staates durchsetzte. Bis es zur institutionellen Formierung eines Kerneuropas kommt, wird Deutschland diese Aufgabe, wahrscheinlich künftig in einer engeren Abstimmung mit Frankreich, auch weiterhin übernehmen müssen.

Auch deswegen kann sich die EU eine nur eingeschränkt handlungsfähige deutsche Regierung – sei es eine, die nur geschäftsführend im Amt ist, oder eine, die sich als Minderheitsregierung ständig neue Mehrheiten im Parlament suchen muss – nicht leisten, so wie sich umgekehrt Deutschland im Hinblick auf seine wirtschaftlichen Interessen eine dauerhaft handlungsunfähige EU nicht leisten kann. Diese Rolle in Europa zu spielen, setzt freilich grosses politisches Geschick voraus, bei dem Ausdauer und Geduld beim Verhandeln, Überzeugungsfähigkeit und schliesslich auch Durchsetzungskraft zusammen mit Führungskompetenz verbunden sein müssen. Das freilich lässt sich nicht institutionalisieren, sondern hängt wesentlich am politischen Personal, das dafür zur Verfügung steht – oder eben auch nicht.

### Glücksfall Merkel

Im Hinblick auf diese Aufgaben war Angela Merkel in Verbindung mit dem strengeren Finanzminister Wolfgang Schäuble eine Idealbesetzung, die sich in dieser Form schwerlich wiederholen lässt. Um die Fallhöhe der Möglichkeiten zu ermessen, muss man sich in dieser Rolle nur einen Politiker von der emotionalen Unbeherrschtheit eines Donald Trump vorstellen. Da die Position des Bundeskanzlers aber von den deutschen Wählern vergeben wird, für die dessen Eignung zur Verhandlungsführung bei europäischen Streitfragen nicht die erste Präferenz bildet, ist die Gewährleistung dieser Rollenkompetenz prekär. Solange die politische EU mehr von der letzten Endes zufälligen Eignung ihres Personals abhängt, anstatt in die Verlässlichkeit institutioneller Bahnen übergeführt zu sein, ist das Europa-Projekt in seinem Kern gefährdet und die Rolle Europas in der Welt unsicher.

Zurück zur gegenwärtigen Lage: Europa hat eine im Vergleich mit anderen Regionen relativ alte Bevölkerung, die ohne Zuwanderung obendrein schrumpfen wird. Dieser Schrumpfungsprozess wird – je nachdem, wie gravie-

rend er ausfällt – die wirtschaftliche Position Europas im Weltmassstab absinken lassen. Hier gilt als Faustregel, dass eine gealterte Bevölkerung gegenüber Technik und Wissenschaft wenig innovationsfreudig ist, dass sie grosse Angst hat im Hinblick auf politische Veränderungen und soziale Ungewissheit und beträchtliche Aufwendungen für das Gesundheits- und Pflegesystem erforderlich macht.

Ein nennenswertes wirtschaftliches Wachstum ist unter diesen Umständen eher unwahrscheinlich, während mit einer fortschreitenden sozialen und politischen Spaltung der Gesellschaft zu rechnen ist, wenn nicht energisch etwas dagegen unternommen wird. Die Politik ist

---

### Ein nennenswertes wirtschaftliches Wachstum ist eher unwahrscheinlich.

---

infolgedessen mit grösseren Steuerungsaufgaben konfrontiert als bisher, während gleichzeitig die ihr verfügbaren materiellen Ressourcen schrumpfen und das ihr von den Bürgern entgegengebrachte Vertrauen kleiner wird. Regieren wird darum sehr viel schwieriger sein, als es in der Vergangenheit war.

### Auf die Zuwanderung angewiesen

Wollen die Europäer ihren Wohlstand bewahren, so sind sie auf regelmässige Zuwanderung angewiesen. Die ist an dem Bedarf und der Integrationsfähigkeit ihrer Gesellschaften zu orientieren und ergibt sich nicht naturwüchsig aus den von der Peripherie ausgehenden Migrationsbewegungen. Also muss sie über Anreize gesteuert werden. Gleichzeitig geht es aber auch darum, die östliche und südliche Peripherie Europas politisch und wirtschaftlich zu stabilisieren, und das ist kaum möglich, wenn die Tüchtigsten und Leistungsfähigsten aus diesen Gesellschaften schubweise nach Norden migrieren.

Eine weitsichtige Migrationspolitik muss beide Aspekte im Auge haben und dies auch den Missmutigen in der eigenen Gesellschaft erklären. Dabei werden die ökonomischen Gesamterfordernisse der Gesellschaft nicht immer mit den sozialen Interessen einzelner Gruppen und Schichten übereinstimmen. Bei der Austragung der daraus erwachsenden politischen Konflikte wird es darauf ankommen, dass das Spektrum der politischen Parteien nicht weiter zersplittert wird, denn parteiliche Zersplitterung gefährdet politische Handlungsfähigkeit. Wohin auch immer man blickt: Die Lage Europas ist dadurch gekennzeichnet, dass sich die Schere zwischen den zu bewältigenden Aufgaben und den institutionellen Fähigkeiten immer weiter öffnet. Wird sie nicht geschlossen, wird die EU zerfallen. Das wäre eine Katastrophe – auch für die Staaten Europas, die keine EU-Mitglieder sind. ○

## Arbeit

# Ist die Schweiz zu wenig produktiv?

Die OECD bemängelt immer wieder, dass in der Schweiz pro Arbeitsstunde zu wenig geleistet werde. Die Kritiker verkennen die Stärken der hiesigen Wirtschaft. *Von Mathias Binswanger*

Die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) erklärt unter dem Motto «Better Policies for Better Lives» ihren Mitgliedsländern regelmässig in Berichten zu ihrer Wirtschaftspolitik, was sie richtig oder falsch machen. Im jüngsten Bericht zur Schweiz wird festgehalten, dass das Land, verglichen mit den anderen, eine gute Figur mache, aber dann folgt eine umfangreiche Kritik, deren Tenor seit Jahren derselbe ist: Die Arbeitsproduktivität (bzw. deren Wachstum) sei in der Schweiz zu gering, und das Bildungssystem kranke daran, dass unter den Arbeitskräften zu wenig Hochschulabgänger seien.

Beide Kritikpunkte sind unsinnig. Weder die mittelmässige Arbeitsproduktivität noch der geringe Akademikeranteil sind eine Schwäche der Schweizer Wirtschaft, sondern gerade eine ihrer Stärken. Bei der tertiären Bildung haben dies zumindest einige Politiker gemerkt, bei der Arbeitsproduktivität ist diese Einsicht noch ausstehend. Die gesamtwirtschaftliche Arbeitsproduktivität ist nichts anderes als ein Verhältnis von zwei Zahlen. Die Wertschöpfung, also das Bruttoinlandprodukt (BIP) eines Landes, wird durch die Zahl der effektiv geleisteten Arbeitsstunden dividiert. Bei einem Bruch lässt sich auf zwei Arten ein hoher Wert erreichen: Entweder indem der Zähler (Wertschöpfung) steigt oder indem der Nenner (Zahl der geleisteten Arbeitsstunden) schrumpft. Warum ist zum Beispiel in Belgien die Arbeitsproduktivität mit umgerechnet rund 68 Dollar pro Arbeitsstunde deutlich höher als in der Schweiz (61 Dollar)?

Entscheidend ist der geringe Nenner. Erstens arbeiten die Belgier offiziell nur rund 37 Stunden pro Woche. Zweitens sind in der Wohnbevölkerung im Erwerbsalter (die sogenannte Erwerbstätigenquote) nur etwa 63 Prozent erwerbstätig, während die Schweiz auf über 80 Prozent kommt. Und drittens ist die Arbeitslosigkeit in Belgien wesentlich höher als hierzulande. Das ist also Belgiens Geheimnis. Wollte die Schweiz ihre gesamtwirtschaftliche Arbeitsproduktivität steigern, müsste sie sich sozusagen «belgisieren», also die Erwerbstätigenquote senken, die Arbeitszeit verkürzen und die Arbeitslosigkeit erhöhen.

Wollen wir das? Wohl kaum, denn der nicht arbeitende Teil der Bevölkerung muss ja durch die Erwerbstätigen mit finanziert werden, was hohe Staatsausgaben und verringerte verfügbare Einkommen bedeutet. So gesehen, ist die mittelmässige Arbeitsproduktivität der

Schweiz der Preis für die im internationalen Vergleich ausserordentlich hohe Beschäftigung der Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter. Viele Arbeitsplätze sind in Branchen mit eher niedriger Arbeitsproduktivität wie dem Gesundheits- und Sozialwesen entstanden, da hat sich die Zahl der Beschäftigten von 2008 bis 2016 um mehr als 100 000 erhöht und diesen Zweig zum grössten Arbeitgeber der Schweiz gemacht. Der Industriesektor dagegen schafft netto betrachtet schon lange keine Arbeitsplätze mehr, weist aber insgesamt eine hohe Arbeitsproduktivität auf und sorgt so weiterhin für eine hohe Wertschöpfung.

### Verfehlt Sicht

Diese Zusammenhänge werden von der OECD völlig ignoriert, die Autoren fordern zur Steigerung der Arbeitsproduktivität eine bessere Ausschöpfung des Arbeitskräftepotenzials der Frauen sowie der Migrantinnen und Migranten. Das ist ein legitimer Vorschlag, nur führt er nicht zu einer Erhöhung, sondern einer Senkung der gesamtwirtschaftlichen Arbeitspro-

---

### Wollte sich die Schweiz steigern, müsste sie sich «belgisieren». Wollen wir das?

---

duktivität. Eine höhere Beschäftigung erhöht nämlich vor allem den Nenner (geleistete Arbeitsstunden), während der Zähler (das BIP) nur moderat zunimmt, da die meisten zusätzlichen Stellen in Branchen mit geringer Arbeitsproduktivität liegen werden.

Die Meinung der OECD zur Schweiz wäre nicht weiter von Belang, würde nicht das Staatssekretariat für Wirtschaft und damit auch der Bundesrat diese verfehlt Sicht fast eins zu eins übernehmen und damit unsere Wirtschaftspolitik auf eine falsche Grundlage stellen. Wir brauchen keine höhere Arbeitsproduktivität auf gesamtwirtschaftlicher Ebene, sondern eine funktionierende Kombination von hochproduktiven Branchen, die für hohe Wertschöpfung sorgen, und von beschäftigungsintensiven Branchen, die Arbeitsplätze schaffen. Diese Mischung macht seit langem den Erfolg der Schweizer Wirtschaft aus.

Mathias Binswanger ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz.

# «Insgeheim lieben sie doch alle Trump»

Der Auftritt des US-Präsidenten in Davos fällt zusammen mit der Selbstkritik des Weltwirtschaftsforums an den Folgen der Globalisierung. Der britische Historiker Niall Ferguson sieht darin eine Herausforderung und eine Chance. *Von Wolfgang Koydl*

Er ist so etwas wie der Popstar der internationalen Historikerzunft: Niall Ferguson überschreitet nicht nur reihenweise Tabus seiner Wissenschaft; er bricht auch häufig aus den engen Grenzen der Geschichtsschreibung aus. Ob Finanzkrise oder Kriegsgefahr, Brexit oder die Wahl von Donald Trump – der britische Oxford- und Stanford-Dozent hat eine dezidierte Meinung, mit der er nicht hinter dem Berg hält. Derzeit befindet er sich in China, wo er weniger die Vergangenheit als die Zukunft erforschen will.



## Herr Ferguson, wie fühlt man sich als Historiker in der Hauptstadt einer kommenden Weltmacht?

Es ist faszinierend. Peking ist die interessanteste Stadt der Welt, auch wenn Washington die aufregendste Stadt in puncto politisches Drama bleibt. Aber die Debatten über Chinas Zukunft sind die wichtigsten Auseinandersetzungen unserer Zeit. Washington ist oft nur Theater.

## Wie erklären Sie Chinas bemerkenswerten Aufstieg? War das nur seine eigene Kraft, oder gab es förderliche Umstände?

Fraglos trugen solche Umstände zu Chinas wirtschaftlichem und geopolitischem Aufstieg bei. Seit Henry Kissingers Geheimbesuch in Peking 1971 haben die USA eine helfende Rolle gespielt. Ohne die Unterstützung durch die amerikanische Politik, durch westliches Kapital und westliche Technologie wäre es für China sicher sehr viel schwieriger gewesen. Dann erlaubte die Globalisierung nach dem Ende des Kalten Krieges den Chinesen unerhörtes Wachstum und enorme Exportraten. Natürlich trugen auch Chinas Politik und Arbeitskraft zum Aufstieg bei. Aber ohne das von den USA ermöglichte förderliche globale Klima wäre der Aufstieg nicht so rasch verlaufen.

## Letztes Jahr trat Chinas Präsident Xi Jinping beim WEF in Davos als Champion der Globalisierung auf. Dieses Jahr gibt es das genaue Gegenprogramm: Donald Trump und «America First».

Der Rollenwechsel letztes Jahr war in der Tat bemerkenswert. Ich habe fasziniert gelauscht, wie Xi sein Land einem mehrheitlich westlichen Publikum schmackhaft machte – als Sachwalter einer neuen

und offenen internationalen Ordnung. Das stellt für Trump dieses Jahr eine ziemliche Herausforderung dar. Denn die Europäer haben keine gute Meinung von ihm, sie halten ihn für einen schlechten Präsidenten.

Praktisch alles, was Trump bisher über Handel sagte, scheint im Widerspruch zur vorherrschenden Weltanschauung der Eliten von Davos zu stehen.

## Und ist Trump ein schlechter Präsident?

Unabhängig davon, was die Europäer denken, gibt es keinen Zweifel, dass er bisher gut für die US-Wirtschaft war.

Ich will nicht ausschliessen, dass auch die Weltwirtschaft dank der ökonomischen Zuversicht in den USA Auftrieb erhält. Es gibt aber ein Paradox: Die Leute reden verächtlich über Trumps Politik. Aber wenn sie sich die Kurse ihrer Aktien oder ihre künftigen Steuerbescheide ansehen, lieben sie ihn insgeheim. Vielleicht wird das die Kritik an ihm

## «Ich halte die Geschichte von einer Krise der liberalen Demokratie für übertrieben.»

in Davos ein wenig dämpfen, obschon ich bezweifle, dass man ihn wärmer empfangen wird als Xi. Aber man wird ihn nicht gleich mit Brötchen bewerfen.

## WEF-Gründer Klaus Schwab schrieb in einem Beitrag für die Weltwoche, dass ein Fehler der Globalisierung darin lag, normale Menschen nicht mitgenommen zu haben. Stimmen Sie dieser Selbstkritik zu?

Sie ist übers Ziel hinausgeschossen. Exzesse bei Kapitalströmen und Migration haben die meisten entwickelten Volkswirtschaften destabilisiert, während die Davoser Elite viel Geld verdiente. Die Leute, die 2016 Donald Trump und den Brexit wählten, hatten allen Grund, von der Globalisierung enttäuscht zu sein. Ich habe grosse Sympathien für Trump-Wähler. Sie hatten das Recht, sauer auf den Status quo zu sein. Ich glaube allerdings nicht, dass Trump ihre Probleme löst. Migration und Handel zu begrenzen, wird dem mittelständischen Amerika nicht wirklich weiterhelfen. Aber die Wähler wollten vor allem einen Bruch in der Politik. Daher muss sich die Elite in Davos die Fragen stellen, die Klaus Schwab aufwarf: «Wa-

rum haben wir die Nachteile der Hyperglobalisierung ignoriert? Warum haben wir ihren Einfluss auf Einkommensverteilung und wirtschaftliche Stabilität unterschätzt?» Weil Trump diese Fragen ernst nahm, ist er heute Präsident. Davos nahm sie nicht ernst.

## Sie sind fasziniert von China und sagen, dass Trump gut für Amerika sei. Wie schätzen Sie Europa ein?

Ich bin zuversichtlicher als auch schon, denn die populistische Welle hat sich in Frankreich, den Niederlanden und Deutschland nicht fortgesetzt. Ausserdem ist Europas Wirtschaft im besten Zustand seit zehn Jahren. Daher überrascht nicht, dass Europas Politiker geradezu beschwingt auftreten. Personifiziert wird das durch Emmanuel Macron. Dennoch sollten sie sich ein wenig in Demut üben, denn ihre Erfolgsbilanz ist grottenschlecht. Sie haben in der Finanzkrise alles vermasselt, viel mieser als die Amerikaner. Weil sie überhaupt keine Politik für die Länder südlich des Mittelmeers hatten, brachten die arabischen Revolutionen lediglich Instabilität hervor. Auch die Flüchtlingskrise haben Europas Eliten total verbockt.

## Mit welchen Folgen?

Unter anderem der Brexit. Diese Fehler führten bei britischen Wählern zu einer grossen Desillusionierung. Der Brexit war nicht alleine David Camerons Schuld. Der war ein recht guter Premierminister. Der Brexit war auch die Schuld der deutschen Regierung. Die Europäer hätten Cameron in der Frage der Migration sicher mehr entgegenkommen können. Die europäischen Eliten machen sich etwas vor, wenn sie die Briten als Renegaten behandeln. Was die Kosten des Brexit betrifft, so werden sie zwar beachtlich für Britannien sein. Aber für Europa werden sie weitreichende Konsequenzen haben. Europa ohne die Briten wird sich total ändern, obschon die Vision eines föderalen Europas nie realisiert werden wird. Dieses Ziel wird die Europäer vielmehr nur ablenken von viel dringenderen Problemen.

## Nun ist das Kind aber ins Bad gefallen. Wird es den Briten ausserhalb der EU langfristig bessergehen?

Aber woher denn. Das wird eine sehr teure Scheidung, in der die Kosten mögliche Vorteile bei weitem überwiegen. Es wird auch nicht leicht sein, eine Beziehung aufzubauen, wie die Schweiz sie zur EU hat. Zudem ist



«Ich bin zuversichtlicher als auch schon»: Harvard-Professor Ferguson.

es sehr unwahrscheinlich, dass rasch Handelsverträge mit anderen Ländern abgeschlossen werden, um so die aus dem Brexit resultierende Verluste kompensieren zu können. Es ist wie bei den meisten Scheidungen: Sie dauern länger und werden teurer als gedacht.

**Sie sehen also nur schwarz?**

Ich sehe nur einen Vorteil: Die britische Politik wird nicht mehr die EU für ihre eigenen Probleme verantwortlich machen können. Vielleicht wirkt das ernüchternd.

---

**«Ich befürchte freilich, dass  
Britanniens Selbstverbrennung  
noch nicht abgeschlossen ist.»**

---

Ich befürchte freilich, dass Britanniens Selbstverbrennung noch nicht abgeschlossen ist. Wir werden wohl noch eine Regierung unter Labour-Chef Jeremy Corbyn erdulden müssen, bevor wir wirklich aufwachen. Etwas Ähnliches haben wir in den siebziger Jahren erlebt, aber das hatte ein gutes Resultat: Die Briten kamen zur Besinnung und wählten Margaret Thatcher.

**Sie haben bereits die Migration erwähnt.  
Sie haben sich besorgt über eine Islamisierung europäischer Gesellschaften gezeigt.**

Das ist zu stark. Aber wenn man demografische Trends, den Migrationsdruck und die Integrationsleistungen europäischer Gesellschaften betrachtet, erhält man kein ermutigendes Bild. Muslimische Zuwanderer wurden nicht nur nicht in die Wirtschaft integriert. Noch viel schlechter steht es um die kulturelle Integration. Die Folge sind muslimische Enklaven, in denen islamistische Gruppen offen rekrutieren können. Die Vorstellung, dass wir dieses Problem, vor allem nach dem enormen Zustrom seit 2015, leicht beheben könnten, ist vermessen. Insbesondere solange jeder Ansatz dazu als populistisch oder faschistisch gebrandmarkt wird und seriöse Politiker weiter so tun, als ob es gar kein Problem gäbe. Das geht so nicht weiter.

**Erstaunlicherweise erweist sich der Islam  
als attraktive Ideologie auch für westliche  
Jugendliche.**

Leute wie Douglas Murray argumentieren, dass es in einem postchristlichen Europa ein Vakuum gibt, das der Islam füllen kann. Das ist nicht unrichtig. Wie sagte G.K. Chesterton doch: «Das Problem mit dem Atheismus ist nicht, dass der Mensch an nichts glaubt, sondern, dass er alles glaubt.» Der Mangel an einem gesunden christlichen Glauben in so vielen europäischen Staaten hat seine Kehrseite in einem wachsenden radikalen islamischen Glauben. Künftige Historiker werden sich verwundert fragen, warum wir Kirchen in Wohnungen umgewandelt und

gleichzeitig Moscheen in unseren Städten gebaut haben. Oder warum die EU über eine Währungsunion stritt, derweil ihre Grenzen gegenüber Massen von Menschen aus der muslimischen Welt weit offen standen. Wir haben es in Europa mit einem Paradoxon zu tun: Wenn Trump ein Einreiseverbot für Muslime fordert, werfen europäische Politiker entsetzt die Hän-

---

«Langfristig gesehen, gibt es kein System, das unserem überlegen wäre.»

---

de in die Luft. Aber wenn man einfache Menschen fragt, halten sie das für einen vernünftigen Vorschlag. Weil es genau in der Frage der Migration diese fehlende Verbindung zwischen Regierenden und Regierten gibt, werden auch die Populisten nicht verschwinden. Sie werden vielmehr stärker wiederkommen.

**Bisher galten westliche Werte als Voraussetzung für Wohlstand. Jetzt machen Länder wie China vor, dass man auch ohne Freiheiten und Bürgerrechte stark und mächtig werden kann. Ist das langfristig eine tödliche Bedrohung für den Westen?**

Die Zahl freier Länder ist seit Mitte der 90er Jahre nicht stark gesunken, die Zahl der unfreien nicht massgeblich gestiegen. Manche Länder, die nie Demokratien waren – Russland, China –, treten heute selbstsicherer auf. Andere wie die Türkei wechselten von einem autoritären Modell zu einem anderen. Ich halte die Geschichte von einer Krise der liberalen Demokratie für übertrieben. Einige westliche Kommentatoren neigen dazu, die Anziehungskraft und den Erfolg autoritärer Regierungen zu überspitzen. Es ist schlicht dumm, Xi Jinping als mächtigsten Mann der Welt zu bezeichnen. In Wahrheit führt die Herrschaft einer Partei zu viel grösseren Problemen als eine Demokratie. Wie kann ein Einparteiensystem endemische Korruption eindämmen, wenn seine Führer über dem Gesetz stehen und nicht rechenschaftspflichtig sind? Man schaut sich einen Hochgeschwindigkeitszug an und denkt, wie toll die Chinesen sind. Aber was tun die einfachen Chinesen, wenn sie Geld gemacht haben? Sie wollen es ausser Landes bringen. Das Problem einer vom Staat gesteuerten Wirtschaft ist eben, dass private Eigentumsrechte nicht garantiert sind. Der Grund, weshalb liberale Demokratien in den letzten 200 Jahren so erfolgreich gewesen sind, liegt darin, dass repräsentative Regierungen zur Rechenschaft gezogen werden können und der Rechtsstaat ihnen Zügel anlegt. Langfristig gesehen, gibt es kein System, das unserem überlegen wäre. ○

# Ja nichts kaputtmachen

**Italien steht am 4. März vor einer schwierigen Parlamentswahl. Trotzdem verspricht Emma Marcegaglia, eine der wichtigsten Geschäftsfrauen des Landes, Optimismus. Von Florian Schwab aus Italien**

Es ist ein Anlass, wie es ihn in seiner wortreichen Förmlichkeit fast nur in Italien geben kann: die inaugurazione dell'anno accademico 2017–2018. An der noblen Privatuniversität Luiss in Rom kommen Würdenträger aus der Politik und dem Wissenschaftsbetrieb zusammen, um im Beisein von Premierminister Paolo Gentiloni offiziell das Bildungsjahr zu eröffnen. Die Rektoren der wichtigsten Universitäten Italiens defilieren in ihren schmuckvollen Talaren und akademischen Paradeuniformen einzeln in die Aula. Jeder Name wird aufgerufen. Sogar einen Nobelpreisträger, den Ökonomen Edmund Phelps, hat man aus den USA eingeflogen. Er predigt das wirtschaftsliberale Evangelium, welches Rom in der Vergangenheit immer wieder links liegenliess: wenn die Produktivität nicht steigt, können auch die Löhne nicht steigen.



Zeremonienmeisterin der Zusammenkunft ist Emma Marcegaglia, die Präsidentin der Luiss-Universität. Dieses Amt wird traditionell an die ehemaligen Präsidenten des Wirtschaftsverbands Confindustria vergeben, eine Funktion, die Marcegaglia von 2008 bis 2012 innehatte – als erste Frau und als jüngste Person an der Spitze der traditionsreichen Organisation. Marcegaglia hat von ihrem Vater, einem Selfmademan und Unternehmer, ein Stahlunternehmen geerbt, das sie gemeinsam mit ihrem Bruder Antonio leitet und das ihr den Spitznamen einer «italienischen Iron Lady» eingetragen hat. Weltweit schrieb die Marcegaglia-Gruppe 2016 einen Umsatz von über vier Milliarden Euro. Vor vier Jahren holte Premierminister Matteo Renzi Emma Marcegaglia an die Spitze des Verwaltungsrates des staatlichen Erdölkonzerns Eni. Seit 2013 ist sie auch Präsidentin des Dachverbands der europäischen Wirtschaft, Business Europe. Als eine von fünfzig europäischen Unternehmern trifft sie demnächst Emmanuel Macron im Elysée-Palast.

Wir treffen «La Marcegaglia», wie sie an der Luiss nur genannt wird, am frühen Morgen, unmittelbar vor der feierlichen Eröffnung des akademischen Jahres. Stellt man sich eine Signora in ihren Fünzigern aus der besseren italienischen Gesellschaft vor, so stünde einem wohl ein Bild vor Augen, das nicht so weit von Emma Marcegaglias tatsächlicher Erscheinung entfernt wäre. Ein sonnengebräunter Hautteint, eine perfekt-gepflegte Erscheinung, ein sorgfältiges Make-up, ein geschmackvoll-luftiges Kleid (Seide?) und Accessoires, die Zeugnis

von italienischer Mode und Handwerkskunst ablegen. In druckreifem Englisch, wenngleich mit leichtem italienischem Akzent, referiert Emma Marcegaglia über die jüngste konjunkturelle Belebung in Italien. Man rechnet mit rund 1,7 Prozent Wirtschaftswachstum im Jahr 2018. «Das ist nicht grossartig, aber wenn man schaut, wo wir herkommen, dann ist es nicht schlecht.» Die Exporte haben im letzten Jahr um stolze 8 Prozent zugenommen, und auch die Investitionen ziehen etwas an. Für diese Verbesserungen sei das gute internationale Umfeld ebenso verantwortlich wie die marktwirtschaftlichen Reformen der letzten Jahre. Hier sei beispielsweise die Stabilisierung der staatlichen Banken zu erwähnen und die Reform des Pensionssystems.

**Steuersenkungen? Wenig realistisch**

Als grössten politischen Erfolg sieht sie die Liberalisierung des Arbeitsmarkts an. Die Arbeitsmarktreform unter Matteo Renzi erleichtert es, ungeeignete Arbeitnehmer zu entlassen.

---

**In den letzten vier Jahren, seit dem Tiefpunkt der Euro-Krise, sind eine Million neue Jobs entstanden.**

---

«Grosse Umstrukturierungen mit Entlassungen waren in Italien nie ein Problem, aber auf der Ebene individueller Arbeitsplätze war es lange so gut wie unmöglich», so Marcegaglia. Zwar sind alte Arbeitsverträge immer noch mit diesem extremen Kündigungsschutz ausgestattet, aber wenigstens bei Neuanstellungen wurde er etwas aufgeweicht. Das macht es für Firmen weniger riskant, neue Mitarbeiter anzustellen. Damit falle auch das wichtigste Hindernis für Investitionen in Italien weg. In den letzten vier Jahren, seit dem Tiefpunkt der Euro-Krise, sind eine Million neue Jobs entstanden, und man hat erstmals das Vorkrisenniveau wieder erreicht. Keine schlechte Bilanz, sagt Emma Marcegaglia, wenn man bedenke, dass die parlamentarische Basis der Regierungen Renzi und Gentiloni nie besonders solide war. Heute bleibt die Arbeitslosigkeit mit 11 Prozent zwar hoch, ist aber etwas tiefer als auch schon. Dasselbe gilt für die «schlimme Zahl bei der Jugendarbeitslosigkeit», die von 36 auf 32 Prozent zurückgegangen ist.

Am 4. März finden in Italien Parlamentswahlen statt. Umfragen deuten darauf hin, dass die



«... dann ist es nicht schlecht»: Unternehmerin Marcegaglia.

regierende Demokratische Partei (Mitte-links), welcher sowohl Renzi als auch Gentiloni angehören, Verluste erleiden wird. Ein Stimmenanteil von rund 30 Prozent wird der Protestbewegung Cinque Stelle von Beppe Grillo prognostiziert. Und es steht, Stand heute, ein Comeback der Rechten unter Silvio Berlusconi ins Haus. Berlusconi, der 2011 von Angela Merkel und den Europäern zum Rücktritt gedrängt wurde, hat auf der Rechten eine Parteienallianz geschmiedet, welche unter anderem seine Forza Italia und die Lega Nord umfasst.

«Es gibt vier Möglichkeiten für den Wahlausgang», sagt Emma Marcegaglia. Entweder gelinge es der Rechten oder der Linken, eine regierungsfähige Mehrheit zu erringen. Falls dies nicht der Fall sei, könnte Präsident Sergio Mattarella Neuwahlen ausberufen. «Ich glaube aber eher, dass er auf eine Koalition zwischen linken und rechten Parteien hinwirken würde.» Als unwahrscheinlich taxiert sie, dass das Movimento Cinque Stelle eine Regierungsbildung anführen würde: «Luigi Di Maio [der Chef von Cinque Stelle] ist ein Rätsel, niemand weiss, was er will.» Wahrscheinlich ergebe sich am Schluss, wie gehabt, eine Regierung, welche mit eher subtilen Reformen versuchen werde, die unstrittigen Probleme des Landes anzugehen, vor allem in der öf-

fentlichen Verwaltung und in der Bildung. «Jetzt im Wahlkampf ist es normal, dass alle alles versprechen.» Die Steuern seien zwar hoch, aber angesichts der hohen Staatsschulden hält sie Steuersenkungen, wie sie Berlusconi in Aussicht stellt, für wenig realistisch: «Europa und die Märkte würden das wohl nicht akzeptieren.»

#### Ein Funken Schadenfreude

In Davos will die inoffizielle Botschafterin der italienischen Wirtschaft verhaltene Zuversicht

---

**«In dieser ganzen internationalen Situation gelingt es Berlusconi, sich als moderat darzustellen.»**

---

verbreiten. Sie bedauere zwar, dass in ihrem Land kein Reformator vom Kaliber eines Emmanuel Macron auf dem Radar sei. «Aber wenigstens werden wir wohl keine verrückte Regierung bekommen, welche Italien und Europa wirklich schadet.» Die Ansprüche an die italienische Politik sind bescheiden geworden: ein paar Reformen hier und dort, und ja nichts kaputtmachen. Noch vor zwei Jahren hatte man ernste Besorgnis, dass Italien den Euro verlassen könnte. Doch die damaligen Eu-

ro-Kritiker, Silvio Berlusconi und sogar das Movimento Cinque Stelle, haben in der Zwischenzeit ihren Ton gemässigt.

Überhaupt das erstaunliche Comeback von Silvio Berlusconi. Man könne ihn lieben, oder man könne ihn hassen, «aber für Italien war er in den letzten 25 Jahren eine wichtige Figur». Seine neue Stärke verdanke er der Niederlage Matteo Renzis beim Referendum über die Verfassungsreform im Dezember 2016, das mit Renzis Rücktritt als Premierminister endete.

Beim Blick auf die internationale Landschaft blitzt ein Funken Schadenfreude auf: Früher galt das Italien des Silvio Berlusconi als das *enfant terrible* der geopolitischen Bühne. Doch mit der populistischen Welle in vielen Ländern sehe Berlusconi plötzlich vergleichsweise harmlos aus. «In dieser ganzen internationalen Situation gelingt es ihm, sich als moderat darzustellen.» Sogar Bill Emmott, der frühere Chefredaktor des *Economist*, der auf dem Cover des Magazins legendäre Salven gegen Berlusconi abfeuerte («unfähig, Italien zu führen»), hat ihn kürzlich öffentlich gelobt. Marcegaglia sagt, Berlusconi habe Italien keinen ernsthaften Schaden zugefügt. «Was man ihm aber wirklich vorwerfen kann, ist, dass er Italien nicht reformiert hat, als er die Mehrheit dazu hatte.» ○

# Optimismus mit Fragezeichen

Was erwarten die führenden Wirtschaftswissenschaftler der Schweiz vom Wirtschaftsjahr 2018? Und was denken sie über das World Economic Forum?

Von Florian Schwab

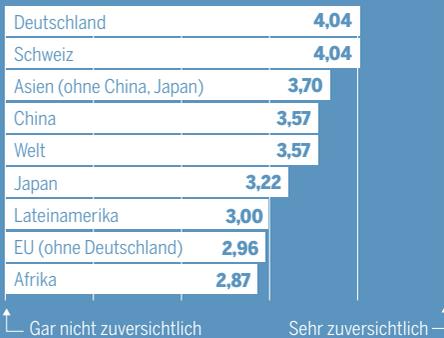
In der Schweiz gibt es rund fünfzig Wirtschaftswissenschaftler, die den Ton in der öffentlichen Debatte angeben. Meistens äussern sie sich in wissenschaftlichen Publikationen oder in Meinungsbeiträgen. Das Ökonomen-Panel der *Weltwoche* ist ein Versuch, das Meinungsspektrum in der Ökonomenzunft des Landes abzubilden. Die 24 nebenstehend aufgeführten Ökonomen ha-

ben einen Fragebogen zu aktuellen Fragen ausgefüllt. Die Ergebnisse sind in der untenstehenden Grafik dargestellt (wo die Anzahl Teilnehmer zusammen weniger als 24 ergibt, haben einzelne von ihnen eine Frage unbeantwortet gelassen).

Die Teilnehmer des Panels sind für alle Wirtschaftsregionen mehrheitlich zuversichtlich, insbesondere für Deutschland und die Schweiz

(je 4,04 von 5 Punkten). Für die Weltwirtschaft erwarten sie ein Wachstum von 3,52 Prozent, für die Schweizer Wirtschaft eines von 2,06 Prozent. Allerdings sind die Umfrageteilnehmer mehrheitlich davon überzeugt, dass die Folgen der grossen Finanzkrise (ab 2007) noch nicht ausgestanden sind, sich die Wirtschaft also immer noch nicht in normalem Fahrwasser befindet.

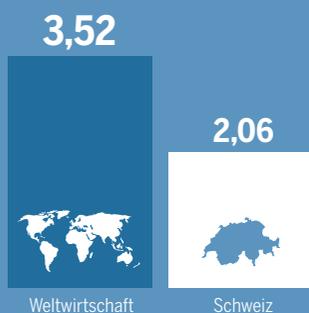
## Wie zuversichtlich sind Sie für das Wachstum in folgenden Regionen im Jahr 2018?



## Ist das Ausnahmeregime der letzten Finanz- und Schuldenkrise beendet, und kommt die Weltwirtschaft wieder in normale Fahrwasser?

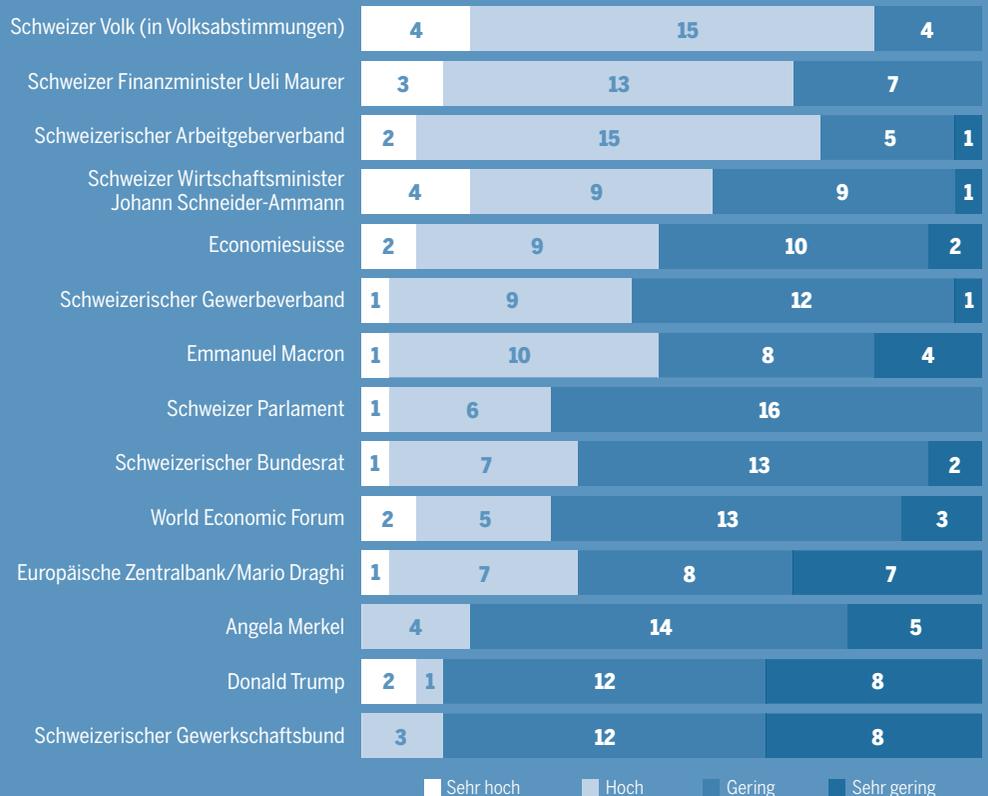


## Mit welchem BIP-Wachstum (in Prozent) rechnen Sie für die Weltwirtschaft und die Schweiz im Jahr 2018?



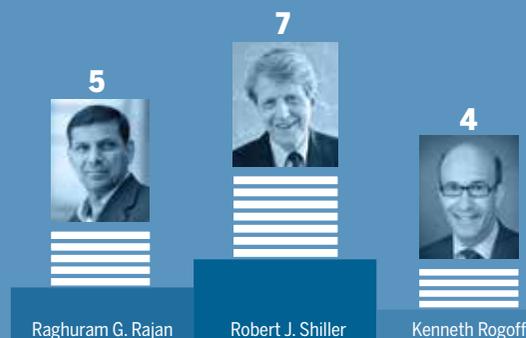
## Wie hoch ist Ihr Vertrauen in die folgenden wirtschaftspolitischen Akteure?

Anzahl Nennungen



## Von welchem der folgenden Ökonomen, die am WEF teilnehmen, halten Sie am meisten?

Anzahl Nennungen



## «Creating a Shared Future in a Fractured World» – so lautet das Motto des WEF-Jahrestreffens 2018. Ist dieses Motto gut gewählt?





Beim Vertrauen in wirtschaftspolitische Akteure fällt auf, dass das Schweizer Volk in Abstimmungen bei den Ökonomen den besten Ruf hat, während namentlich das geringe Vertrauen in die Europäische Zentralbank und in die deutsche

Bundeskanzlerin erstaunt. Auf das WEF in Davos blicken die befragten Ökonomen mit gemischten Gefühlen. Zwar finden es die meisten Teilnehmer gut oder sehr gut, dass das WEF in der Schweiz stattfindet. Sie stellen aber gleichzeitig einen Mangel an Substanz und einen Verlust an marktwirtschaftlichem Kampfgeist fest. ○

### Finden Sie es richtig, dass das WEF versucht, unter den Wirtschaftsführern gemeinsame Ziele und Werte zu fördern?

Anzahl Nennungen



### Welchen der folgenden Aussagen stimmen Sie zu?

Anzahl Nennungen

Klaus Schwab hätte den Titel «Schweizer des Jahres» verdient



Steve Bannon hat recht mit seiner Kritik an der «Party of Davos»



Das WEF bereichert die ökonomische Debatte



Das WEF bereichert die politische Debatte



Dem WEF fehlt es heute an Substanz



Das WEF hat seinen marktwirtschaftlichen Kampfgeist verloren



Es ist gut, dass das WEF in der Schweiz ausgetragen wird



■ Stimme gar nicht zu ■ Stimme nicht zu ■ Eventuell ■ Stimme stark zu ■ Stimme sehr stark zu

### Das Experten-Panel 2018



**Kurt Schiltknecht**,  
ehem. Chefökonom  
Schweizerische  
Nationalbank



**Reto Föllmi**,  
Professor für  
Volkswirtschaftslehre,  
Universität St. Gallen



**Henrique Schneider**,  
stv. Direktor  
Schweizerischer  
Gewerbeverband



**Martin Janssen**,  
emer. Professor für  
Bankwirtschaft,  
Universität Zürich



**Konrad Hummler**,  
Inhaber M1 AG



**Peter Moser**,  
Professor für  
Volkswirtschaftslehre,  
HTW Chur



**Anastassios  
Frangulidis**, Chef-  
strategie Pictet Asset  
Management, Zürich



**Hans Rentsch**,  
freischaffender  
Ökonom



**Rudolf Minsch**,  
Chefökonom  
Economiesuisse



**Christoph A.  
Schaltegger**, Professor  
für Politische Ökonomie,  
Universität Luzern



**Marc Brüttsch**,  
Chefökonom  
Swiss Life



**Bernd Schips**, emer.  
Professor für  
Volkswirtschaftslehre,  
ETH Zürich



**Daniel Lampart**,  
Chefökonom  
Schweizerischer  
Gewerkschaftsbund SGB



**Thorsten Polleit**,  
Chefökonom Degussa



**Gerhard Schwarz**,  
Ökonom und Publizist



**Patrik Schellenbauer**,  
Chefökonom  
Avenir Suisse



**Oliver Adler**,  
Chefökonom  
Credit Suisse  
(Schweiz) AG



**Daniel Kalt**,  
Chefökonom Schweiz,  
UBS



**Marco Salvi**,  
Senior Fellow  
Avenir Suisse



**Martin Neff**,  
Chefökonom  
Raiffeisen-Gruppe



**Franz Jaeger**, emer.  
Professor für  
Volkswirtschaftslehre,  
Universität St. Gallen



**Janwillem Acket**,  
Chefökonom  
Julius Bär



**Boris Zürcher**,  
Leiter Direktion für  
Arbeit, Staatssekretariat für Wirtschaft



**Heinz Zimmermann**,  
Professor für  
Finanzmarkttheorie,  
Universität Basel

# «Macron bleibt mindestens zehn Jahre»

Er ist eine der faszinierendsten Figuren auf der europäischen Bildfläche: Nachdem der französische Präsident die etablierten Parteien an den Rand gedrängt hat, macht er sich an den Ausbau der Europäischen Union. Mit guten Chancen, sagt Oxford-Politologe Sudhir Hazareesingh. *Von Florian Schwab und Muir Vidler (Bild)*

Wenn jemand die Franzosen versteht, dann ist es Sudhir Hazareesingh. Der Politikwissenschaftler, der an der Universität Oxford lehrt, hat vor zwei Jahren ein weitum beachtetes Buch mit dem Titel «How the French Think» publiziert – Wie die Franzosen denken. Die Studie beginnt bei Descartes, dessen streng rationale Denkweise sich in die französische Volksseele richtiggehend eingegraben hat. Sodann zeigt Hazareesingh auf, wie sich das politische Denken zur Rechten und zur Linken in Frankreich bis in die Gegenwart entwickelt hat.

Aufgewachsen in einer ehemaligen französischen Kolonie – der Insel Mauritius –, entdeckte Hazareesingh seine Liebe zur französischen Philosophie zunächst in der ideologischen Strenge ihrer stalinistischen Denker des 20. Jahrhunderts. Das angesprochene Buch ist eine Liebeserklärung an ein Volk, in dessen Cafés über Politik gestritten wird und das selbst stets der Überzeugung war, dass es das Schicksal seines Landes sei, die Gestaltung der ganzen Welt zu beeinflussen.

Doch «How the French Think» – 2015 publiziert – ortet den globalen Einfluss der französischen Denker über die letzten Jahrzehnte im Sinkflug. Trotzdem ist der Autor sicher, dass die Franzosen «das intellektuellste aller Völker» bleiben und auch in Zukunft «elegante und hochentwickelte Abstraktionen über das Wesen des Menschen» hervorbringen werden.

**Professor Hazareesingh, «elegante Abstraktionen über das Wesen des Menschen» ... Letzte Woche haben über hundert französische Frauen, darunter Catherine Deneuve, einen Protest gegen die Übertreibungen in der Sexismusdebatte veröffentlicht.**

Feministisches Denken hat in Frankreich eine sehr lange Tradition. Es ist eine Diskussion über die Stellung der Frauen in einer männerdominierten Gesellschaft. Die Botschaft dieses Protestes ist, dass Frauen stark genug sein können, um auf sich selber aufzupassen, und es dafür nicht notwendigerweise einen starren, fast legalistischen Rahmen braucht. Die protestierenden Frauen sehen sich ja als Feministinnen, einfach auf eine etwas andere Art.

Dazu kommt ein zweiter Aspekt, der wirklich besonders charakteristisch ist für französisches Denken.

**Welcher?**

Ein Instinkt zur Rebellion, wenn das Gefühl entsteht, dass das gesellschaftliche Denken zu konventionell geworden ist. Wenn bei einem Thema nur noch eine Herangehensweise Zustimmung findet und eine dominante Ideologie entsteht, die allgemein akzeptiert ist – sei es beim Feminismus oder bei sonst einem Thema –, dann gibt es fast unausweichlich eine Gruppe in Frankreich, die aus der Orthodoxie

ausbrechen will. Manchmal kommt das von links, manchmal von rechts und manchmal – wie wir bei Präsident Macron sehen – sogar aus der Mitte.

**Ist der Super-Europäer Macron die Antithese zur etwas resignativen Schlussfolgerung in Ihrem Buch, laut der nationalistisches Denken auf dem Vormarsch sei?**

Irgendwie bedaure ich, dass ich das Buch vor drei Jahren fertiggestellt habe. So konnte ich nur vermuten, was in der Zwischen-

---

**«Wie immer bei Frankreich ist es eine Kombination von Idealismus und Eigennutz.»**

---

zeit als Reaktion auf diese nationalistische Strömung tatsächlich geschehen ist: Die Franzosen haben in der ihnen eigenen intellektuellen Tradition Mittel und Wege gefunden, um eine kritische Antwort auf die ethnisch-nationalistische Strömung zu entwickeln. In mancherlei Hinsicht, wenn auch nicht in jeder, steht Macron für diese Antwort.

**Inwiefern?**

In dem Sinne, dass er sehr intellektuell ist – vermutlich einer der intellektuellsten Präsidenten, die Frankreich je hatte. Und die Franzosen hatten ja etliche intellektuelle Präsidenten in der Fünften Republik (seit 1958).

**Vom Intellekt Sarkozys und Hollandes halten Sie nicht so viel. Ist Macron der intellektuellste Präsident seit Mitterrand?**

Ich sehe grosse Ähnlichkeit mit Mitterrand. Wie dieser wuchs Macron in einer Welt der Künste, der Geisteswissenschaften und der Philosophie auf. In einem anderen

Leben könnte man sich ihn als Schriftsteller vorstellen. Er ist jemand, der in sehr abstrakten Kategorien denkt, was ja sehr charakteristisch für die französische Tradition ist: Man beginnt beim grossen Ganzen und kommt von dort zu den Details. In Grossbritannien ist es genau umgekehrt. Da wird ein bestimmtes politisches Problem analysiert und daraus das Gesamtbild aufgebaut.

**Worin äussert sich die typisch französische Denkweise bei Macron?**

Zum Beispiel in der Arbeitsmarktreform. Macron ist davon überzeugt, dass es hier ein übergeordnetes Problem gibt, das man nur mit einem grossen, allgemeinen Plan angehen kann. Spezifische Reformschritte, zumal bedeutende, lassen sich nur als Bestandteil dieses übergeordneten Plans realisieren. Die eigentliche Quintessenz dieses Denkens ist Macrons europäische Philosophie. All seine Vorstellungen über das Wesen Frankreichs und seine Wünsche und Pläne haben zur fundamentalen Voraussetzung, dass Frankreich ein europäisches Land ist. Das ist in sein Denken hineinverwoben und untermauert alles, was er politisch versucht. Egal, ob Innenpolitik oder Aussenpolitik.

**Ist Macrons Agenda für die EU ein Ausdruck des alten Wunsches, die weltweite Politik nach französischen Vorstellungen zu gestalten? Oder hören seine Ambitionen in Brüssel auf?**

Wie immer bei Frankreich ist es eine Kombination von Idealismus und Eigennutz. Macrons globale Politik ist eigennützig in dem Sinne, dass er klug ist und das internationale Führungsdefizit erkannt hat: Grossbritannien mit dem furchtbaren Zustand der Regierung May; die USA aus offensichtlichen Gründen; Deutschland mit den Problemen, die Frau Merkel seit den Wahlen hat ... Da rutscht Frankreich plötzlich und fast natürlich in die Rolle des Einzigen hinein, der die Führung übernehmen kann.

**Und was ist die idealistische Komponente?**

Macron hat verstanden, dass Frankreich keine Zukunft hat, wenn es dem Erstarken des ethnischen Nationalismus tatenlos zusieht, wie er sich ja sogar bei den deutschen Wahlen gezeigt hat. In vielen europäischen Ländern sind heute Parteien der extremen Rechten tonangebend, teilweise sogar innerhalb der Regierung. Will Europa dem etwas entgegen-





«Übergeordneter Plan»: Professor Hazareesingh.

setzen, muss es mit etwas Positivem aufwarten, das eine Antwort gibt auf die teilweise sehr realen Probleme des europäischen Projekts. Mittelfristig sieht Macron seine Rolle darin, diese positive intellektuelle Agenda für Europa zu definieren, mit der sich die Leute identifizieren können.

**Das Phänomen Macron entstand ziemlich aus dem Nichts.**

Dabei hat er ja die Kaderschmiede der französischen Elite durchlaufen, die Ecole nationale d'administration. In dem Sinne ist es etwas paradox, dass er sich als revolutionäre Figur darstellt. Sein Manifest trug ja den Titel «Révolution».

**Und betreffend Philosophie, wo kommt er her?**

Ich sehe ihn zwei philosophischen Traditionen Frankreichs verbunden. Die erste ist die saint-simonsche Denkweise, die sich im 19. Jahrhundert entwickelte. Deren Vertreter dachten, dass sich Politik auf die Lösung technischer Fragen reduzieren lässt, ganz ohne Ideologie. Man muss die Politik – in Saint-Simons eigenen Worten – in eine «Administration der Dinge» verwandeln. Der liegt eine Überzeugung zugrunde, welche Macron vermutlich teilt:

dass die Leute ein gemeinsames Interesse haben, also das pure Gegenteil vom hobbeschen «Krieg aller gegen alle». Ich verorte Macron zudem – und das sieht gewiss mancher anders – in einer Tradition des reformorientierten, linksprogressiven Denkens. Wenn man schaut, wen er in «Révolution» zitiert, Pierre Mendès France, Michel Rocard et cetera, dann sind das Minderheitenfiguren innerhalb der französischen Linken, wo die Mehrheit zentralistisch und kommunistisch orientiert ist. Macron steht dieser Tradition eher skeptisch gegenüber. Aber er glaubt schon an die Rolle des Staates beim Ausgleich natürlicher Ungerechtigkeiten und von Ungleichheit. Und letzten Endes ist er natürlich ein Technokrat.

**Sie beschreiben in Ihrem Buch den Widerspruch, dass die Franzosen sehr rational sind, aber auch ein bisschen abergläubisch. Viele Präsidenten liessen sich von Hellsehern oder Astrologen beraten. Macron auch?**

Ich habe keine direkten Beweise dafür, dass Macron okkulten Überzeugungen anhängt. Aber ein wichtiger Bestandteil des französischen Okkultismus ist der Glaube an die Bedeutung von Symbolen. In dieser Beziehung ist Macron ein reinstes Produkt der französi-

schen Tradition. Bei seiner Siegesfeier im Louvre waren die Kameras so ausgerichtet, dass die Pyramide genau über seinem Kopf erschien – wie esoterisch das ist! –, und man sieht es auch auf seinem offiziellen Foto: die Uhr, das Fenster, welches sich zum Himmel öffnet, und so weiter.

**Sie erwähnten, dass Macron mit einer eher sozialdemokratischen Agenda gewählt wurde. Bei den Wirtschaftsführern am WEF ist er gleichwohl sehr populär.**

Es ist zwar paradox, aber hier kommt eben die Politik ins Spiel. Macron ist als Politiker sehr talentiert. Als Zentrist hat er die Wahlen links gewonnen. Er hat die Sozialisten vernichtend geschlagen. Mit der Linken in der Hand, hat er danach begonnen, sein Zerstörungswerk auf der Rechten zu wiederholen. Nicht nur die Wähler auf der Rechten waren ja anfangs Macron gegenüber eher skeptisch, sondern auch die wirtschaftlichen Eliten. Sieht man sich seine Politik an, dann schafft er im Wesentlichen ein offeneres Wirtschaftssystem. Also: Macron hat in zwei Etappen das politische Establishment eingebnet.

**Die Frage ist: Werden die Franzosen und die anderen Länder ihm und seinen Plänen für Europa folgen?**

Was die französische Bevölkerung betrifft, so sieht er, dass es in Frankreich eine proeuropäische Mehrheit gibt. Schauen Sie die Präsidentschaftskampagne an: Die wichtigsten Mitte-rechts- und Mitte-links-Kandidaten, einschliesslich Macron selber, waren sich bei europäischen Themen weitgehend einig. Fillon als schönes Beispiel war ja noch mehr freihändlerisch-europäisch orientiert als Macron. Und die französischen Sozialisten gehörten stets zu den proeuropäischsten Kräften des Kontinents.

#### Und die anderen Länder?

Die grössere Aufgabe wird es tatsächlich sein, Deutschland auf Macrons Seite zu ziehen. Er will ja eine viel weiter gehende europäische Integration und eine EU, die als wirtschaftlicher Akteur deutlich aktiver ist. Und das heisst: Geld ausgeben. In dem Punkt standen bislang Deutschland, die Niederlande und Grossbritannien auf der Bremse. Jetzt ist Britannien weg, und es besteht eine Chance, diese Agenda voranzubringen. Es könnte sich für Macron als Glücksfall erweisen, dass die Sozialdemokraten wieder in die deutsche Regierung einziehen. Sie stehen in ihrem Denken Macron näher als Angela Merkel.

#### Bei der Präsidentschaftswahl haben in Frankreich fast 40 Prozent der Wähler für europakritische Parteien gestimmt.

Ich kann nachvollziehen, wie man auf diese Zahl kommt. Aber die Europakritik des Chefs des Parti de gauche, Jean-Luc Mélenchon, bewegt sich auf einer anderen Ebene als jene des Front national. Er ist ein Internationalist alter Schule mit einer antieuropäischen Rhetorik. Das Europa, das er ablehnt, ist das institutionelle Europa. Er glaubt, dass ein anderes Europa möglich ist. Auf eine gewisse Art ist das ja sein Problem, dass er die traditionelle Arbeiterklasse nicht für sich gewinnen kann. Die sympathisiert heute grösstenteils mit Marine Le Pen.

#### Wenn die Briten die EU verlassen, wechseln die Franzosen vielleicht ins Lager der Nettozahler. Wird das keine Probleme geben?

Vor fünf Jahren hätte ich geradeheraus gesagt, dass die Franzosen sich nicht um Steuern scheren. Heute wäre ich da vorsichtiger. Ein wichtiger Grund für das Scheitern der Präsidentschaft Hollandes war der weitverbreitete Eindruck, dass die Steuern zu hoch sind. Macron selber würde vermutlich sagen: «Wenn die Wirtschaft wächst, steigen auch die Steuereinnahmen.» Im Grunde genommen ist das die Wette, die er eingegangen ist – zusammen mit der Senkung der Arbeitslosigkeit; Letztere war ja der zweite Aspekt, der Hollande das Genick gebrochen hat.



«Geld ausgeben»: Präsident Macron.

#### Und Macron wird mehr Glück haben?

Nun, es spricht für ihn, dass er die politische Landschaft Mitte-links und Mitte-rechts eingeebnet hat. Er hat eine gespaltene Opposition erschaffen, deren

#### «Die Sozialistische Partei ist heute in einem fast noch schlechteren Zustand als nach den Wahlen.»

wichtigste Elemente sich an den Extremen bewegen. Mélenchon und Le Pen sind keine ernsthaften Gegner. Wenn es in vier Jahren wieder Wahlen gibt, dann wird er beide mit Leichtigkeit schlagen. Er wird uns also vermutlich mindestens ein Jahrzehnt begleiten.

#### Ein Comeback der Sozialisten sehen Sie nicht?

Vorerst nicht. Die Sozialistische Partei ist heute in einem fast noch schlechteren Zustand als nach den Wahlen. Aber auch hier gibt es Zyklen. Ende der 1990er Jahre ist sie schon einmal fast kollabiert, hat sich dann aber wieder erholt. Wie immer in Frankreich zentriert sich alles um eine starke Person. Irgendwann in den 2020er Jahren wird jemand bei den Sozialisten durch die Ränge marschieren. Ich bin sicher, dass es dann ein Comeback geben wird.

#### Warum sind Sie so sicher?

Weil sie auf der kommunalen Ebene immer noch gut verankert sind. Das ist ihre Rückfallposition, von der aus die richtige Person sie wieder aufbauen kann.

#### Seit der Französischen Revolution war Frankreich in links und rechts geteilt. Macron will das jetzt überwinden.

Irgendwann werden sowohl die Linke als auch die Rechte wieder aufstehen. Das ist einfach der natürliche Lauf der Dinge.

#### Nur in Frankreich oder allgemein?

Eigentlich in allen industrialisierten Ländern. Die Etiketten unterscheiden sich von Land zu Land ein bisschen. In den USA hat das Revival der Rechten unter Trump zu einem Revival der Linken geführt. Hier in Grossbritannien ist die Linke unter Jeremyn Corbyn wiedererwacht. Links und rechts: Das ist nicht tot. Die Ambition von Macron ist, es Charles de Gaulle gleichzutun...

#### ...der die alten monarchistischen und reaktionären Positionen des französischen Konservatismus aufgegeben und sich zur Linken geöffnet hat...

De Gaulle wollte immer mindestens zwei Drittel der Franzosen hinter sich haben. Dafür durfte er die Konservativen zwar nicht verlieren, musste aber auch für andere Gruppen wählbar sein. Eine so gestrickte Koalition hat auch Macron in den Elysée-Palast getragen, und er wird versuchen, sie zehn Jahre lang zusammenzuhalten. Ich denke, dass das möglich ist. De Gaulle hat es auch geschafft. Die 1960er waren ein Jahrzehnt wunderbaren Wachstums und politischer Reformen. Die Parallelen von damals zu heute sind recht interessant. Damals waren die USA sehr unbeliebt wegen des Vietnamkrieges, und Grossbritannien war noch nicht in der EU, also noch nicht auf der Bildfläche. Was es Frankreich erlaubte, wieder zur Grossmacht aufzusteigen. Das ist es, was Macron als historisches Modell vorschwebt.

#### Jacques Chirac verstand sich als Erbe de Gaulles.

In seiner Denkweise war Chirac vorläufig der letzte Präsident in der Tradition de Gaulles. Aber er hat nie eine vergleichbare politische Dominanz erreicht.

#### Und Sarkozy?

Er hatte keine grossartigen eigenen Überzeugungen, aber er war ein urgewaltiges *animal politique* mit einem spektakulären Instinkt. Seine Präsidentschaft ist aber am Mangel an Überzeugungen und Ideen gescheitert. François Hollande war ihm darin gar nicht unähnlich. Das sind Leute mit politischen Etiketten – Chirac als Gaullist, Hollande als Sozialist –, aber ohne Inhalte. Darum dümpelten beide Präsidentschaften so vor sich hin.

#### Macron steht also für etwas Neues und Aufregendes?

Ja, mindestens seit Mitterrand ist er die inspirierendste Person im Elysée-Palast. Er hat eine klare Vision, nicht nur für Frankreich, sondern auch für die französische Position in Europa. Mit seinen zerstörerischen Fähigkeiten hat er die politischen Rivalen aus dem Weg geräumt. Ob im Guten oder im Schlechten, er wird die Franzosen eine ganze Weile begleiten. ○



## Finanzmärkte

# Im Rausch

Die Weltwirtschaft boomt. Aber die gegenwärtige Hochstimmung weckt Erinnerungen an die Dotcom- und die Immobilienblase. Unter der schönen Oberfläche türmen sich immer mehr Schulden auf, begünstigt durch die Notenbankpolitik des billigen Geldes.

Von Thorsten Polleit

Die Zeichen für die Weltwirtschaft stehen auf Aufschwung. Produktion und Beschäftigung steigen. Der Welthandel expandiert. Auf den Kreditmärkten macht sich Entspannung breit, und die Aktienkurse sind im Höhenrausch. Doch dieser Boom hat einen Pferdefuss: Die Zentralbanken haben ihn durch ihre extreme Niedrig- und Negativzinspolitik und zügellose Geldmengenausweitung in Gang gesetzt. Vor allem künstlich gedrückte Kreditkosten treiben das Verschuldungskarussell an. Selbst finanziell übermässig belastete Staaten und Banken können wieder fällige Schulden zu extrem niedrigen Zinsen erneuern und sich weiter verschulden. Für viele Menschen ist das Konsumieren auf Pump so günstig wie nie. Die niedrigen Zinsen senken auch die Kapitalkosten der Unternehmen ab. Das ermutigt zu risikoreichen Investitionen, die unter «normalen» Bedingungen nicht angegangen würden.

### Verschuldung steigt an

Doch damit nicht genug: Die Zentralbanken haben die Finanzmärkte in einen wahren Rausch versetzt, indem sie ihnen de facto versichert haben, eine erneute Konjunktur- oder eine systemgefährdende Finanzkrise mit allen verfügbaren Mitteln zu bekämpfen. Investoren sind daher auch wieder bereit, selbst Kreditnehmern mit vergleichsweise schlechter Finanzkraft Geld zu leihen. Das heisst nicht nur die Nachfrage nach Schuldpapieren an und senkt die Kapitalmarktrenditen zusätzlich, es befeuert auch die Risikofreude der Investoren und senkt die Risikoprämien. Das alles zusammengenommen, bläht die Kurse auf den Aktienmärkten auf, lässt die Bewertungen ansteigen. Das gleiche Phänomen spielt sich natürlich auch in vielen Immobilienmärkten ab.

Der gegenwärtige Boom steht und fällt mit niedrigen Zinsen. Steigen die Zinsen an, ist es mit ihm vorbei. Nun hat allerdings die US-Zentralbank (Fed) in der Vergangenheit schon häufig den Boom, den sie zuvor angezettelt hatte, in einen Abschwung («Bust») abkippen lassen. Beispielsweise machte sie Anfang des

21. Jahrhunderts mit ihren Zinserhöhungen zuerst dem New-Economy-Boom den Garaus.

Wirtschaft und Finanzmärkte kollabierten. Darauf verabreichte die Fed kräftige Zinssenkungen – setzte dadurch jedoch einen gewaltigen Kreditboom in Gang, der spätestens 2008 platzte und zur Weltwirtschafts- und Finanzkrise mutierte. Daraufhin wurden wieder die Zinsen gesenkt, doch diesmal konnten Staaten und das Banken- und Finanzsystem nur

noch durch das Anwerfen der elektronischen Notenpresse mühsam über Wasser gehalten werden. Wird es diesmal anders?

Die Boom-und-Bust-Zyklen kommen nicht von ungefähr. Sie haben eine Ursache: das System des ungedeckten Papiergelds. Ob US-Dollar, Euro, japanischer Yen, chinesischer Renminbi oder



schaffenem Geld. Wie auch immer, stets handelt es sich um Geldvermehrung «aus dem Nichts». Und wird die neue Geldmenge in die Wirtschaft eingespeist, kommt es typischerweise zunächst zu einer Belebung. Doch es handelt sich nur um eine Scheinblüte. Sie endet früher oder später in der Krise.

Eine heikle Begleiterscheinung ist, dass im Zuge der Boom-und-Bust-Zyklen die Verschuldung der Volkswirtschaften ansteigt: Die Schulden wachsen schneller als die Produktion, die Volkswirtschaften laufen in eine Verschuldungsfalle. Um dem Tag der Abrechnung zu entkommen, schleusen die Zentralbanken die Zinsen hinunter, setzen die Zinsen über die Konjunkturzyklen hinweg auf immer niedrigere Niveaus. Unter diesen Umständen gibt es für eine «Normalisierung» der Zinsen daher kaum Hoffnung. Zumal die Zentralbanken die Marktzinsen mehr oder weniger perfekt kontrollieren und ein Interesse daran haben, die Kreditkosten niedrig zu halten beziehungsweise sie bei zurückkehrenden Krisensymptomen wieder auf oder gar unter die Nulllinie zu senken.

### Zinstrend nach unten

Der langfristige Zinstrend zeigt also weiter nach unten – auch wenn einige Zentralbanken sich aufmachen und die Kurzfristzinsen ein wenig anheben sollten. Sollten die Geldpolitiker die Zinsen nicht zu stark anheben, könnte es ihnen durchaus gelingen, den gegenwärtigen Boom noch eine Weile in Gang zu halten. Doch die Ungleichgewichte, die Kapitalfehlungen und das Abschwellen der Verschuldungspyramide, die damit einhergehen, werden zunehmen und die Wahrscheinlichkeit eines Konjunktumschlags erhöhen. Für den Anleger gilt daher: Verlieren Sie nicht die Chancen, aber auch nicht die Risiken

aus den Augen, die der Boom bringt. Nach dem Motto: «Hope for the best, prepare for the worst» – Hoffe das Beste, aber bereite dich auf das Schlimmste vor.

Thorsten Polleit ist Chefvolkswirt Degussa und Berater des P&R Real Value Fonds.



Steigen die Zinsen, ist es mit dem Boom vorbei.

Schweizer Franken – sie alle sind ungedecktes Geld oder: Fiatgeld. Die Zentralbanken haben das Geldangebotsmonopol inne. Sie vermehren – in enger Kooperation mit privaten Geschäftsbanken – die Geldmenge üblicherweise durch Bankkreditvergabe: durch Kredite, denen keine echten Ersparnisse gegenüberstehen. Oder sie kaufen Schuldpapiere und bezahlen mit neuge-



*Was ist einheimisch, was fremd?* Schwarzer Schwan in der Steinacher Bucht bei Arbon am Bodensee.



## Ikone der Woche

# Helvetischer Schwanengesang

Von Herbert Cerutti

In den ersten Tagen des neuen Jahrs gerieten die Vogelfreunde am Bodensee in helle Aufregung. In der Steinacher Bucht bei Arbon war ein schwarzer Schwan aufgetaucht. Der Schwarzschan, auch Trauerschwan genannt, ist in Schweizer Gewässern ein seltener Gast. Aus Australien stammend, kam der Vogel mit seinem rabenschwarzen Gefieder und dem leuchtendroten Schnabel in neuerer Zeit auch als Attraktion in europäische Volieren. Aber bald schon wurden Tiere entweder ausgesetzt oder es sind welche aus ihren Refugien ausgebüxt. So gibt es jetzt in Holland, Frankreich und Deutschland Dutzende solcher «Gefangenschaftsflüchtlinge», die jetzt in der freien europäischen Wildbahn brüten und sich fortpflanzen. Woher nun der Arboner Schwarzschan eingeflogen ist, weiss selbst Roman Kistler, Amtsleiter des Thurgauer Amtes für Jagd- und Fischereiverwaltung, nicht. Er habe auch erst durch die Lokalpresse vom Ankömmling erfahren. Und zurzeit sei der Fremdling verschwunden. Falls man ihn aber wiederfinde, werde man den Exoten (sofern möglich) einfangen oder abschiessen.

Denn die Anwesenheit eines solchen Kerls im Schweizer Wasser und Luftraum ist unerhört. Die Eidgenössische Jagdverordnung sagt klipp und klar: Tiere, die nicht zur einheimischen Artenvielfalt gehören, dürfen nicht ausgesetzt werden. Und falls Kantone die Einfuhr solcher Exoten für Zuchtbetriebe bewilligen, muss streng darauf geachtet werden, dass die Tiere nicht in die freie Wildbahn gelangen.

### Ausflüge bis zum Genfersee

Der *lonely boy* (oder das *girl*) auf dem Bodensee dürfte wohl kaum zum Problem werden. Da ging die Schwarzschanenpost vor zehn Jahren am Thunersee ganz anders ab. Vor dreissig Jahren bekam der Vogelzüchter Markus Krebser aus Hünibach vom Zürcher Zoo drei Schwarzschwäne geschenkt. Erst hielt er die Tiere brav in seinen Gehegen. Schliesslich erlaubte er den hübschen Tieren den Ausgang auf dem Thunersee. Mittlerweile auf ein Dutzend angewachsen, wurden die schwarzen Viecher mit dem elegant langen Hals zu lokalen Publikumslieblingen. Und die Vögel unternahmen bereits Ausflüge bis zum Genfer- und zum Neuenburgersee. Solch «wüstes» Treiben blieb den Behörden nicht verborgen. 2008 erliess das Berner Jagdinspektorat eine Verfügung, die Thuner Zucht sei einer stren-

gen Geburtenkontrolle, etwa durch Anstechen der Eier, zu unterziehen.

Der Behördenritt gegen die prächtigen Vögel geriet den Thuner «Freunden des Schwarzen Schwans» in den falschen Hals. Mit gegen 6000 Unterschriften baten sie die lokalen Behörden, sich für ihre Lieblinge

### Der vertraute weisse Höckerschwan ist ebenfalls als exotischer Ziervogel nach Mitteleuropa gekommen.

einzusetzen. Vergeblich. 2009 verlangten die kantonalen Behörden, der Züchter habe den Schwarzschwänen den Wandertrieb durch Stutzen der Flügel auszutreiben. Und maximal zehn Tiere dürften sich nur noch in einem streng definierten Teil des Thuner Seebeckens aufhalten – unter Androhung der Todesstrafe (für die Vögel). Da die Schwarzschwäne aber keine Karten lesen können und Markus Krebser das amtliche Sperrfeuer satthatte, löste er die Zucht 2009 schliesslich auf.

### «Rassendiskriminierung»

Da bleibt doch die Frage, was ist einheimisch und was fremd. Der uns vertraute weisse Höckerschwan ist vor Jahrhunderten ebenfalls als exotischer Zier- und Parkvogel nach Mitteleuropa gekommen und erst im 20. Jahrhundert in grösserer Zahl auch in der Schweiz heimisch geworden. Das von Naturschutzkreisen geäusserte Argument, der Schwarzschan bedrohe durch seine Anwesenheit den Höckerschwan, ist wissenschaftlich eine Mär. Denn die wenig aggressiven Vögel sind weder betreffend Futter und Nistplätzen ernsthafte Konkurrenten, noch können sie, aus genetischen Gründen, mit dem Höckerschwan Mischlinge zeugen. Auch hat man etwa in München und in Paris mit den dort freilebenden Schwarzschwänen keine negativen Erfahrungen gemacht.

Eine Vogelfreundin hatte sich beim Thunerseedisput dahingehend geäussert, dass die Hatz gegen den Schwarzschan nichts weniger als «Rassendiskriminierung» sei. Wie immer man sich für oder gegen das Auftauchen exotischer Tierarten stellen mag, fremd oder einheimisch ist und bleibt eine zeitabhängige Geschichte. Über kurz oder lang werden die Hüter der Schweizer Faunen mit weiteren «schwarzen Schwänen» konfrontiert werden.

# «Dieses Jahr wird die Europäische Republik ausgerufen»

Schriftsteller Robert Menasse gehört zu den grössten Verfechtern der europäischen Einigung. Der Schweiz empfiehlt er trotzdem, mit einem EU-Beitritt zuzuwarten. Begegnung mit einem leidenschaftlichen Debattierer, der den Nationalstaat für überholt hält. *Von Rico Bandle*

Manchmal, da hebt Robert Menasse eine Augenbraue, und die Stimme des sonst eher leisen Autors wird lauter: «Alles, was wir heute «europäische Krise» nennen, ist eine Folge der Blockaden von Gemeinschaftslösungen durch die Nationalstaaten!» Nicht die Europäische Union, nicht der Euro, nicht der Einigungsprozess seien das Problem, sondern allein der nationale Egoismus der einzelnen Länder, die die europäische Idee hintertrieben.

Robert Menasse erhielt letztes Jahr für seinen Europa-Roman «Die Hauptstadt» den Deutschen Buchpreis. Zuvor schon hatte er Aufmerksamkeit erregt mit einem Buch über seine Erlebnisse in Brüssel, wo er ein Jahr lang gelebt hat. «Der europäische Landbote» hiess der Essay, in dem Menasse allen Vorurteilen entgegnet: Er beschrieb die EU-Verwaltung als effiziente und schlanke Organisation, die sehr gut funktionierte, würden die Nationen sie in ihrer Arbeit nicht ständig behindern.

Dass der österreichische Autor für «Die Hauptstadt» eine der wichtigsten Auszeichnungen der deutschsprachigen Literatur erhalten hat, hängt wohl zu einem Teil mit seinem Engagement für das europäische Gemeinschaftsprojekt zusammen. Aber nicht nur. In dem fulminanten Epochenroman erzählt Menasse die Lebensgeschichte mehrerer Europäer, die in Brüssel über verschlungene Wege zusammenkommen. Im Zentrum steht die Planung einer Feier zum 50-Jahr-Jubiläum der Europäischen Kommission, mit der die Beamten das schlechte Image der Behörde aufpolieren wollen. Auschwitz und KZ-Überlebende sollen dabei im Fokus stehen, denn «Nie wieder Auschwitz» bildet den Ursprung der europäischen Idee.

Das Projekt wird allerdings von den verschiedenen Ländern mehr oder weniger offen hintertrieben. Es scheitert kläglich. Das Jubiläum steht für die gesamte europäische Idee: gut gemeint, aber fern der politischen Durchsetzbarkeit.

## Die Nation ist böse

Im Gespräch im Restaurant des Zürcher Kunsthauses zeigt sich: Mit Menasse lässt sich hervorragend diskutieren. Er trinkt schon vor dem Mittagessen zwei Gläser Prosecco, die ihn offenbar befeuern. Er lässt sich auf alle Fragen ein, scheint sich auf kritische Einwände zu freuen. Mal antwortet er vehement («Sie sollten sich etwas mehr mit Geschichte beschäfti-

gen!»), mal schmeichelt er dem Gegenüber («Ich sehe, Sie sind ein echter Europäer!»), jederzeit argumentiert er aber mit grosser Hingabe.

Der Nationalstaat ist für Menasse etwas historisch Überholtes, etwas Böses, das es zu überwinden gilt. «Im Kern war die Bildung von Nationen immer aggressiv: Eroberung von Territorium, blutige Einigung, Herstellung einer Wir-Gruppe durch Konstruktion von Feindbildern.» Ist seine Sicht nicht durch die eigene Geschichte getrübt? Dass Deutsche und Österreicher mit ihrer Nazivergangenheit den Nationalstaat negativ sehen, dass sie sich

## «Wer ist überhaupt «das Volk»? Was für ein abgehalfterter Begriff!»

mit Europa ein neues Gebilde zur Identifikation wünschen, ist nachvollziehbar. Weshalb aber sollen Briten oder Schweizer dies auch so sehen? Menasse entgegnet blitzschnell: «Am Beispiel von England die Nation als Garanten von Rechtsstaatlichkeit und Demokratie zu sehen, ist schon sehr geschichtsblind.» Er verweist auf den Imperialismus und Kolonialismus, die Unterwerfung und Ausbeutung grosser Weltteile. «Die Verbrechen, welche die Briten und andere Nationen in weiten Teilen der Welt angerichtet haben, kommen nun zurück in Form von Flüchtlingsströmen.»

## «Tiroler sind keine Bayern»

Den Einwand, es werde doch nichts besser, wenn man die Nationen durch einen riesigen europäischen Nationalstaat ersetze, lässt Menasse nicht gelten. «Niemand, der sich für die europäische Einigung engagiert und sich mit dieser Frage beschäftigt, hat Interesse daran, dass es zu einer Supernation kommt, die womöglich zentralistisch von Brüssel aus regulierend in das Leben der Bürgerinnen und Bürger eingreift.» Es gehe bei der europäischen Idee nicht um einen neuen Nationalstaat, sondern um eine Form von Staatlichkeit, um eine Republik, die gleiche Rahmenbedingungen für alle europäischen Bürgerinnen und Bürger herstelle.

Menasses Argumente kommen oft druckreif daher. Man merkt, dass er schon unzählige Male über das Thema gesprochen hat. Identitätsstiftend seien die Regionen, nicht die Nationalstaaten. «Südtirol ist nicht darum er-

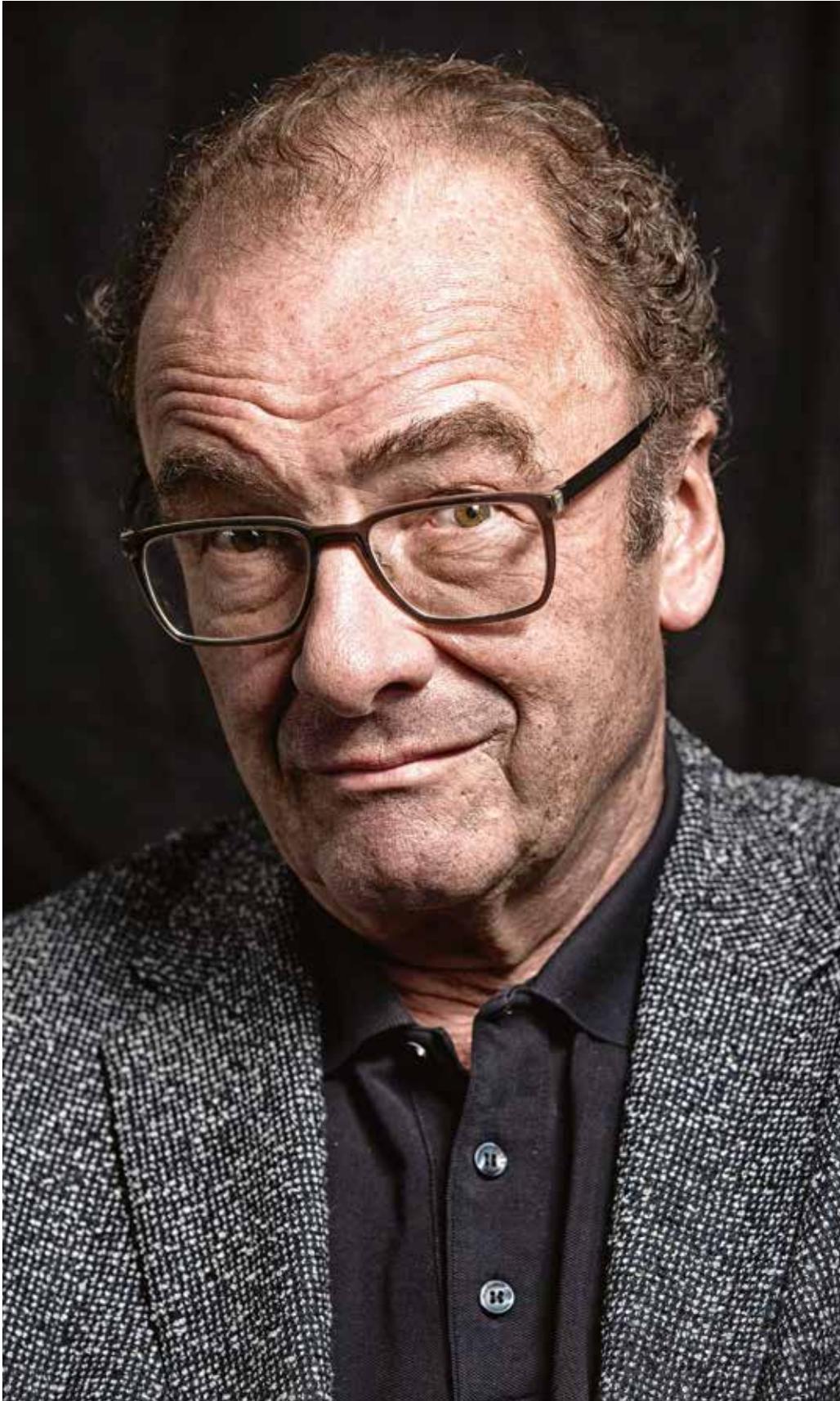
folgreich, weil es zu Italien gehört, sondern weil es sich um eine sehr gut vernetzte autonome Region handelt», erklärt er. Die Regionen sollten seiner Meinung nach die Nationen ersetzen und eine ähnliche Form der Autonomie erhalten wie Südtirol oder die Kantone in der Schweiz, unter dem Dach einer Republik. «Warum sind die Österreicher keine Deutschen? Sie wollten es sein, dann wieder nicht. Und heute sitzen Menschen in der österreichischen Regierung, die sagen, dass Österreicher Teil der deutschen Kulturnation seien. Aber sicher ist nur eines: Tiroler sind keine Bayern.»

Wie aber soll seine Idee der «nach-nationalen Demokratie» durchgesetzt werden, wenn die Mehrheit der Bevölkerung davon nichts wissen möchte? In vielen Ländern wurden in den letzten Jahren Regierungen gewählt, welche die nationalen Interessen über jene der Europäischen Union setzen. So auch in Menasses Heimat Österreich. «Sollen die Leute doch Rechtspopulisten wählen», sagt er, «sie werden schnell merken, dass diese Regierungen ihre Versprechen nicht einhalten können.» Alle grossen Herausforderungen unserer Zeit – Finanzströme, Migration, Sicherheit, Ökologie – seien transnational, keine nationale Regierung könne sie alleine bewältigen.

Haben wir es hier nicht mit einem klassischen Fall zu tun, wie ihn Bertolt Brecht in seinem Gedicht «Die Lösung» formuliert: «Wäre es da nicht doch einfacher, die Regierung löste das Volk auf und wählte ein anderes?» – «Falsche Assoziation», antwortet Menasse. «Wer ist überhaupt «das Volk»? Was für ein abgehalfterter Begriff!» Er wolle souveräner Bürger sein, nicht ein eitriger Pickel am Volkskörper. «Es geht darum, die nationalistischen Regierungen abzulösen und das Volk nur als Begriff!»

## Vorbild Habsburg

Wir gehen kurz nach draussen, Menasse raucht eine Zigarette, führt ein Telefongespräch mit seiner Tochter, diskutiert sonst aber ohne Unterbruch weiter. «Im 19. Jahrhundert gab es mit dem Habsburgerreich schon einmal ein staatliches Gebilde, vielsprachig und multikulturell, ohne Nationsidee. Gemeinsamer Markt, gemeinsame Währung, gemeinsame Verwaltung und gemeinsamer Rechtszustand.» Für ihn ein Beispiel, an dem sich die Europäische Union orientieren sollte. «Das Habsburgerreich ist von Nationalisten in die Luft gesprengt worden.» Mit verheerenden



*Kräftezehrendes Engagement für ein vereintes Europa:* Robert Menasse.

Folgen: «Keine der kleinen verschissenen Nationen, die dann aus dem Habsburgerreich herausgebrochen und gegründet wurden, hat danach auch nur einen einzigen Tag in grösserer Freiheit und Sicherheit gelebt als davor. Im Gegenteil: Es gab nur Krieg, Diktaturen, Misere.» Rechtsstaatlichkeit und wachsender Wohlstand seien erst in jene Länder zurück-

gekehrt, als sie in die «nach-nationale» Entwicklung der EU eingetreten seien.

Erstaunlicherweise zeigt Menasse Verständnis für die Position der Schweiz ausserhalb der Europäischen Union. «Wenn ich Schweizer wäre, würde ich mit einem Beitritt auch abwarten wollen.» Die europäische Demokratie sei eine Baustelle, vieles funktio-

niere noch nicht. «Die Schweizer Demokratie hingegen ist eine historisch gewachsene, eingeübte Kultur.» Es sei klar, dass die Schweiz dies nicht aufs Spiel setzen wolle. «Ich wäre auch nie in ein Fluggerät der Gebrüder Wright eingestiegen! Ich hätte gewartet, bis sie bewiesen haben, dass sie wirklich fliegen können. Aber dann ist fliegen geiler, als ewig in einem Tal zu sitzen.»

Woher kommt Menasses kräftezehrendes Engagement für ein vereintes Europa? «Ich bin kein Feind meines Wohlbefindens», sagt er. Es sei doch klar, dass es allen, also auch ihm, bessergehe, wenn auf diesem Kontinent Freiheit, Gleichheit und Solidarität und sozialer Friede herrschten. «Die Alternative kennen wir», sagt er, «sie hat zur Zerstörung der europäischen Zivilisation geführt, zu rauchenden Trümmern!»

Vertieft in die Europa-Diskussion, kommen wir nur am Rande auf seinen preisgekrönten Roman zu sprechen. Darin gibt es eine rätselhafte Figur – einen polnisch-katholischen Attentäter –, die nur schwer einzuordnen ist in die Geschichte, die sich sonst um die EU dreht. Er habe mit dieser Figur eine Verbindung zur Nato herstellen wollen, sagt Menasse. Brüssel sei ja nicht nur der Sitz der EU. «Wenn man in Brüssel lebt, realisiert man deutlich, was die Nato für einen Schatten über die Stadt wirft.» In seinem nächsten Projekt werde er sich wahrscheinlich intensiver mit der Rolle der Nato beschäftigen, deshalb wolle er nicht viel dazu sagen. «Auffallend ist aber schon, wie viele vertuschte Kriminalfälle es in Belgien gibt.»

Lieber als über die Nato und ungeklärte Mordfälle diskutiert er weiter über seine Herzensangelegenheit, die Europäische Union. Nein, ein Staatenbund sei keine Alternative zur Einigung. «Die grossen Länder würden damit weiterhin über die kleinen bestimmen», sagt er. «Der deutsche Finanzminister kann heute die Löhne der griechischen Lehrer um 40 Prozent senken, das ist doch ein demokratiepolitischer Skandal!» In einem «Europa der Regionen» wäre dies ausgeschlossen, da hätten alle gleich viel zu sagen.

### Europa wird kommen

Gläubt er tatsächlich, dass seine Utopie des vereinten Europa der Regionen in den nächsten Jahren Tatsache werden könnte? «Schneller, als Sie denken. Im November dieses Jahres wird die Europäische Republik ausgerufen.» Wie kommt er darauf? «Ich weiss es», sagt er. Und lächelt leicht dabei. «Wir können dann wieder ein Gespräch führen.»

Angebot angenommen.

**Robert Menasse:** Die Hauptstadt. Suhrkamp. 459 S., Fr. 36.90

Auf der Bühne: **Die Hauptstadt.** Regie: Tom Kühnel. Theater Neumarkt, Zürich. Bis 19. Februar

# Liebe und Sex im Silicon Valley

Sie sind die wohl begehrtesten Junggesellen der Welt: die erfolgreichen Tech-Nerds in Kalifornien. Das Klischee des Halbautisten im Strickpullover, der keine Mädchen abkriegt, hat mit der Wirklichkeit wenig zu tun. *Von Sarah Pines*

Sie haben glatte Gesichter und tragen quasi als Verlängerung ihrer sportlichen Körper iPads herum, sie haben sehnige Waden und einen federnden Gang. Wenn sie arbeiten, im Hana-Haus etwa, dem Szene-Café auf der University Avenue, im Herzen Palo Altos, und sich per Handschlag begrüßen, wirkt es so locker und energisch, als verabredeten sich ein paar Kumpel gerade zum Biken.

Die Silicon-Valley-Männer sind nicht unbedingt Wölfe von der Wall Street, aber auch keine Streber-Sheldons. Sie sind die begehrtesten Junggesellen Nordamerikas, vielleicht sogar der westlichen Welt, und kriegen offenbar jede ab, die sie wollen, vor allem die ganz Hübschen. Aber nicht, weil sie, wie die TV-Serien «Big Bang Theory» und «Beauty and the Geek» es suggerieren, tapsende Halbautisten im Strickpullover wären, die die Fetisch-Neigungen bestimmter Frauen ansprechen, sondern weil die erfolgreichen Männer des Silicon Valley alles andere als streberhaft daherkommen und ansprechender sind, als viele es gerne hätten. Jeder will sie daten, fast kein Werbeverhalten zwischen Mann und Frau fasziniert dermassen wie dieses hier in Kalifornien, und um keine Balzwelt ranken sich so viele Mythen auf der Skala von schrill bis fad.

Regelmässig schreiben, bloggen, tweeten junge, meist von der Ostküste anreisende Frauen über ihre Erfahrungen mit hiesigen Männern und ziehen enttäuscht wieder ab. Der Tenor: Die Tech-Männer seien entweder unsozial, streberhaft, *undateable* oder trunken von der Arroganz ihres Reichtums, ergo misogyn – als würden Erfolg und Frauenfeindlichkeit zwangsläufig einhergehen.

## Meetings in Whirlpools

Mit: «Wir geniessen hier mehr Prestige als reiche Typen von irgendwo. Du machst einen Film, und Leute schauen sich den ein Wochenende lang an. Du machst ein Produkt, und es berührt das Leben der Menschen über Jahre hinweg», erläutert der Gründer einer Tech-Firma seine Anziehungskraft auf Frauen gegenüber der Bloomberg-Journalistin Emily Chang. Diese hat nun ein Buch darüber geschrieben, was es heisst, eine Frau im Silicon Valley zu sein. «Brotopia – Breaking up the Boys' Club of Silicon Valley» wird auf der Website des Verlagshauses in empörter #Me-Too-Manier zusammengefasst: «Für Frauen in der Tech-Welt ist das Silicon Valley kein Fantasiland voller Einhörner, virtueller



*Ehrgeizig und rastlos: Pool-Party in Kalifornien.*

Regenbogen und 3-D-gedruckter Lollipops, wo Millionen von Dollars auf den Bäumen wachsen. Es ist eine «Brotopia», in der die Männer alle Karten in der Hand haben und die Regeln erstellen. Die Frauen befinden sich in der Minderheit und sind mit toxischen Arbeitsbedingungen, Diskriminierungen und sexuellen Belästigungen konfrontiert, die Investoren halten Meetings in Whirlpools ab und netzwerken auf Sexpartys.»

Chang interviewt Frauen, seltener Männer, die von Partys in grossen Häusern im Umland von Palo Alto berichten. Das Muster ist stets

## Das Silicon Valley macht nervös, weil wir die Pläne der Tech-Welt nicht kennen.

das gleiche: Die, die es in der Hierarchie des Valley ganz nach oben geschafft haben, fertigen exklusive Gästelisten an, es kommen Paare oder Freunde, manche in halbinfantilen Kostümen, mit Hasenohren oder Ähnlichem. Es gibt gutes Essen, Weine oder Cock-

tails, an den Wänden hängt Kunst, das Publikum ist gebildet und gutaussehend, aber, so Chang, letztendlich macht- und sex-besessen. Frauen seien auf diesen Zusammenkünften dienstfertige Accessoires, lauter ausgebeutete Barbies, und hätten danach nur «selten grosse Geschäftserfolge».

«Brotopia» moniert chauvinistische Ausschweifungen und gleichzeitig, es scheint der Autorin nicht widersprüchlich, die konservative Haltung der Männer beim Sex – alles doch sehr hetero, nicht experimentierfreudig. Ja, diese Heteromänner, nie machen sie es einem recht, insbesondere dann nicht, wenn sie reich sind und sich nach dem Partysex weigern, Frauen, die sie kaum kennen, Startkapital oder einen Job zu geben. Also doch keine halbe Zwangsprostitution, wie Chang kritisiert?

## Darth-Vader-artige Pläne

Elon Musk, Mark Zuckerberg, Apple-CEOs, Venture Capitalists – das Silicon Valley steht für obskure Menschen, die aus ihren Sweatshirt-Kragen Darth-Vader-artige Pläne zur Weltübernahme hervornuscheln, dabei die

Welt vielleicht schon längst in der Hand haben, per Algorithmus natürlich. Das Silicon Valley macht nervös, weil es ehrgeizig und rastlos ist, weil wir die Pläne der Tech-Welt nicht kennen und nicht sehen, was die Menschen dort sehen.

Was passt da besser als skurrile Sexorgien in dunklen Wäldern? Beim Lesen mancher «Zeugenaussagen» ist es, als würde man sich am Rande eines Kasperletheaters bewegen, das von einem Haufen schnippisch-aufgedonnerter Barbies dirigiert wird. Überdies «kümmert» sich eine Industrie von Dating-Agenturen und Apps um «schwer vermittelbare» Valley-Jungs, die als Teenager mit der Playstation gespielt haben, anstatt draussen Halligalli zu machen. Die Agentur Linx Dating vermittelt Partner für eine Gebühr von weit über 20 000 Dollar. Donnerstagabends im «Rosewood Hotel» bei Stanford gibt es Treffen, bei denen sich Frauen an die Bar setzen und hoffen, ein reicher Nerd werde sie anquatschen. Draussen blühen Blumen, es gibt Palmen, Eukalyptusbäume und Pumas in der Ferne. Nur wartet hier keine Rita Hayworth im Glitzerkleid, auf deren nackte Schultern sich plötzlich warme Cary-Grant-Hände legen – sondern alles ist laut und pubhaft, letztendlich fad.

### Natürlich gibt es auch Glam-Paare

Apps, «Brotopia» oder erboste Ostküstenfrauen-Blogs bedienen die Fantasie derer, die dem Valley nicht angehören. Möglich scheinen allein verruchte Sexorgien oder Dates mit weltfremden Programmierer-Jungfrauen, tagsüber und bei Quinoa-Müsli, mit denen es dann auch nichts wird. Die reale Tech-Welt sieht anders aus: Die Leute arbeiten permanent; die ersten Fitnessstudios in Palo Alto öffnen vor dem Beginn des Arbeitstages gegen sechs Uhr in der Früh, um vier sieht man auf den Alleen Stanfords bereits erste Jogger. Die Arbeit zieht sich bis in den späten Abend hinein, die Restaurants sind nachts voller als tagsüber. Natürlich gibt es hier auch Glam-Paare, Elon Musk und die Schauspielerin Amber Heard waren eins, mit Emma Watson und William «Mack» Knight ist es auch schon wieder vorbei, eine Zeitlang datete Youtube-CEO Anne Wojcicki, die eigentlich eher brav-bieder ausschaut, einen A-League-Baseball-Spieler.

Die meisten Paare allerdings sind keine *Barbie meets nerd*-Karikaturen. Oft sind beide Founder oder Co-Founder von irgendwas, sind also auch gleichzeitig Kollegen. Es sind gepflegte Naturmädchen und Jungen mit strammen Yoga-Körpern im Design-Schlabberlook und mit Ivy-League-Bildung, wahrscheinlich haben sie sich beim Lunch in der Rohsaftwarteschlange kennengelernt.

Emily Chang: *Brotopia: Breaking Up the Boys' Club of Silicon Valley*. Portfolio. 320 S., Fr. 35.90

## Bildung

# Nerds auf der Überholspur

Die erfolgreichsten Firmen der Welt sind von Ingenieuren, Mathematikern und Informatikern gegründet worden. Wer bei der Digitalisierung vorne dabei sein möchte, geht an die ETH.

Leicht verschroben, im Zweifelsfall ein LT-Shirt, fahlhäutig, ein Leben zwischen Pizza-Service und Laptop: so weit das gängige Klischee des Nerds. Doch das Amüsement über Computerfreaks, die keine Mädchen abkriegen, ist mittlerweile so überholt wie eine Spielkonsole der ersten Atari-Generation. Spätestens seit die Fernsehserie über eine WG von hochbegabten Physikern («Big Bang Theory») zu den erfolgreichsten weltweit gehört und ihre realen Entsprechungen wie Larry Page und Sergej Brin von Google oder Mark Zuckerberg die Wirtschaft umkrepeln.

«Die Nerds übernehmen gerade die Weltherrschaft», schrieb das deutsche Nachrichtenmagazin *Stern* 1996 prophetisch. Damals gab es kein Google, kein Facebook, und Amazon erzielte einen Umsatz von 15,7 Millionen Dollar. Heute hat die von Jeff Bezos gegründete Firma eine Marktkapitalisierung von 570 Milliarden Dollar. Die Top-Five-Unternehmen der Welt sind allesamt in den Bereichen Internet und Technologie tätig, und die Wirtschaft reisst sich um gutausgebildete Informatiker, Ingenieure und Naturwissenschaftler.

Den Run auf Nerds spürt auch die ETH Zürich, die mit ihrer Lausanner Schwester zu den renommiertesten technischen Hochschulen überhaupt zählt. Ihre Absolventen gehen weg wie warme Semmeln beziehungsweise die neuesten iPhone 8 Plus – und die Nachfrage nach Fachkräften in den Bereichen Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik ist ungebrochen grösser als das Angebot. Erfreulicherweise steigt die Zahl der ETH-Studierenden kontinuierlich: von 12 263 (2003) auf zuletzt 19 815 (2016) allein in Zürich.

### Zustrom ausländischer Studenten

Alle möchten Nerds sein? Die Entwicklung relativiert sich, wenn man die Herkunft der Studenten genauer anschaut. Dabei fällt auf, dass ein wesentlicher Anteil des Wachstums auf den Zustrom sogenannter Bildungsausländer zurückzuführen ist, Studenten und Doktoranden, die ihre Matura oder ihre Grundstudien ausserhalb der Schweiz absolviert haben. Ihr Anteil ist im Vergleichszeitraum (2003–2016) von 18 Prozent auf 34 Prozent gestiegen, wobei deren Zahl, je höher der Abschluss ist, über-



So viele Studenten wie noch nie: ETH Zürich.

proportional zugenommen hat: Während bei den Studienanfängern auf Bachelorstufe nur jeder Achte aus dem Ausland kommt, sind bei den Doktoranden fast drei Viertel Bildungsausländer. Die Bologna-Reform und die damit verbundene Anerkennung adäquater Bildungsabschlüsse im europäischen Raum hat die Mobilität der Studenten wesentlich erhöht.

Gleichwohl zeigt sich auch bei den Schweizer Studenten ein klarer Trend: Bis 2010 dümpelte ihre Zahl konstant um rund 10 000 herum, seither entscheiden sich hiesige Maturanden deutlich häufiger für ein ETH-Studium in Zürich, nämlich zurzeit 12 648, was einem Zuwachs von über 20 Prozent in wenigen Jahren entspricht. Kritiker wenden ein, dass der Boom vor allem in Trendstudiengängen wie den Gesundheits- und Lebensmittelwissenschaften zu verorten ist. Das stimmt, aber es gibt auch bei den «harten» Klassikern deutlich mehr Studienanfänger: Bei den Informatikern ist es ein Plus von 72 Prozent (seit 2010), bei den Physikern ein Plus von 42 Prozent.

Ob hier ein «Big Bang Theory»-Effekt mitspielt? Die TV-Serie hat jedenfalls bei jüngeren Leuten für ein cooler Image der Naturwissenschaftler gesorgt. Entscheidender dürfte die digitale Lebenswirklichkeit sein: Wer hier vorne dabei sein möchte, legt an einer ETH den Grundstein zum Erfolg. *Peter Keller*



## Die Bibel

# Geliebt werden wollen

Von Peter Ruch

**G**ott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm (1. Johannes 4, 16). Die Schauspielerin Corinna Harfouch hat unlängst in einem Interview den Rat des Regisseurs Herbert Fritsch zitiert: «Das Wichtigste ist, dass du nicht in die Falle gehst und geliebt werden willst.» Damit hat sie ein grosses und theologisches Wort gelassen ausgesprochen. Der Rat richtet sich ausgerechnet Richtung Theaterbühne, wo sich die Akteure wie kaum sonstwo exponieren müssen.

Zunächst ist festzuhalten, dass der Wunsch, geliebt zu werden, zu uns Menschen gehört wie Arme und Beine. Wer könnte auf liebevolle Zuwendung verzichten, ohne Schaden zu nehmen? Die Frage ist, wo die Liebe ihren Ort hat und woher sie kommt. Die nächstliegende Quelle sind die Eltern. Weil der Mensch als physiologische Frühgeburt zur Welt kommt, beansprucht er enorm viel Zuwendung. Dass die Kindheit einigermaßen von Liebe umfasst ist, gehört zu den wichtigsten Voraussetzungen für ein gutes Leben. Auch die Fähigkeit, Liebe zu schenken, nährt sich stark aus dieser Quelle. Es ist geradezu ein Wunder, mit wie vielen kleinen und grossen Liebeserweisungen die menschlichen Beziehungen weltweit durchzogen sind!

Der Satz aus dem ersten Johannesbrief behauptet, dass Gott die Urquelle der Liebe ist. Die Liebe ist das einzige Attribut, das die Bibel ausdrücklich mit Gott gleichsetzt. Wer sich auf diese Quelle verlässt, weiss sich letztgültig geliebt und muss nicht am falschen Ort um Liebe werben. Der falsche Ort ist dort, wo wir einen Auftrag zu erfüllen haben. Wer sich dabei exponieren muss, ist besonders stark gefährdet: Schauspieler, Lehrpersonen aller Art, Pfarrer und Pfarrerinnen, Politiker und so weiter. Vermutlich ziehen manche Berufe auch Liebesbedürftige und Narzissten an. Aber *Gott ist Liebe*. Er bewahrt dich davor, aus Liebesbedarf dem Auftrag und der Wahrhaftigkeit zu entweichen. Er ermächtigt dich dazu, gegen Widerstände das Richtige zu tun, zu sagen und sogar auf den Brettern zu spielen.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Zwischen Charme und ätzendem Biss: Frances McDormand.

## Kino

# Eine Wutbürgerin läuft Amok

In der bitterbösen wie komischen Tragödie «Three Billboards Outside Ebbing, Missouri» brilliert die Charaktermimin Frances McDormand als weiblicher Kohlhaas. Ein Ereignis. Von Wolfram Knorr

Nicht nur für die Ortpolizei, auch für manch andere im lauschigen Städtchen Ebbing in Missouri ist sie ein Quälgeist: die ausgemergelte Mildred Hayes (Frances McDormand), die seelenwunde Mutter. Vor über einem halben Jahr wurde ihre Tochter vergewaltigt und verbrannt, ein Täter bislang nicht gefunden. Nicht nur der Tod ihrer Tochter zerreisst Mildred, auch das Verhalten von Sheriff Bill Willoughby (Woody Harrelson) und seiner Behörde. Sie will Rache, Gerechtigkeit und misstraut der Cop-Bande, die jeden Schwarzen einloch, wenn er falsch geparkt hat, aber an der Aufklärung eines Mordes kein Interesse hat. Für die Testosteronkerle in Uniform ist sie eine kampffeile Kaltmegäre, die ihnen auf den Senkel geht. Um denen ein Feuerchen ins Rektum zu schieben, mietet sie drei vergammelte Werbetafeln am Ortsausgang und lässt sie mit feuerroten Plakaten und knalligen Texten vollkleistern. Da wird der Sheriff wie auf dem Jahrmarkt blossgestellt. Das bleibt nicht folgenlos im verpennten Ebbing.

Mildred Hayes, eine Südstaaten-Antigone, ist die furiose Heldin in «Three Billboards Outside Ebbing, Missouri», die sich jedem zivilen Gehorsam widersetzt und Willoughby und Co. als Schachtelteufel im Nacken hockt. Eine bitterböse Story, eine Tragödie über eine fünfzigjährige Mutter, die sich von der Exekutive im Stich gelassen glaubt und die Rückkehr in die Normalität als Hohn empfindet.

### Mutter Courage

Doch der irische Regisseur und Autor Martin McDonagh («In Bruges», 2008) erzählt den Wutbürgerlauf mit psychologischer Raffinement als sardonische Tragikomödie. Komödie bedeutet immer finstere Arbeit, und so bürdet McDonagh seiner Heldin eine Menge auf, auch eigene Schuld, Versagen im Umgang mit der Tochter. Auch Willoughby und sein jähzorniger Deputy Jason Dixon (Sam Rockwell) verdrängen einiges hinter ihren einsturzbedrohten Fassaden. Dixon drangsaliert Schwarze, um nicht in den dunklen Abgrund seiner

Seele steigen zu müssen, und Willoughbys Abgeklärtheit und Sanftmütigkeit hat eine andere Ursache als Desinteresse.

McDonaghs Art, die Probleme seiner Figuren Schritt für Schritt aufzufächern, ausgelöst durch die stur fordernde Mildred Hayes, die sie fast zu Lemuren degradiert, ist eben auch, wie das Leben, voller Komik. McDonaghs Film, klug und emotional, böse und genau, souverän jonglierend zwischen Ernst und Humor, zwischen Charme und ätzendem Biss, hat alles, was es zur grossen Tragikomödie braucht. Woody Harrelson wirkt mit seinem kantigen Gesicht, über dem matter Frohsinn glänzt, wie aus gebeizter Eiche geschnitzt, und der Zornnickel Sam Rockwell überzeugt als gefährlicher Kläffer. Dompteurin Frances McDormand, Mutter Courage und weiblicher Michael Kohlhaas, ist – mit hochgestecktem Drahthaar und stacheldrahthaften Gesichtszügen, die die Knochen so scharfkantig erscheinen lassen, als könnte man sich an ihnen schneiden – ein Ereignis. ★★★★★

## Weitere Premieren

**Wonder Wheel** — Woody Allen lässt nicht locker. Er fühlte sich missverstanden und sei eigentlich nie der intellektuelle Clown gewesen, für den man ihn so lange hielt. Groucho Marx und Chaplin seien natürlich gross, aber ebenso fühle er sich zu europäischer Kunst hingezogen, zu Fellini, Bergmann, Freud, Richard Wagner. Aber offenbar auch zu den Klassikern der heimischen Kultur, zu Eugene O'Neill, Arthur Miller, Tennessee Williams. Sein jüngster, 48. (!) Film ist imprägniert vom Drama zwischen Lebenstraum und dessen Enthüllung, von der Lebenslüge und der Einsamkeit.

Besonders O'Neills Stücke sind davon geprägt. Die Kellnerin Ginny (Kate Winslet) ist mit dem Karussellbesitzer Humpty (James Belushi) verheiratet und verliebt sich in den jungen Rettungsschwimmer Mickey (Justin Timberlake). Als Humptys Tochter Carolina (Juno Temple) auftaucht, die mit einem Gangster durchgebrannt ist und sich nun ebenfalls in Mickey verliebt, wird O'Neills Rausch- und Lebenswahn-Thematik fast greifbar. Der Film spielt in den fünfziger Jahren auf Coney Island,



**Drama der 50er:** Juno Temple.

in jener Zeit, in der in vielen Stücken und Filmen der Vergnügungspark als Ort fungierte, an dem die Wünsche und Träume hochfliegende, schwindlig machende Symbolkraft erhielten. Allens Kameramann Vittorio Storaro erweckt diese Zeit mit glutvollen Bildern zum Leben. Auch wenn mehrheitlich Tristesse das Klima bestimmt (eben das Drama der Fünfziger), die schauspielerischen Leistungen von Kate Winslet und James Belushi sind beeindruckend.

Weil Humpty, wie es einmal heisst, ein merkwürdiges Verhältnis zur Tochter habe, ist natürlich wieder der Vorwurf von Allens sexuellem Missbrauch präsent. Und schon heisst es, man müsse seine Filme deshalb anders beurteilen. Eine absurde Forderung. ★★★★★



**Gesundshrumpfen:** Matt Damon mit Alter Ego.

**Downsizing** — Norwegische Wissenschaftler haben endlich die zündende Idee gegen Klimawandel und Überbevölkerung gefunden: Downsizing, also Gesundshrumpfen, die Menschheit auf die Grösse von zehn Zentimetern reduzieren. Paul Safranek (Matt Damon) lässt sich davon begeistern, aber nicht seine Frau. Alexander Paynes neuer Film («Nebraska», 2013) ist originell, hält aber nicht durch. «Gullivers Reisen» bleibt böser. ★★★★★

## Knorrs Liste

1	<b>Paddington 2</b> Regie: Paul King	★★★★★
2	<b>Lucky</b> Regie: John Carroll Lynch	★★★★☆
3	<b>Darkest Hour</b> Regie: Joe Wright	★★★★☆
4	<b>The Killing of a Sacred Deer</b> Regie: Yorgos Lanthimos	★★★★☆
5	<b>Ôtez-moi d'un doute</b> Regie: Carine Tardieu	★★★★☆
6	<b>The Greatest Showman</b> Regie: Michael Gracey	★★★★☆
7	<b>C'est la vie!</b> Regie: E. Toledano / O. Nakache	★★★★☆
8	<b>Star Wars: The Last Jedi</b> Regie: Rian Johnson	★★★★☆
9	<b>Coco</b> Regie: Lee Unkrich / A. Molina	★★★★☆
10	<b>Dieses bescheuerte Herz</b> Regie: Marc Rothemund	★★★★☆

## Jazz

# Vier Temperamente, ein Quartett

Von Peter Rüedi

**L**ive-Aufnahmen haben im Jazz einen mythischen Klang. Wobei es ja nicht so ist, dass spontane Musik nur vor Publikum stattfinden könnte. Miles Davis und Charles Mingus zum Beispiel waren beide Meister darin, im Studio eine entspanntere (und doch konzentrierte) Atmosphäre zu kreieren, als sie anderen bei öffentlichen Auftritten je gelungen wäre. Natürlich ist Jazz eine Musik, welche, da sie nun einmal mehr oder weniger aus dem Moment geboren wird, durch die gleichzeitige Präsenz von Produzenten und Zuhörern begünstigt wird (wie manche Volksmusik auch). Wie immer: Das Quartett, das am 10. April 2017 im Berner Lokal «Bee-Flat» auftrat, stand unter einem glücklichen Stern. Der Sopransaxophonist Emile Parisien, der Akkordeonist Vincent Peirani, der Pianist Michael Wollny und der Schweizer Extrem-Vokalist Andreas Schaefer (einen «Sänger» mag man diesen mit der Gruppe «Hildegard lernt fliegen» berühmten Stimmvirtuosen nicht nennen, obwohl er auch zu buchstäblichem Belcanto in der Lage ist, einem fadengraden, flach-vibratolosen, eindringlich melodiosen Gesang) – diese Truppe realisierte fünf Titel, die mit dem, was man von einer Jazzband erwartet, nur bedingt etwas zu tun haben.

Allein der Klang von Parisiens Sopransax ist ganz einmalig, weit entfernt von allem Trötigen oder Nölenden, das sich bei vielen Vertretern des Instruments leicht einstellt; in der Kombination mit Schaefers sich oft in die serensten Höhenlagen aufschwingender Stimme stellen sich geradezu ätherische Momente ein. Peirani und Wollny, die unlängst auch im Duo zusammenfanden («Tandem», ACT, 2016) sind beide zu barocker Klangfülle in der Lage, rauschenden Arpeggios und voluminösen Akkorden aus vollem Balg. Aber sie sind beide auch klug auf Sparsamkeit bedacht, ohne die sich Piano und Akkordeon leicht zu ermüdenden Verdopplungen kumulieren würden. Die Fallhöhe zwischen lyrisch Nachdenklichem und furiosen Tutti ist zuweilen geradezu bestürzend. Wie auch die feine Balance zwischen kompositorisch Vorgedachtem und ziemlich wild improvisierten Passagen.



**Parisien Peirani Schaefer Wollny:** Out of Land. ACT, 9832-2

## «Männer sind erst ab vierzig bereit»

Die «Vorstadtweiber» intrigieren rücksichtslos – und bleiben doch sympathisch. Nina Proll und Maria Köstlinger, Hauptdarstellerinnen der österreichischen Kultserie, über untreue Männer, Sex und Schönheitsoperationen. *Von Carmen Schirm-Gasser*

Das Interview hat bereits begonnen, als Nina Proll im Wiener «Palmenhaus» erscheint – eingepackt in eine grüne Jacke, wie sie auch Maria Köstlinger trägt. Schallendes Gelächter, als sich die Blicke der beiden treffen. «Das gibt's ja ned», ruft Köstlinger, 45. «Wir sind schon wie eineiige Zwillinge», sagt Proll, 44, lachend. Köstlingers Tonfall ist angenehm: keine Spur von der Kratzbürste aus der Serie. Eine Frau, warm und sensibel. Ebenso Proll. Nur das Lachen ist wie im Fernsehen: raumfüllend. Gut, sitzt niemand in der Nähe. Köstlinger ist mit Juergen Maurer, dem Georg aus den «Vorstadtweibern», liiert; sie hat eine Tochter aus früherer Ehe. Proll lebt mit Mann und Söhnen auf einem Tiroler Bauernhof.

**Frau Proll, alle «Vorstadtweiber» intrigieren, lügen und betrügen am laufenden Band. Ist das nicht überspitzt?**

**Nina Proll:** Ich glaube, es gibt sehr viel Untreue. Ich schätze, zehn Prozent aller Paare sind sich treu. Viele sind nach Jahren der Ehe gelangweilt oder frustriert. Der einfachste Weg, da rauszukommen, ist nun mal, sich neu zu verlieben. Dass man mit dem Neuen bald dieselben Probleme hat, verdrängt man.

**Maria Köstlinger:** Dem würde ich zustimmen.

**Was, wenn Sie merken würden, dass Ihr eigener Mann untreu ist?**

**Proll:** Ich weiss nicht, ob ich einen Seitensprung verzeihen würde.

**Köstlinger:** Ich würde einen Seitensprung wohl gerne verzeihen. Aber ich glaube, so wie ich gestrickt bin, würde ich es immer wieder aufs Tapet bringen. Das hält keiner aus.

**Wie eifersüchtig sind Sie?**

**Proll:** Gott sei Dank fühle ich mich von meinem Mann wahnsinnig geliebt, deshalb ist Eifersucht für mich kein grosses Thema. Bis zu einem gewissen Grad kann es ja auch eine Beziehung frisch halten. Man darf nicht denken: «Den Alten habe ich eh schon zu 100 Prozent in der Tasche.» Liebe ist ein ewiges Nähe-und-Distanz-Spiel.

**Köstlinger:** Ich war und bin leider ein sehr eifersüchtiger Mensch. Früher war es ein richtiger Albtraum. Eifersucht hat viel mit mir selbst zu tun. Wenn es mir gutgeht, ist es mir wurst, ob andere Frauen jünger oder hübscher sind oder längere Beine haben.

Aber es gibt Phasen, in denen ich mich nicht so gut fühle, mich kleiner mache, da wird es dann schwierig mit meiner Eifersucht. Es gab Zeiten mit meinem verstorbenen Mann, in denen die Frauen bei ihm Schlange standen. Das war manchmal schon anstrengend. Und damals war ich die Jüngere – jetzt bin ich älter.

**Was finden Männer an Frauen anziehend?**

**Proll:** Das Einzige, was für Männer den Ausschlag gibt, ist, ob eine Frau Ausstrahlung und sexuelle Energie hat oder nicht.

**Köstlinger:** Schönheit allein turnt Männer nicht an. Es ist einem Mann egal, ob man dick oder dünn ist, einen grossen oder kleinen Busen hat. Ein Mann sagt auch nicht: «Du hast aber viel Orangenhaut, oje.» Das sagen wir Frauen. Glückliche Frauen wirken anziehend auf Männer.

**Wie lernt man den Richtigen kennen?**

**Proll:** Das Timing ist entscheidend. Männer sind erst ab vierzig bereit für eine ernsthafte Beziehung. Bis vierzig sind Männer unfähig,

«Ich möchte nicht wieder zwanzig sein. Bis dreissig geht es ja nur um die Frage: <Warum ruft er nicht an?>»

sich auf eine Frau zu konzentrieren. Ich habe meinen Mann zehn Jahre bevor wir zusammengekommen sind, kennengelernt. Damals hatte es nicht geklappt. Wenn man jemanden liebt, es aber nicht klappt, muss man sich entscheiden, ob man den Menschen trotzdem sehen und unglücklich sein will oder ob man ihn nicht mehr sieht und mit der Frustration des Scheiterns lebt. Erst als ich Mitte dreissig war und mein heutiger Mann vierzig, hat es funktioniert. Ich konnte die Freiheiten der Jugend, gerade die sexuelle Freiheit, nie wirklich geniessen. Dafür hat mir immer die Leichtigkeit gefehlt.

**Köstlinger:** Ich war ja klug, habe gleich einen 23 Jahre älteren Mann genommen. Er war längst an jenem Punkt, an dem er sagte: «Ich will nur eine Frau. Ich will nur dich.» Das war super. Ich habe sehr jung geheiratet, bin jung Mutter geworden. Ab dreissig dann ist mein Leben anders verlaufen als das der meisten. Mein Mann erkrankte an Krebs, wir mussten ständig mit der Angst leben. Als ich dann 42 war, 2014, ist mein Mann gestorben.

**Wie überwinden Sie Schmerz und Liebeskummer?**

**Proll:** Gott sei Dank hat mir immer der Beruf über schwierige Zeiten hinweggeholfen. Ich neige ja dazu, wenn ich verliebt bin, mich dem komplett hinzugeben, so dass mir mein Beruf total egal wird. Das musste ich erkennen und mich zur Disziplin zwingen. Ich sagte mir: «Der Mann ist vielleicht in einem Jahr nicht mehr da – aber den Beruf habe ich noch immer!»

**Köstlinger:** In dieser Hinsicht bin ich Nina ähnlich. Ich bin jemand, der sich in der Liebe voll und ganz hingibt und den Rest nicht mehr so ernst nimmt. Heute bin ich froh, dass mir mein Beruf hilft, viele Dinge besser zu verkraften.

**Sie haben als Waltraud Sex mit dem zwanzig Jahre jüngeren Sohn Ihrer Freundin. Reizen Sie privat jüngere Männer?**

**Köstlinger:** Jüngere Männer sind nicht empfehlenswert. Ich kann mir zwar vorstellen, dass es lustig sein kann, vor allem im Bett. Ich hätte aber Schwierigkeiten, mich mit einem zwanzig Jahre jüngeren Mann längere Zeit zu befassen.

**Wären Sie gern wieder zwanzig?**

**Proll:** Ich möchte nicht wieder zwanzig sein und von vorn anfangen müssen. Bis dreissig geht es ja nur um die Frage: «Warum ruft er nicht an? Warum hat er keine Zeit?» Man wartet vor dem Telefon auf seinen Anruf. Andauernd. Man sucht die Fehler bei sich, vergleicht sich mit anderen Frauen und glaubt, nicht gut genug zu sein.

**Köstlinger:** Ich finde das Älterwerden spannend. Interessant ist aber, dass nur wir Frauen danach gefragt werden. In einer vertrottelten Zeitschrift war kürzlich ein Foto von Julia Stemberger mit der Frage: «Mit 52 noch Sex?» Unfassbar. Hoffentlich habe ich nicht nur mit 52, sondern auch mit 72 noch viel Sex. Bei uns Frauen entwickelt sich ja das Sexleben immer weiter.

**Was würden Sie machen, um Falten zu kaschieren?**

**Proll:** Ich würde alles machen, um mein Aussehen zu verbessern. Es könnte sein, dass ich mich irgendwann operieren lasse, wenn ich glaube, dass es von Vorteil ist.

**Köstlinger:** Es gibt Kameraeinstellungen, in denen ich Falten bei mir sehe und denke: «Halleluja, man sieht ja alles, was ich im Leben erlebt habe, in meinem Gesicht!» Das ist nicht immer lustig. Aber Lifting, Botox, Hyaluronsäure? Ich – ganz sicher nicht! Ich verurteile niemand, der zum Schönheits-



«Du siehst aus wie ein ausgelöster Airbag»: Nina Proll (l.), Maria Köstlinger.

chirurgen geht. Aber wenn ich mir ansehe, wie manche danach aussehen: Das ist wie im Gruselkabinett!

**Wie sehen Sie als Österreicherinnen die Schweizerinnen?**

**Proll:** Man weiss nicht viel über die Schweiz. Was die Steuern betrifft, ist die Schweiz vorbildlich. Ich verstehe nicht, warum das in Österreich nicht möglich ist. Leider verstehe ich den Schweizer Dialekt nicht. Ich fände es toll, wenn ich euch Schweizer besser verstehen würde.

**Köstlinger:** In Österreich wird nicht viel über die Schweiz berichtet. Ausser wenn der Wawrinka oder der Federer gewinnt oder ein Skirennfahrer. Den Österreichern wird nachgesagt, sie seien pessimistisch, nörgel-

---

«Um fünf Frauen gut einzukleiden, gibt es scheinbar nicht genügend Budget beim ORF.»

---

ten gern. Den Schweizern wird eher Genauigkeit zugeordnet. Und dass sie aufs Geld achten. Seit je hat das Theater in der Schweiz einen hohen Stellenwert für uns Österreicher. Gerade das Theater in Basel mit dem Intendanten Andreas Beck ist sehr im Fokus. Ich lese immer die Premierenkritiken.

**Sind Sie privat auch so schick gekleidet?**

**Proll:** Ja, natürlich. Ein Drittel der Kleider, die ich in der Serie trage, sind von mir. Ein Drittel ist ausgeliehen. Um fünf Frauen gut einzukleiden, gibt es scheinbar nicht genügend Budget beim ORF.

**Köstlinger:** Von mir sind keine privaten Kleider zu sehen, aber mittlerweile ist viel von Waltraud Steinbergs Ausstattung in mein Privates übergegangen. Diese Hose zum Beispiel.

**Wie geht es am Set der «Vorstadtweiber» zu?**

**Köstlinger:** Es ist harmonisch am Set. Wir schauen auch öfter gemeinsam bei einer von uns die «Vorstadtweiber». Da gibt's dann viele Ahas, da wir die fertiggeschnittene Serie selbst noch nicht kennen.

**Wie viel ist improvisiert?**

**Proll:** Wir ändern oft spontan den Text. Als Tina, die Anwältin, einen neuen Kellner mitbrachte, fragte ich: «Woher hast du den?» Und sie antwortete spontan: «Na von der Strasse. Gesehen, mitgenommen – hat sich rentiert.»

**Köstlinger:** Oder als Georg seine Frau Maria Schneider schwanger sieht, in einem seltsamen Kleid, sagte er spontan: «Du siehst aus wie ein ausgelöster Airbag.»

Die neue und dritte Staffel «Vorstadtweiber» läuft auf ORF und ab 6. Februar auf ARD. Ältere Folgen sind im SRF und auf Netflix zu sehen.

# Hitler vor Gericht

Der jüdische Anwalt Hans Litten, intellektuell brillant und mit fotografischem Gedächtnis, grillte Adolf Hitler vor Gericht. Dann kam eine unerwartete, tragische Wende. Der Name Litten verfolgte Hitler zeitlebens wie ein Spuk. *Von Giles Milton*

Er war klein und pausbäckig, ein gewiefter Jurist, der lange die Underdogs der Gesellschaft verteidigt hatte. Jetzt, im Mai 1931, wappnete sich Hans Litten gegen den gefährlichsten Gegner seiner Karriere.

Auf der Anklagebank sass Adolf Hitler, Führer der Nationalsozialistischen Partei, der beschuldigt wurde, gegen die Feinde des Nazismus systematisch und brutal Krieg zu führen. Als Kläger wollte Hans Litten beweisen, dass Hitler schuldig war.

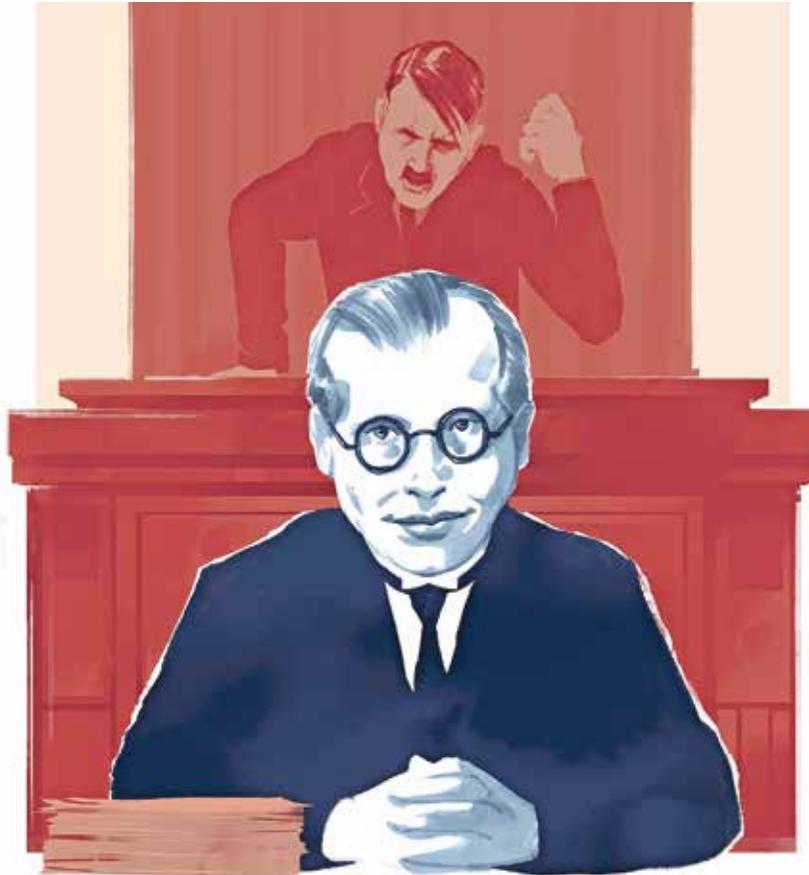
Der «Edenpalast»-Prozess sollte sich als einer der dramatischsten juristischen Showdowns der Geschichte erweisen. Im Vorfeld des Prozesses hatte Litten, Sohn jüdischer Eltern, mit zunehmendem Entsetzen beobachtet, wie unbekümmert Hitler und seine Anhänger gegen das Gesetz verstiessen.

Sechs Monate zuvor hatte ein SA-Rollkommando das Berliner Tanzlokal «Eden» überfallen, das vorwiegend von linken Arbeitern besucht wurde. Bei der eindeutig planmässig vorbereiteten brutalen Schlägerei hatte es drei Tote und zwanzig Schwerverletzte gegeben.

Die anschliessende polizeiliche Untersuchung war von Anfang an dilettantisch und verlief schleppend. Die Inkompetenz der Polizei machte Litten so wütend, dass er die Ereignisse jener Novembarnacht selbst zu untersuchen beschloss. Er stützte sich bei seiner Klage auf die Aussagen von vier der Verletzten und klagte auf Totschlag. Sollten die Angeklagten verurteilt werden, würden sie Jahre hinter Gittern verbringen.

Litten wollte aber viel mehr erreichen als nur eine Gefängnisstrafe für die Täter. Er wollte zeigen, dass die Nazis bewusst und systematisch Terror anwendeten, um die Weimarer Republik zu zerstören. Hätte er dies beweisen, wären die Tage der Nazipartei gezählt gewesen.

Hitler hatte schon im September 1930 vor Gericht gestanden. Damals war er als Zeuge



Je länger der Prozess andauerte, desto mehr gewann er die Oberhand: Hans Litten.

vorgeladen worden im Fall von zwei Offizieren, die der NSDAP beigetreten waren (was Offizieren damals verboten war).

Unter Eid hatte Hitler behauptet, seine Partei agiere im gesetzlichen Rahmen. Er beschrieb

## Scharfsinn fürs historische Detail



Der britische Historiker und Bestsellerautor Giles Milton, 52, schreibt an dieser Stelle wöchentlich eine Folge von «Mysterien der Weltgeschichte». Es sind herzerreissende

Tragödien und atemberaubende Einzelschicksale, aufgezeichnet mit einem Flair für das historische Detail. Miltons Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund, ist verheiratet mit einer Deutschfranzösin, Vater von drei Töchtern und Besitzer eines hochbetagten Haushaltes. [www.gilesmilton.com](http://www.gilesmilton.com)

deren paramilitärischen Flügel als Organisation intellektueller Aufklärung.

Bei seinem zweiten Auftritt vor Gericht – im «Edenpalast»-Prozess – wurde er härter angefasst. Litten liess Hitler am 8. Mai 1931 in den Zeugenstand treten. Er machte geltend, der SA-Sturm 33, welcher den «Edenpalast» angegriffen hatte, sei eine paramilitärische Einheit. Ausserdem, sagte er, sei der Angriff mit Hitlers voller Unterstützung erfolgt.

Hitler wusste, dass er mit Litten einen beeindruckend starken Gegner vor Gericht hatte. Litten war intellektuell brillant und hatte ein fotografisches Gedächtnis. Er beherrschte viele Sprachen, darunter Englisch, Italienisch und sogar Sanskrit. Er würde all seine intellektuellen Fähigkeiten nutzen, um zu versuchen, Hitlers Glaubwürdigkeit zu zerstören.

Litten befragte Hitler wiederholt hinsichtlich der Funktion der Rollkommandos. Dieser bestritt, etwas von deren Existenz zu wissen.

Dann fragte er Hitler, warum er als angeblicher Vertreter der Gewaltfreiheit zulasse, dass Goebbels, Reichspropagandaleiter der NSDAP, in einer Schrift fordere, «den Gegner zu Brei zu stampfen».

Das brachte Hitler durcheinander, und er sagte, Goebbels habe nur bildlich gesprochen. Er habe damit sagen wollen, die NSDAP müsse gegnerische Organisationen erledigen und zerstören.

Litten liess nicht locker und wies das Gericht immer wieder darauf hin, dass Goebbels' heftig antisemitische Propaganda von der NSDAP gutgeheissen werde. Er zitierte Goebbels' revolutionäre Schrift, in welcher dieser zur Illegalität aufrief, als Beispiel für eine von der Partei gebilligte Publikation. Die Nazis, sagte er, verkörperten Gewalt und Gesetzlosigkeit.

Je länger der Prozess andauerte, desto deutlicher gewann Litten die Oberhand. Er präsent

tierte dem Gericht Dutzende von Gewalttaten, die durch die Nazis gefördert worden waren. Hitler geriet in Rage. Er verlor die Fassung, sprang auf und schrie Litten an:

«Wie kommen Sie dazu, Herr Rechtsanwalt, zu sagen, da ist eine Aufforderung zur Illegalität? Das ist eine durch nichts zu beweisende Erklärung!»

Doch genau als Hitler besonders verwundbar wirkte, kam es zu einer unerwarteten Wende. Der nazifreundliche Richter erklärte unvermittelt, Littens Verhör sei für den Angriff auf den «Edenpalast» nicht von Belang. Er hiess Litten schweigen und brach den Prozess ab. Sein Eingreifen ersparte Hitler die Schmach, wegen Förderung von Gewalt verurteilt zu werden.

**Z**wei Jahre nach dem Prozess war Hitler deutscher Reichskanzler. Die Erniedrigung durch Hans Litten vergass er nie. Bei der blossen Nennung von dessen Namen wurde er rot vor Zorn. Bei einer Gelegenheit schrie er sogar Kronprinz Wilhelm von Preussen an

## Lange nach Littens Tod in Dachau verbot Hitler die Erwähnung von dessen Namen.

und sagte, wer sich für Litten ausspreche, komme ins Konzentrationslager, und das gelte auch für den Prinzen.

Littens glänzende Karriere währte nach dem «Edenpalast»-Prozess nicht mehr lange. Er ging im Januar 1932 noch einmal gegen die Nazis vor Gericht, aber erneut ohne Erfolg.

Er erkannte die Zeichen der Zeit, weigerte sich aber, ins Ausland zu gehen. In der Nacht des Reichstagsbrandes, weniger als einen Monat nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler, wurde Litten verhaftet und ins Gefängnis von Spandau gesperrt. Im Lauf der nächsten fünf Jahre wurde er geschlagen, verhört und gefoltert. Im Sommer 1937 wurde er ins KZ Dachau geschickt und begriff, dass dies das Ende war. In der Nacht auf den 5. Februar 1938 nahm er sich das Leben.

Das Verhör durch Litten liess Hitler viele Jahre lang nicht mehr los. Lange nach Littens Tod in Dachau verbot Hitler die Erwähnung von dessen Namen.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:

«Der Kabinenjunge der Hindenburg»



## Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

**Das Smartphone vergiftet unser Familienklima: Die Kinder kommen kaum davon los, ständig sind sie am Gamen und am Filmchenschauen. Wenn wir ihnen die Geräte wegnehmen, gibt es einen Riesenkrach. Leider muss ich zugeben: Wir Eltern sind diesbezüglich nicht die besten Vorbilder, auch wir schauen viel zu oft auf den kleinen Bildschirm.**

Monika G., Rapperswil

Ihr Familienklima, das anscheinend durch die Smartphones der Kinder vergiftet wird, ist keine Ausnahmeerscheinung. Von vielen Familien höre ich Ähnliches. Offenbar legen Sie Wert darauf, dass ein harmonisches Beisammensein besteht: Das Ideal wäre eine Familie, in der jeder mit jedem redet, Gedanken austauscht, Erlebnisse erörtert und in der gemeinsame Erlebnisse den Familienzusammenhalt kitten. Eltern mit kleinen Kindern rate ich davon ab, den Kindern zu früh ein Smartphone zu kaufen. Begründen Sie gegenüber Ihren Kindern, warum es besser ist, jetzt zu verzichten. Werden die Kinder

älter und drängt es sich dann auf, ihnen ein Smartphone zu geben, erklären Sie ihnen den vernünftigen Gebrauch. Viele Kinder begreifen es und halten sich daran. Andere nicht.

Nun ist bei Ihrer Familie anscheinend guter Rat teuer. Das Gerät wegnehmen ist fragwürdig und funktioniert selten. Sie rauben dem Kind jede Entscheidungsmöglichkeit. Es dürfte auch nicht viel nützen, weil in der Regel die Eltern auf längere Sicht nicht durchhalten, weich werden und nachgeben. In Fällen, wo der exzessive Gebrauch so ist, dass ein Kind (oder Erwachsener) süchtig wird und sich Konzentrations- und Schlafstörungen einstellen oder starker Leistungsabfall auftritt, empfiehlt sich eine ernsthafte Therapie.

Auch ein absoluter Entzug, wie sich dies bei allen Süchten aufdrängen mag, ist dann zu prüfen. Aber so weit scheint es bei Ihnen noch nicht zu sein. Ich glaube, für Sie dürfte es hilfreich sein, etwas Abstand zu nehmen vom Bild des idealen Familienklimas und sich freudig mit dem Klima einer Smartphone-Familiengesellschaft abzufinden. Man kann sicher auch damit leben. Oft haben die Leute von selbst genug und stecken beim Smartphone-Gebrauch aus eigener Initiative zurück. Erzwingen ist schwierig und für den Extremfall zur allfälligen Schadensminderung aufzusparen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrli- und Buchstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

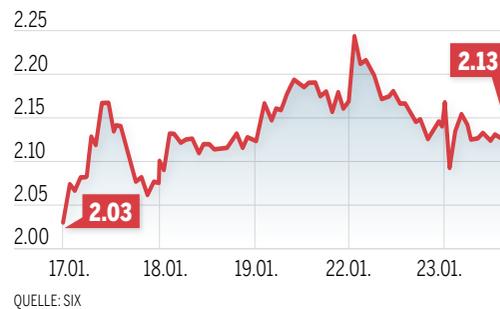
## Gewinner der Woche

### Mehr Licht für Meyer Burger

Die von Thun in die Welt hinausgewachsene Meyer-Burger-Gruppe steht besser da als in früheren Jahren. Die Firma beliefert die Solarindustrie mit Komponenten und Maschinen, unter anderem zum Sägen feiner Silizium-Scheiben, und spürt eine anziehende Nachfrage. Die Zahlen zum Geschäftsjahr 2017 zeigen einen Auftragseingang von 560 Millionen Franken, das ist fast ein Viertel mehr als im Vorjahr und der höchste Wert der vergangenen sechs Jahre. Zudem wurden die Umsatzziele von 2017 übertroffen. Meyer Burger ist 2013 bis 2016 durch eine tiefe Branchen- und Führungskrise gegangen und musste kapitalmässig saniert werden; der Börsenwert fiel damals auf einen Zehntel des Niveaus von 2011. Dann kam es zu Konzernumbau und Erholung, der Akti-

### Aktienkurs von Meyer Burger

Vom 17. bis 23. Januar 2018, in Franken



enkurs stieg im Jahr 2017 um rund 150 Prozent, und der Wertgewinn seit Anfang 2018 macht fast 30 Prozent aus. *Beat Gygi*



Thiel

## Pizza Groppera

Von Andreas Thiel

**Pizzakurier:** Guten Abend. Hier ist Ihre Pizza-lieferung.

**Schawinski:** Pizza?

**Pizzakurier:** Zweimal Pizza Margherita, dreimal Prosciutto, einmal Pizza Napoli, einmal Frutti di Mare, zweimal Stromboli, je eine Pizza Funghi und eine Pizza Salame...

**Schawinski:** Ich bin Vegetarier.

**Pizzakurier:** Das macht doch nichts. Da ist auch noch eine Pizza Verde darunter und eine Quattro Formaggi.

**Schawinski:** Mein Gott! Wer soll das alles essen?

**Pizzakurier:** Na, Sie und Ihre Familie, nehme ich an. Das macht dann Fr. 451.10 zusammen mit Salaten, Desserts und Getränken.

**Schawinski:** Und wer hat das alles bestellt?

**Pizzakurier:** Was weiss ich? Ich liefere nur aus.

**Schawinski:** Moment, ich frage mal meine Frau, ob sie Pizza bestellt hat.

**Pizzakurier:** Lassen Sie sich ruhig Zeit. Ich habe ja sonst nichts zu tun.

**Schawinski:** Tut mir leid, meine Frau hat auch keine Pizza bestellt.

**Pizzakurier:** Mir ist es, ehrlich gesagt, egal, wer das alles bestellt hat. Mein Job ist es, Pizza auszuliefern. Und das habe ich hier bei Ihnen somit gemacht. Und natürlich müssen Sie das alles auch bezahlen. Ein Pizza-Lieferservice ist ja keine Wohltätigkeitsorganisation.

**Schawinski:** Was soll ich bezahlen?

**Pizzakurier:** Fr. 451.10 alles zusammen.

**Schawinski:** Und wozu? Ich habe ja gar nichts bestellt.

**Pizzakurier:** Na, aber essen können Sie es ja trotzdem. Wir sind dafür bekannt, dass wir nur frische Produkte verwenden. Unsere Pizzas sind die besten weit und breit. Solche Pizzas kriegen Sie sonst nirgends.

**Schawinski:** Das ist mir egal! Ich habe keine Pizza bestellt, und damit basta!

**Pizzakurier:** Aber Herr Schawinski, wir leben doch nicht von dem, was Sie bestellt haben, sondern von dem, was wir liefern. Verstehen Sie?

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Handkuss und Biberpelz

Historische Premiere mit Alexander Pereira an der Mailänder Scala.

Von Hildegard Schwaninger

Schon interessant, was die Menschen am meisten interessiert. Spricht man von Alexander Pereira, ist das, was jeder – auch die Kultivierten und sogenannten Bildungsbürger – als Erstes wissen will: «Hat er noch die junge Freundin?» Ja, hat er. Daniela de Souza, die hübsche Brasilianerin, ist nach wie vor an seiner Seite. Bei einem Besuch in der Scala in Milano konnten wir uns davon überzeugen. Sie sass neben dem Intendanten in der Loge. Im roten Kleid, selbst kreiert. Mit ihrer eigenen Modelinie, «Daniela de Souza», sei sie – wie sie erzählt – ganz erfolgreich unterwegs. De Souza ist ihr Mädchenname; den Namen Daniela Weisser, wie sie früher hiess (nach Otto Weisser, dem Zürcher Erotikfotografen, der sie als seine Ehefrau von Manaus in die Schweiz holte), hat sie endgültig an den Nagel gehängt.

Alexander Pereira hat ein Talent, Dinge zu schaffen, die dazu angetan sind, in die Geschichte einzugehen. In Mailand schaffte er es – gegen viele Widerstände, vor allem finanzieller Natur –, dass an der Scala, wo er seit 2014 Intendant ist, jeden Abend gespielt wird. In Salzburg, wo er drei Jahre Intendant war, führte er die «Overture spirituelle» ein, heute fixer Bestandteil der Festspiele. Und in Zürich schaffte er es, das Opernhaus zwei Jahrzehnte lang zum gesellschaftlichen Mittelpunkt der Stadt zu machen. Unvergesslich, wie der Baron und Pferdehalter mit den Handkuss-Manieren im bodenlangen Biberpelz durch die Stadt spaziert! Jetzt hat er an der Mailänder Scala etwas His-

torisches geschaffen. Erstmals wird hier «Die Fledermaus» gespielt. Pereira, der geborene Wiener, hat sich mit dieser Produktion einen Herzenswunsch erfüllt. Wie er an der Premierenfeier – in perfektem Italienisch – sagte, sei «diese Musik nahe bei meinem Herzen».

Die Operette von Johann Strauss (auf Italienisch: «Il pipistrello») war ein ziemlicher Erfolg. Eigentlich sollte Zubin Mehta dirigieren, doch er musste an der Schulter operiert werden, also sprang Cornelius Meister ein, auch in Zürich kein Unbekannter (am Opernhaus dirigierte der 37-jährige Deutsche «Die Zauberflöte»). Cornelius Obonya, der Schauspieler aus der berühmten Theaterdynastie (Neffe von TV-Star Christiane Hörbiger und ein Cousin der Schauspielerin Mavie Hörbiger, die man vom Zürcher Schauspielhaus kennt und als Ehefrau des Publikumsliebblings Michael Maertens), zeigte mit dieser «Fledermaus» seine erste Regiearbeit. Pereira, der – als Intendant der Salzburger Festspiele – Obonya für die Rolle des «Jedermann» entdeckt hat: «Als ich Obonya als Jedermann sah, dachte ich, der muss auch Regie führen.» «Die Fledermaus», wo es – wie meist in der Operette – um Irrungen, Wirrungen und Verwechslungen in der Liebe im Wiener Society-Milieu geht, spielt in Obonyas Inszenierung in Kitzbühel. Das erste Bühnenbild, der schneebedeckte Hahnenkamm im Abendlicht, überwältigt (Bühnenbild und Kostüme: Heike Scheele). Prinz Orlofsky, die Mezzo-Paraderolle, ist kein Mann, sondern eine russische



Fast verliebt

## Männer dressieren

Von Claudia Schumacher

Aber ansonsten geht's euch gut?», frage ich Sabine, die lustlos ihre Zimtschnecke zerkrümelt. Es ist ihr Abschiedsbrunch: Nächste Woche ziehen sie nach Seattle, wo

Karl einen obszön gut bezahlten Job antritt. Sabine wird Expat-wife und Vollzeitmami.

«Ansonsten geht es uns gut, ja!», antwortet sie mit toxischem Lächeln. «Abgesehen davon, dass ich alles aufgab für ein Leben, das ich nie wollte, für eine Beziehung, in der mein Mann mich kaum noch berührt, aber jeder anderen Frau hinterherschaut, die zwei Arme und zwei Beine hat, abgesehen davon, ja: alles super!» Ich rücke unwillkürlich nach hinten – Hilfe, so kenne ich sie gar nicht.

Dabei wirken sie und ihr Mann nach aussen harmonisch. Wenn sie sich verstohlen im Beisein anderer ein Küsschen geben, wirken sie sogar verliebt. «Ach, jetzt komm», sage ich, «ist es wirklich so schlimm, oder bist du einfach nervös wegen Amerika?»

Sie seufzt, ganz angespannt. Marion, die neben ihr sitzt, streichelt ihre Schulter. «Ich fühle mich einfach machtlos gegen Karl», sagt



*Kampfstiefel an den Füßen:* Eva Mei.



*Prachtvolle Choreographie:* «Die Fledermaus».



*«Nahe bei meinem Herzen»:* De Souza, Pereira.

Oligarchin. Die wird gespielt von der in der Schweiz bestens bekannten Russin **Elena Maximova**. An den St. Galler Festspielen sang sie in zwei Produktionen die Hauptrolle: 2014 in «La Favorite» und 2012 in «La Damnation de Faust». Maximova ist verheiratet mit dem Zürcher Sängergagenten **Teddy Gerstel**; sie ist fest im Ensemble der Wiener Staatsoper, so leben die beiden heute vor allem in Wien. Gemanagt wird Maximova von **Germinal Hilbert**, dem Star unter den Sängergagenten, der bei der Premiere in Mailand auch anwesend war (**Daniela Fally** aus seinem «Stall» sang die Adele). Cornelius Obonya, dem seine Frau **Carolin Pienkos** (als Co-Regisseurin) zur Seite stand, hat jetzt Blut geleckt: Er plant weitere Opernszenierungen. Mit Maximova will er sich in Wien mal treffen.

Die Freude des Abends war **Heinz Spoerli**, ehemaliger Ballettdirektor des Zürcher Opernhauses, der die Choreografie machte. Die Tanzinlagen waren prachtvoll und bekamen den grössten Applaus. Spoerli strahlte. An der Scala erlebt er zurzeit einen Aufschwung. Heute Abend haben seine «Goldberg-Variationen» Premiere. Man begegnete noch einer Künstlerin, die man aus Zürich kennt. **Eva Mei** war hier unter **Pereira** ein Star. Sie war seine **Violetta** in «La Traviata». In Mailand singt sie die **Rosalinde**. Optisch hat sich **Eva Mei** etwas verändert: Sie sieht sehr jung aus, sehr schlank, die Haare kurz und weiss gefärbt und Kampfstiefel an den Füßen. Wie man aus Kulissenklatsch hört, ging es in der Kostümabteilung ziemlich chaotisch zu. Das Kostüm, das Mei auf dem Orlofsky-Ball tragen sollte, passte hinten und vorne nicht. Also ging die Sopranistin in die **Via Monte Napoleone** und kaufte sich selber ein Abendkleid. Rubinroter Samt. Sie sah darin umwerfend aus.

#### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

Sabine verzweifelt. Früher, in ihrem Leben als Unternehmensberaterin bei einer der zwei Firmen, die jeder kennt, leitete sie ein Team. Sie hat das Führen gelernt. **Karl** wirkt zwar wie einer, der etwas viel Testosteron hat, aber dass die 37-jährige **Sabine** ihm nicht auf Augenhöhe begegnet, denkt man nicht. «Du fühlst dich machtlos?», frage ich erstaunt.

Sie schaut in die Runde und gibt die Frage zurück, an alle: «Habt ihr denn das Gefühl, gegen den Willen eurer Männer irgendetwas durchsetzen zu können?» Nur **Marion** reagiert mit heftigem Nicken, etwas zu hastig.

«Es gibt doch diese Frauen, die ihre Männer wie Dreck behandeln. Die eifersüchtig sind, SMS-Terror betreiben, über seine Freunde giften, und sind es nicht genau diese Frauen, die es schaffen, dass die Männer ihnen aus der Hand fressen?», fragt **Sabine** dramatisch. Theatralische Pause. Zögerliche Zustimmung

in der Gruppe. «Manchmal denke ich, genau so müsste ich **Karl** behandeln: mies. Aber das kann ich nicht», jammert sie weiter, «ich will immer das Richtige tun.» Am Ende des Tages tanze ihr **Karl** aber auf der Nase herum. Sie erzählt von ihrer Mutter, die nie berufstätig war und den Vater nach Strich und Faden zu manipulieren wusste, inklusive Fouls, Erpressung und Ultimativen.

«Vielleicht habe ich im Berufsleben verlernt, in der Liebe zu siegen», schlussfolgert **Sabine** überraschend. «Mit der professionellen Fairness, die man sich im Job aneignet, landet man im Anarcho-Dschungel eines trauten Heims keinen Stich. Es müsste Kurse geben an der Migros-Klubschule: «Männer dressieren und das Heim erobern – für Anfänger, Analphabeten und viel zu nette Karrierefrauen.»



Unten durch

## Dringend

Von **Linus Reichlin**

**N**ehmen wir mal an, deine Frau habe dich gebeten, endlich mal zu einem Elternabend mitzukommen, die anderen Eltern würden schon denken, sie sei Witwe, weil sie immer allein komme. «Es gibt Väter, die jedes Mal kommen», sagt sie, «sogar die mit Alkoholproblemen und die Ausländer mit Bart.» Du bist überzeugt, dass die einen erst wegen der vielen Elternabende zu Trinkern geworden sind und dass die anderen nur hingehen, weil ihre grausame Religion es von ihnen verlangt. Deiner Meinung nach sind Elternabende die unbarmherzige Quittung für Elternnächte: Da hat man ein einziges Mal leidenschaftlich miteinander geschlafen, und zehn Jahre später muss man dafür büssen, indem man nach einem anstrengenden Arbeitstag den Feierabend in einem kalten Schulzimmer mit einem aggressiven Lehrkörper verbringt. Aber deiner Frau zuliebe gehst du diesmal mit. Das erste Traktandum ist natürlich «Gewaltprävention», denn die heutigen Lehrer sind bekanntlich gewaltbesessen und können von nichts anderem reden. Die Klassenlehrerin sagt, in letzter Zeit seien in der grossen Pause leider einige Fälle von «versuchter Entfernung von Gliedmassen» vorgekommen. Dir ist völlig klar, was die Lehrerin damit bezweckt: Es ist ein Einschüchterungsversuch. Sie will, dass alle Eltern jetzt befürchten, dass es ihr Kind war, das mit dem Butterfly-Messer rumgespielt hat.

Mit Eltern in diesem Zustand kann man dann alles machen, zum Beispiel kann man ihnen eine geschlagene Stunde lang von den Vorbereitungen für die nächste Schulreise erzählen, und keiner wagt es mehr zu rufen: «Langweilig! Was gehen uns die Reisen unserer Kinder an!» Das schlechte Gewissen der Eltern ist das Salz aller Elternabende, und die Lehrer spielen auf diesem Salz wie auf einer Klaviatur. Du warst in Deutsch schon immer gut, deshalb machst du dich jetzt zum Wortführer jener, die sich nicht einschüchtern lassen: «Was genau waren das für Gliedmassen, Frau Lehrerin», rufst du, «und welche Schüler haben versucht, sie abzuschneiden? Wir wollen Namen hören!» Die Lehrerin sagt, die Eltern der tatverdächtigen Schüler seien bereits schriftlich benachrichtigt worden,

>>> Fortsetzung auf Seite 80

in einem Brief, auf dessen Couvert der Stempel «Dringend» stehe. «Jesses», flüstert deine Frau dir zu, «gestern kam ein Brief von der Schule! Mit «Dringend»! Ich hab ihn noch nicht aufgemacht, weil ich dachte, dass es nur wieder Werbung für den Unterricht in Früh-Chinesisch sei!» Das ist jetzt natürlich dumm. Sehr dumm. Und zwar von deiner Frau! Kann sie «Dringend» nicht von «Undringend» unterscheiden? Jetzt hat die Lehrerin dich natürlich in der Hand! Wenn der Sohn ein frühbegabter Messerstecher ist, muss der Vater sich als besonders vorbildlich und anständig erweisen, damit die Lehrerin nicht denkt, dass du Alkoholiker bist oder einen Bart hast und eure ganze Familie zerrüttet ist.

Als die Lehrerin zum nächsten Traktandum übergeht und eine geschlagene Stunde lang über die Vorbereitungen zur Schulreise spricht, hörst du lächelnd und nickend zu, und am Schluss stehst du auf und sagst: «Ich würde am Tag der Schulreise gern freiwillig am frühen Morgen so viele Kinder wie möglich mit dem Auto zum Bahnhof fahren, damit die anderen Eltern länger schlafen können.» Herr Wieser und Herr Demirkan stehen gleichfalls auf und bieten an, freiwillig für alle Kinder Frühstücksbrote zu streichen und einen Kuchen zu backen, damit sie auf der Schulreise nicht verhungern. «Und zusätzlich ich putze nach Elternabend freiwillig das Schulhaus!», sagt Herr Demirkan, aber du sagst: «Nein, das ist meine Aufgabe, Herr Demirkan! Und ich putze auch gleich noch die Bildungsdirektion!» «Die wollte aber ich putzen!», ruft Herr Wieser. «Und wenn die Herren vielleicht auch noch meinem Schwager beim Umzug seines Möbellagers helfen könnten», sagt die Lehrerin, «das wäre natürlich super!»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

### Spitze vom Spitzerberg

Von Peter Rüedi

Hier ist ein Wein aus einer grossen schmalen Lage zu feiern, die sich langsam auf der Weinkarte Europas Aufmerksamkeit verschafft. Die Appellation Carnuntum im Nordosten Österreichs ist jungen Ursprungs und trägt einen alten Namen, so liegt der Verdacht nahe, dass hier eine kaum beachtete Zone mit antikem Chic geadelt werden sollte. Ob solche Überlegungen eine Rolle spielten, als sie 1993 von der Appellation Donauland getrennt wurde, entzieht sich meiner Kenntnis. Tatsächlich aber erleben namentlich die roten Weine aus dem Donaubecken zwischen den Hainburger Bergen (dem Beginn der Kleinen Karpaten) und dem Leitha-Gebirge (dem Ausläufer der Alpen) einen enormen Aufschwung.

Der ganz ausserordentliche Wein dieser Woche kommt aus dem östlichsten Zipfel des Beckens, vom Spitzerberg, der zwar wenig mit einem Berg gemein hat, vielmehr als eine Art «Kalkriff», quer vor den Kleinen Karpaten gelegen, auf kleinem Raum ganz ausserordentliche und unterschiedliche Terroirs zu bieten hat.

Hierher kehrte Dorli Muhr, die eine besonders rührige und kompetente Agentur für Wein in Wien führt (Wine & Partners), 2002 in einem Joint Venture mit dem portugiesischen Douro-Crack Dirk van der Niepoort zu ihren Ursprüngen zurück. Hier waren die Bedingungen für die Blaufränkisch, die Rebe ihrer Leidenschaft, optimal wie kaum irgendwo sonst.

Mit Beharrlichkeit entstand auf zwölf Hektaren nebst ein bisschen Syrah und Merlot ein Musterreservat der österreichischen (roten) Leitsorte. Sie zeitigt bei richtiger Behandlung Resultate, die wie keine dem neuen Trend zu eleganten, beschwingten, «burgundischen» Weinen entsprechen: konzentriert, aber nicht üppig, mässig im Alkohol und Holz, mit gut-integrierter Säure und feinen Tanninen und einer spürbaren Mineralik. Ein Wein, der mit nichts zu vergleichen sei, sagt Stephan Reinhardt von «Parker's»: eine «Kategorie für sich».

Muhr weist das Lob nicht ganz ohne Koketterie von sich. Inzwischen arbeite eine ganze Gruppe von Winzern daran, den Spitzerberg zu einem Cru zu machen, alle darauf bedacht, sich selbst zurückzunehmen. «Das Genie hinter diesen Weinen ist einfach der Berg. Er ist ein so unglaublich eigenständiges, unvergleichliches Terroir, dass man als Winzer/-in nur versuchen kann, alles sanft, bedacht und richtig zu machen.» Muhrs «Spitzerberg», sagt sie, sei ein «langsamer» Wein. Der 2015 ist ein besonders gelungener Jahrgang. Längeres Dekantieren ist also zu empfehlen. Oder ein Vergleich mit dem 2011er.

Muhr-van der Niepoort Spitzerberg Carnuntum 2015. Gerstl, Spreitenbach. Fr. 58.–. www.gerstl.ch  
Spitzerberg Carnuntum 2011. Ebenda. Fr. 44.–.



## Salz & Pfeffer

### Kulinarischer Mittelpunkt

Von Andreas Honegger

Für einmal dauerte das Gourmet-Festival St. Moritz fast doppelt so lange wie sonst. Der Grund für die neun Tage alpines Schlaraffenland war die Feier des 25. Jubi-

läums. Reto Mathis, Spiritus Rector und Chef des Organisationskomitees, hätte es sich beim ersten Festival – wie er bei der Eröffnung im «Kulm» festhielt – nie im Leben träumen lassen, dass diese Institution sich so etabliert, dass man nun das Vierteljahrhundert ihres Bestehens feiern kann.

Mathis hat am Sonntag bei strahlendem Wetter in seinem neuen klubartigen Restaurant «Che Cha» im Skigebiet nahe der Chantarella zum «Russian New Year's Brunch» geladen, unterstützt von den Starköchen Ian Kittichai aus Bangkok, Syrc Bakker aus den Niederlanden, Jörg Sackmann aus Baiersbronn, Ana Ros aus dem slowenischen Kobarid – 2017 als weltbeste Köchin ausgezeichnet – und dem so wunderbar bodenständigen Maître Antony, dem Käsepapst aus Vieux-Ferrette, Frankreich. Eine sensationelle Tavolata mit wunderbarer Ambience hat Rolf Fliegau im «Ecco» im Hotel «Giardino Mountain» angerichtet. Er ist im Winter dort

der Küchenchef, im Sommer kocht er im «Ecco» in Ascona. Aus der Schweiz ist sonst nur noch Tanja Grandits mit von der Partie. Sie kocht bei Fabrizio Piantanida im «Kronenhof» in Pontresina. Im «Palace» hat sich die Confiserie Sprüngli eingenistet mit nachmittäglichem «Chocolate Cult».

Einige der Gastköche kamen erst im Laufe der Woche ins Engadin, aber das System, dass den Küchenchefs der grossen Häuser renommierte Köche aus allen Teilen der Welt beigesellt werden, hat sich seit Jahren bewährt. Ursprünglich vor allem gedacht, um das Januarloch mit Gästen zu füllen, hat sich das Festival längst zum unverzichtbaren Event gemacht. 80 000 Gourmetliebhaber hat es bisher ins Engadin gelockt und 200 internationale Spitzenköche aus über dreissig Ländern. Acht Engadiner Fünfsternehäuser bieten dafür die solide Basis.



Auto

## Der kommt quer

Mit dem neuen BMW M5 gibt es in der Hochleistungslimousine erstmals einen Allradantrieb. Und was für einen! *Von David Schnapp*

Auf dem vereisten, mit Schnee bedeckten Flugplatz von Gstaad habe ich mich mit der bayrischen Führung der M GmbH getroffen, um zu erfahren, was der neue BMW M5 kann. Genauer gesagt, was das erstmals in der legendären Hochleistungslimousine verfügbare Allradsystem kann. Der Instruktor sagt dazu in breitem Bayern-Slang: «Probiert S' es, dann spürt S' es.» Bei der M GmbH ist man in manchen Fragen störrisch-konservativ. Einen

M5-Kombi gibt es nicht (mehr), weil die Karoseriesteifigkeit den hohen Ansprüchen der Ingenieure nicht genügt. Und auch ein Allradsystem war bislang – mit Ausnahme der SUV-Modelle – verpönt, weil es der reinen Lehre widerspricht, wonach emotionale, sportliche Autos über die Hinterräder angetrieben werden.

### Anderes Auto per Tastendruck

Also hat man ein Allradsystem namens MxDrive entwickelt, das den M5 wohl zum vielseitigsten Auto seiner Klasse macht. Mein mattweinrotes Testauto steht auf einem rutschigen Untergrund aus Schnee und Eis, ein Druck auf den knallroten Startknopf und der doppelt aufgeladene V8 meldet sich mit einer dröhnend-donnernden Startsequenz. Fährt man jetzt los, arbeiten sich die breiten 19-Zoll-Winterräder souverän voran, die Traktion auf der Geraden ist überraschenderweise hervorragend, und bloss, weil ich bewusst zu scharf und zu schnell in die Kurve schiesse, regelt das

System die eigentlich vorhandenen 600 PS auf vielleicht 30, 40 Stundenkilometer runter. Sicher ist sicher, und das Auto kommt ohne Dreher um den Bogen herum.

Ein Tastendruck, und ich habe ein ganz anderes Auto in der Hand. Das Stabilitätsprogramm lässt nun einen recht grossen Spielraum zu, und das Allradsystem leitet über ein aktives Sperrdifferential so viel Kraft an die Hinterachse, dass man gelassen und cool quer durch die Kurve driften kann. Fahrern mit feinem Gespür fürs Gaspedal und der erforderlichen Reaktionszeit am Lenkrad steht eine weitere Eskalationsstufe zur Verfügung, der M5 wird mit einem Tippen auf den berührungsempfindlichen Bildschirm nur noch über die Hinterachse angetrieben. Noch selten war der etwas aus der Mode gekommene Begriff «Heckschleuder» zutreffender als hier auf dem eisigen Untergrund. Notiz am Rande: Seit kurzem hält der neue M5 den Weltrekord im Dauerdriften: acht Stunden lang.

Der M5 *on the rocks* ist ein bubenhaftes Vergnügen für Auto-Enthusiasten. Ich drehe meine Runden auf dem Eisschnee – ab und zu auch unfreiwillig um die eigene Achse – und finde, es wäre nicht verkehrt, den ganzen Tag im Kreis zu fahren. Dieses Auto bringt einen wahlweise sicher, aber jedenfalls schnell von A nach B und ist auf Wunsch sofort in der Lage, einem fast endlose kindliche Freude zu bereiten.

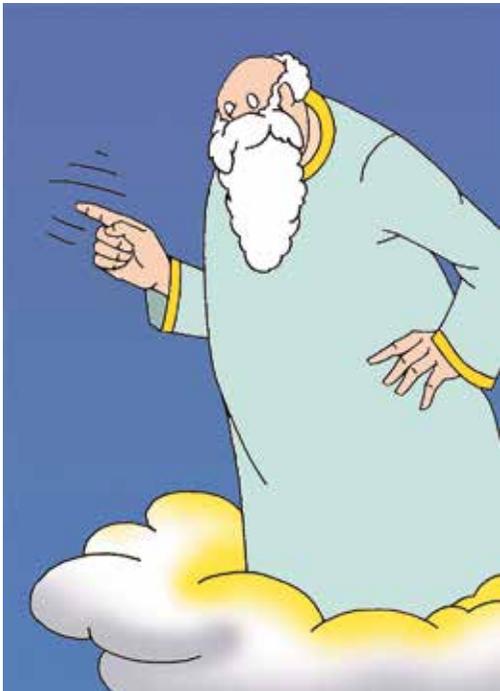
### BMW M5 First Edition

Leistung: 600 PS (441 kW), Hubraum: 4395 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 250/305 km/h  
Preis: Fr. 139 900.–, Testauto: Fr. 174 680.–



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



An der Abdankung des früheren *Weltwoche*-Chefredaktors Jürg Ramspeck in der Zürcher Fraumünsterkirche sagte der Pfarrer im Namen der Anwesenden, man bitte Gott, den Verstorbenen bei sich aufzunehmen. Ist es nicht theologisch falsch und anmassend, wenn ein reformierter Pfarrer sich sozusagen als Wegbereiter in den Himmel, gleichsam als pfortenöffnender Türsteher Gottes gebärdet? Nach reformierter Lehre hat der Mensch doch keinerlei Einfluss auf den Willen Gottes, und er sollte sich auch nicht einbilden, dies zu haben.

Bernhard M., Zürich

Als Faustregel gilt: Die römisch-katholische Abdankung ist dem Verstorbenen, die evangelische den Hinterbliebenen gewidmet. Erste Fürbitten für Tote tauchen in Nordafrika ums Jahr 200 auf. Im Mittelalter nahmen die Fürbitten für das Seelenheil einen breiten Raum ein. Die Reformatoren gewannen dann die Überzeugung, dass die Lebenden nichts mehr für den Toten tun können. Diese Sicht gilt nach wie vor. Sie zeigt sich auch weitgehend in den Liturgien. Daher bete ich lieber im Indikativ, dem Verstorbenen ist die Auferstehung durch Christus verheissen, und diese Zusage sowie der Beistand Gottes sollen die Trauernenden trösten. Peter Ruch

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Gut so, dass sich der blitzgescheite Bundeskanzler Thurnherr einmischet.» Roger E. Schärer

### Der achte Bundesrat

Nr. 3 – «Einer, der sich einmischet»; Katharina Fontana über Bundeskanzler Walter Thurnherr

Gut so, dass sich der beeindruckende, blitzgescheite, politerfahrene Bundeskanzler Walter Thurnherr mit seiner bundeskanzlerischen Leadership als hervorragender Manager der Bundeskanzlei einmischet. Seit langem haben wir in dieser Funktion wieder eine starke Persönlichkeit, die an frühere markante Bundeskanzler erinnert. Einer, der Bundesratspotential hat. Es tut gut, dass nach den grossen Persönlichkeiten Oskar Leimgruber, Charles Oser, Karl Huber wieder ein Leuchtturm in der Bundeskanzlei wirkt. Abgesehen von Fehlbesetzungen wie der überforderten und wenig überzeugenden Annemarie Huber-Hotz. Mit wenig Fortüne wurden ihre Versuche zurückgebunden, sich ebenfalls einzumischen und sich zu profilieren. Mit Bundesberner Eitelkeit liess sie sich einen Ehrendoktor der Universität Bern verleihen und ist dank unsäglichem Politfilz ins Präsidium des Schweizerischen Roten Kreuzes gestellt worden. Es war wieder einmal die *Weltwoche*, die die unsäglichen Immobiliengeschäfte der Familie der alt Bundeskanzlerin im Kanton Zug ans Licht brachte.

Roger E. Schärer, Feldmeilen

### Widersprüchlich

Nr. 3 – «Die Bekehrung»; Interview mit Nir Baram

Einerseits hat Baram erkannt, dass es den Palästinensern um das ganze Territorium Israels geht. Man lese nur deren Satzungen. Andererseits schwärmt er von einer Einstaatenlösung mit Juden und Muslimen und einer internationalen Verwaltung der Altstadt Jerusalems. Es gehe den Palästinensern nur um «Bewegungsfreiheit», sagt er dann. Alles ziemlich widersprüchlich und naiv. Dass seine Idee mit Terror und Gewalt – wie während der Mandatszeit ab 1922 – verbunden wäre, berührt ihn nicht. Nach Attentaten würde innert Stunden «Normalität» einkehren, meint er. Was sagten wohl die jüdischen Opfer und deren Angehörige dazu? Es gibt rechtlich weder die Grenzen von 1948 noch die Grenzen von 1967, nur die Waffenstillstandslinie von 1949 (Green Line). Leider lässt Baram die über 800 000 jüdischen Flüchtlinge unerwähnt, die ab 1948 aus arabischen Ländern flüchteten. Sie liessen unter anderem privaten Landbesitz, entsprechend der vierfachen Fläche Israels, zurück.

Hanspeter Büchi, Stäfa

### Softie-Kultur

Nr. 3 – «Gedanken aus einem Dreckloch» von Mario Widmer; «Ende einer deutschen Karriere» von Philipp Gut

Die beiden Texte müssten einem sehr zu denken geben. Hierzulande wurde schon vor längerer Zeit besonders aus einer politischen Richtung eine übertriebene Political Correctness kritisiert. Auch der Wahlausgang in verschiedenen Ländern Europas und anderswo lässt vermuten, dass ein Wandel im Gang ist. Ich bin nur nicht sicher, ob dieser nicht zu spät kommt. Denn die allen alles recht machen wollende übertriebene Humanitätsduselei hat vor allem in den sogenannten zivilisierten, mehrheitlich westlichen Gesellschaften zu einer Softie-Kultur und -Mentalität geführt, die Menschen zunehmend unfähig macht, sich gegen problematische Entwicklungen und Einflüsse zu schützen oder zu wehren. Arno Müller, Kappel

### In Geiselhaft

Nr. 1 – «Kolonialismus war eine gute Sache»; Interview mit Bruce Gilley

In einem hat Bruce Gilley recht: Vielen ehemaligen Kolonien geht es heute schlechter als unter dem Kolonialismus. Doch Gilleys Omissionen bezüglich der Gründe sind erschreckend. Der Kolonialismus hat die lokalen Wirtschaften und Industrien praktisch völlig zerstört und Strukturen aufgebaut, die einzig dem Export von Rohstoffen dienen. Der Mehrwert wurde bei den Kolonialmächten erzeugt. Diese exportorientierten Strukturen bestehen grösstenteils noch heute und sind Teil des Neokolonialismus, den Gilley geflissentlich ignoriert. Zwar wird der Mehrwert nun oft in den ehemaligen Kolonien selbst erzeugt, dies aber durch transnationale Konzerne, die den Profit einstecken. Diese Länder sind heute nicht unabhängig, sondern in Geiselhaft internationaler, von den USA dominierter Finanzinstitute wie des IWF und der Weltbank sowie transnationaler Konzerne. Dies, ohne dass die profitierenden Länder Verantwortung übernehmen müssen, wie das im Kolonialismus noch der Fall war.

Konstantin Demeter, Preonzo

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11									12	
13	14		15				16		17			18		
19						20								
			21									22		
23		24						25						
26					27						28		29	
30				31				32		33				
34				35			36					37		38
39							40						41	
				42						43				
	44						45					46		

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Scheint durchsichtig, ist auffällig

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Eine Art von Gott gesandter Assistent. 5 Technik: Es enthält Antrieb und Abtrieb. 11 Ein Präfix, das oberhalb meint. 12 Urlaub, Gesundheit inklusive. 13 Das Tischgestell mit der nötigen Würze. 16 Ersuchen – mit etwas Suchen gelingt es. 19 Man wähle: Kampfbahn, Vorführplatz, Manege. 20 Die Rostblättrige ... wächst im Gebirge. 21 Eine der Schwestern von Eva Braun – in schrecklich brauner Zeit. 22 Transatlantische Leute, wie wir sagen. 23 Einst mesopotamisches Reich. 25 Getränkigant im Dauerclinch mit dem Namensvetter. 26 Der Bach mündet bei Döttingen in die Aare. 27 Übersetzt heisst die chinesische Stadt (Innere Mongolei) schwarzes Meer. 28 Städtchen, passt zu Litauen wie Lettland. 30 Was Schweizer Snowboarder gerne machen. 32 Verwirrendes faseriges Gewirr. 34 Zu jenem Paradies fehlt nicht viel. 35 Er besitzt eine Uhr oder auch ein Haus. 39 Was sie betrifft, ist es eine Frage der Interpretation. 40 Die Schlacht um jene Stadt, während der Befreiung Belgiens. 41 Jener Indianerstamm im Bundesstaat Mississippi, vor dreihundert Jahren. 42 Aufs Ganze gesehen ist er mal gross, mal klein. 43 Beim Verkehr geht's um jenen Vortritt. 44 Vorname, den man in Hollywood schätzt. 45 Verband des luftigen Gewerbes. 46 Stichwort für die Wende in Wasser und Wind.

**Senkrecht** — 1 Nein, leider gar kein Schlaf des Gerechten. 2 Ob Focaccia oder Ciabatta, es ist immer auch dies. 3 Wo das Göttergeschlecht der Asen wohnt. 4 Mischwesen, das Japaner das Fürchten lehrt. 5 Ein bisschen anders und mehr als hell, buchstäblich. 6 Revolvermann und legendär, war im Wilden Westen nicht irgendwer. 7 So ist Maria, sagen Gottesfürchtige. 8 Entfernung eines Organs aus Sicht eines Mediziners. 9 Die Katze hat man so genannt wirklich lieb. 10 Ernst, und sie passt namentlich dazu. 14 So genannte Geographie. 15 Ja, es ist schon auch eine Information. 17 Ist man im besten Fall bei Fussballspielen. 18 Was wir hier (Schweiz) auch eine Fahrbahn nennen. 20 Bei der Brady-pnoe, so der Arzt, ist sie verlangsamt. 23 Sie sind klein, unansehnlich und mögen es dunkel und feucht. 24 Reicher und mächtiger König Lydiens. 25 Landwirtschaftliche Stadt südlich von Santiago de Chile. 27 Das Adverb, das keinen Stillstand zulässt. 29 Durch die Nase atmen – sie animieren dazu. 31 Bei der dicken (ohne h) denkt man auch an deutsches Geschütz. 33 Schwedische Stadt am nördlichen Ende der Ostsee. 36 Alphons (Alt Bundesrat) wie Andy (Ex-Fussballer) mit Nachnamen. 37 Mensch mit dunkler Hautfarbe – politisch inkorrekt. 38 Da sprechen wir entweder von Blume oder von Wein.

©Fritz Müller - Rätselfactory AG

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 551

S	T	A	E	H	R	E	H	A	R	K	E		
H	A	U	S	T	A	U	L	A	I	A	I	T	
A	N	W	E	R	B	U	N	G	S	T	A	R	R
G	H	A	R	B	B	E	I	M	O	B	O	E	
A	B	A	K	E	A	D	E	W					
G	N	A	E	G	I	Q	H	O	L	A	H		
E	D	E	N	S	P	U	K	E	N	L	H	A	
A	S	I	E	I	A	R	G	A	T	E	S		
E	S	T	V	L	I	K	U	D	B	A	R	T	
S	A	H	I	H	A	J	U	L	I	E	R		
T	R	E	T	R	O	L	L	E	R	E	R	I	C
J	T	E	N	E	A	E	S	E	N				

**Waagrecht** — 3 AEHRE 7 HARKE 12 HAUSI  
15 AULA 16 LAIT (franz. f. Milch) 17 ANWERBUNG 18 STARR 19 (al-) GHARB 20 BEIM 22 OBOE 23 BAKE 25 ADE 27 GNAEGI 30 HOLA (span. f. Hallo!) 33 EDEN 34 SPUKEN 37 LHA 39 LEHAR 40 GATES 42 ESTV (Abk. f. Eidg. Steuerverwaltung) 45 LIKUD 47 BART 48 SAHIB 50 JULIER 51 TRETROLLER 52 ERIC 53 ITEN 54 AESEN

**Senkrecht** — 1 SHAG 2 TUWA 3 AIRBAG 4 HAUBE 5 RUNE 6 ELGI (geil) 8 ALTOEL 9 RAAB 10 KIROW 11 ETRE (franz. f. Sein) 13 ANHAND 14 SERBEN 21 MAHE 24 KISEL (Silke) 26 DONG 27 GEAEST (Gaeste) 28 AESTHET 29 QUAK 31 ALTAERE 32 HAST 35 PHIALE 36 KRUIJE 38 HERRIN 41 ABIES (wissenschaftl. Gattungname für Tannen) 43 SARI 44 VITE (franz. f. schnell) 46 DURA 49 BRN

**Lösungswort** — **RAETSELRATEN**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

# Degussa



GOLD UND SILBER.



## GOLD. DIE STÄRKSTE WÄHRUNG SEIT 6000 JAHREN.

Was wird Donald Trump auf dem WEF zur weltwirtschaftlichen Entwicklung sagen? Wir wissen es nicht – und er selbst vermutlich auch nicht. Statt atemlos seinen Tweets zu folgen, empfehlen wir grundsätzlich eine weitsichtige Strategie: Unabhängig von kurzfristigen politischen Erwägungen ist Gold das solide Investment für Menschen mit einem langen Anlagehorizont. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio zusammen. Und gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schrankfach bei uns lagern. Informationen und Online-Shop unter:

**DEGUSSA-  
GOLDHANDEL.CH**

Verkaufsgeschäfte:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich  
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf  
Telefon: 022 908 14 00

